

Parteichefin Frauke Petry schreibt über den «Skandalfall» AfD

DIE WELTWOCHEN

Nummer 1 – 5. Januar 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Neue
Kolumnen**
«Unten durch»,
«Fast verliebt», «Die Bibel»

4 194707 008907 01

Fall Hildebrand
Der Justizabtraum
des Informanten
Hermann Lei

EU-Diplomatie
Protokoll der
Unterwerfung

Mission in Afrika
Gipfelkönig
rettet
Ananaskönig



Ein Rebell nach Schweizer Art

Zwingli: Vom Bauernsohn zum Weltbeweger



TRAUEN SIE KEINER
BODENHEIZUNG
ÜBER 25.
SANIEREN STATT
ERSETZEN.

Ist Ihre Bodenheizung älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre schon spröde und verschlammte sind. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Spülungen und einfache Reinigungen führen nach kurzer Zeit häufig zu noch grösseren Problemen. Unser HAT-System hingegen versetzt Ihre Bodenheizung wieder in den Neuzustand. Günstig und ohne Baustelle.

Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:
www.naef-group.com oder auf der **Gratis-Infoline 0800 48 00 48.**

Intern: Reformation, neue Kolumnisten, Ananaskönig

Zuerst einmal: Alles Gute zum neuen Jahr, viel Erfolg, Glück und hoffentlich anregende Lektürestunden mit der *Weltwoche*. Wir freuen uns, liebe Leserinnen und Leser, dass wir auch in diesem Jahr für Sie schreiben dürfen. Wir sind uns bewusst: Sie sind anspruchsvoll, schätzen eine unkonventionelle Zeitung und erwarten, dass wir Sie inspirieren und zu guten Diskussionen anregen. Wir freuen uns darauf, diese Herausforderung auch in diesem Jahr anzunehmen.

Am 31. Oktober 1517 nagelte der deutsche Augustinermönch Martin Luther seine 95 Thesen gegen den päpstlichen Ablass-Schacher an die Türe der Wittenberger Schlosskirche. Es war der Beginn der Reformation vor bald 500 Jahren. Fast gleichzeitig erwachte in der Schweiz die Glaubenserneuerung. Die Hauptrolle spielte der Bauernsohn Ulrich «Huldrych» Zwingli. Der schöpfte Mut dank Luthers kämpferischer Art, wirkte dann über Luther hinaus auf die ganze, vor allem die angelsächsische Welt. Wie und warum genau, das beleuchten wir in der aktuellen Ausgabe mit namhaften Autoren: Der preisgekrönte deutsche Reporter und ehemalige Dominikanermönch Hans Conrad Zander schreibt über Zwinglis legendäres Treffen mit Luther. Der Kirchenhistoriker Diarmaid MacCulloch, Universität Oxford, ordnet Zwingli in den Kontext der Reformation ein. Zudem beschäftigen sich die *Weltwoche*-Autoren Roger Köppel, Peter Keller, Rolf Hürzeler und der Theologe Peter Ruch mit weiteren Facetten dieses Schweizer Rebellen, der allerdings ein Rebell wider Willen war. **Seite 20 bis 31**

In eigener Sache: Zum Jahreswechsel dürfen wir Ihnen ein paar Veränderungen vorstellen. Der Schweizer Schriftsteller Linus Reichlin kehrt zur *Weltwoche* zurück. Jahrelang schrieb er die beliebte «Moskito»-Kolumne, als wir noch im Zeitungsformat unterwegs waren. Der brillante Autor widmet sich unter dem langjährigen Lesern vertrauten Titel «Unten durch» dem Leben aus der Sicht eines heterosexuellen weissen Mannes, einer fast schon bedrohten Spezies auf unserem Planeten. Gleichsam als Gegenakzent schreibt unsere Redaktorin Claudia Schumacher ihre neue Kolumne «Fast verliebt». Beide Rubriken finden Sie im Kultur- und Gesellschaftsressort. Ebenfalls jede Woche, passend zum Reformationsjahr, nimmt sich der reformierte Schweizer Theologe Peter Ruch eine Bibelstelle vor, die er für Sie auslegt, damit die grosse Bildungslücke bei unserer Bibelkenntnis bezie-

hungsweise der unglaubliche Schatz an Gedanken, der in diesem Buch liegt, geschlossen respektive gehoben werden kann.

Zur Orientierung: Die Leserbriefe mit der Rubrik «Darf man das» sind neu prominent auf der letzten Seite zu finden. Wir bitten unsere Leser um kurze und bündige Zuschriften. Längere Zusendungen haben die Chance, als «Gegenrede» veröffentlicht zu werden. Die Auswahl erfolgt allerdings, wie Sie es von uns erwarten, nach strengsten Kriterien.

Als *Weltwoche*-Reporter Philipp Gut auf der Plantage von «Ananaskönig» Johann Dähler in der Elfenbeinküste ankam, staunte er nicht schlecht: Er wurde mit einem Transparent empfangen, und die Stadtmusik von Tiassalé spielte



Empfang für die *Weltwoche* an der Elfenbeinküste.

die Schweizer Nationalhymne. Gut begleitete «Gipfelkönig» Fredy Hiestand, der Dähler nicht nur hilft, die im Bürgerkrieg verlorenen Plantagen wiederaufzubauen: Der Backwaren-pionier setzt auf eine neue biologische Mischkultur, die rentieren soll. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Zur Tulpenblüte mit Luxusschiffen

MS William Shakespeare ❄️❄️❄️❄️ / MS Charles Dickens ❄️❄️❄️❄️



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 800.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Jetzt Katalog 2017 bestellen!



Basel-Strasbourg-Amsterdam-Baden-Baden-Basel

8 Tage ab Fr. 890.- (Rabatt Fr. 500.- abgezogen, MS William Shakespeare, Hauptdeck hinten, Vollpension)

- Bequem ab/bis Basel
- Blumenparadies Keukenhof
- Grachtenstadt Amsterdam

MS William Shakespeare, 8 Tage

1. Tag Basel Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 16.00 Uhr. Um 17.00 Uhr heisst es «Leinen los!». **2. Tag Strasbourg** Kombinierte Rundfahrt/-gang* durch die pulsierende Europastadt. Rundfahrt mit verschiedenen Sehenswürdigkeiten. Rundgang durch die Altstadt. **3. Tag Flusstag** Fahrt auf dem «Romantischen Rhein», dem landschaftlich wohl schönsten Abschnitt des Flusses. **4. Tag Amsterdam** Ausflug* zum Keukenhof mit seiner weltweit einmaligen Blütenpracht. Bei der Grachtenfahrt* am Nachmittag präsentieren sich die Kaufmannshäuser entlang der Kanäle auf ganz besondere Weise. Weiterfahrt in Richtung Deutschland. **5. Tag Duisburg-Düsseldorf** Am Nachmittag Ausflug* ab Duisburg zum Zollverein (UNESCO-Welterbestätte). Anschliessend Busfahrt nach Düsseldorf. An Bord gebliebene Gäste können die Messe- und Modemetropole Düsseldorf individuell besichtigen. **6. Tag Rüdeseheim** Schifffahrt entlang dem «Romantischen Rhein» mit Weinbergen, trutzigen Burgen und der sagenumwobenen Loreley. Am Nachmittag in Rüdeseheim Weinprobe* mit der Winzerin des Weinguts Breuer an Bord. **7. Tag Baden-Baden** Ankunft in Pletersdorf. Busausflug* nach Baden-Baden, der eleganten Bäder- und Kunststadt. **8. Tag Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit französischem Balkon



MS Charles Dickens, 9 Tage

Gleiches Programm wie MS William Shakespeare mit zusätzlichem Tag und Halt in Köln (Rundgang*), Dordrecht (Ausflug nach Kinderdijk*) und Rotterdam (Stadtrundfahrt*), ohne Flusstag.

* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

+ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar

Programmänderungen vorbehalten

Reederei/Partnerfirma: Select Voyages

MS William Shakespeare/MS Charles Dickens*****

Luxus-Schwesterschiffe mit 76 Kabinen für 150 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, TV, Safe, Wasserkocher, Pult mit Stuhl und individuell regulierbarer Klimaanlage. Die Kabinen des Mittel- und Oberdecks (15 m²), wie auch die Einzelkabinen (12 m²) haben franz. Balkone. Die Fenster der Hauptdeck-Kabinen (13,5 m²) sind nicht zu öffnen. Die Suiten auf dem Oberdeck (22,5 m²) haben zusätzlich Balkon und Sitzcke. Bordeinrichtung: grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon/ Bar, «Midsummer»-Bar, Bibliothek, Fitnessraum, Sauna, Massage, Coiffeur, Boutique, Sonnendeck, Whirlpool, Putting Green und Schach. WLAN gegen Gebühr. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

MS William Shakespeare*****



Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

MS William Shakespeare, 8 Tage

25.03.-01.04.	500	08.04.-15.04.	300	22.04.-29.04.	200
01.04.-08.04.	400	15.04.-22.04.	200		

MS Charles Dickens, 9 Tage

07.03.-15.03.*	800	23.03.-31.03.	500	08.04.-16.04.	300
15.03.-23.03.*	700	31.03.-08.04.	400	16.04.-24.04.	200

* Stadtrundfahrt Amsterdam mit Insel Marken statt Keukenhof

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

	W. S.	C. D.
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1390	1590
2-Bettkabine Hauptdeck	1490	1690
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1690	1890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1790	1990
1-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1890	2090
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	1890	2090
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	1990	2190
Suite Oberdeck, Privatbalkon	2390	2790
Zuschlag Alleinbenutzung HD/MD/OD	auf Anfrage	
Ausflugspaket (5/8 Ausflüge)	175	270
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	54	59

Kreuzfahrt inkl. Vollpension.

Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Weitere Reisen mit den beiden Luxusschiffen

MS Charles Dickens*****

Basel-Antwerpen-Köln

9 Tage ab Fr. 1290.- (Rabatt Fr. 300.- abgezogen, HD hinten, VP)
24.04.-02.05.2017

MS William Shakespeare*****

Basel-Amsterdam-Köln

6 Tage ab Fr. 690.- (Rabatt Fr. 200.- abgezogen, HD hinten, VP)
29.04.-04.05.2017

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Heroische Besonnenheit

Fast alle Terroristen sind
Muslime. Wie gehen wir mit
dieser Tatsache um?

Von Roger Köppel

Nach den jüngsten Terroranschlägen drängt sich die verstörende Frage auf: Was machen wir eigentlich mit den Muslimen?

Ich weiss, die meisten Muslime sind friedlich. Trotzdem nagt die Frage: Was bedeutet es, dass nicht alle Muslime Terroristen sind, aber fast alle Terroristen Muslime?

Keine mehr reinlassen? Gesinnungstest beim Grenzübertritt? Intensive Dauerüberwachung im Inland?

Wie das funktioniert, haben wir im Fall des Tunesiers gesehen, der mit einem gestohlenen Sattelschlepper zwölf Menschen auf dem Berliner Weihnachtsmarkt ermordete.

Laut Presseberichten war den Behörden bekannt, dass er sich illegal im Land aufhielt. Sie wussten auch um Kontakte zur Terrorszene. Dutzende von Beamten überwachten ihn. Trotzdem schlüpfte er durchs Netz.

Was lernen wir daraus?

Es bringt nichts, im Inland einen Polizeistaat aufzuziehen. Wenn die Verrückten die Grenzen überschritten haben, müsste man eine Art Nordkorea einführen: Sperrt alle bisherigen Bewohner ein, damit sie auf offener Strasse nicht mehr von den einwandernden Verbrechern getötet werden können.

Das geht nicht.

Ich komme auf die Frage zurück: Was machen wir mit den Muslimen, die jetzt aus dem Nahen Osten und aus Nordafrika kommen?

Am Südufer des Mittelmeers warten laut Frontex-Schätzungen Hunderttausende auf die Überfahrt. Es sind Araber und viele Schwarzafrikaner dabei, die meisten Muslime.

Früher war es Ketzerei, so zu fragen. Unter rotglühenden Inquisitorenäugen zischte es «Rassismus». Obwohl Religionen nichts mit Ethnien oder Rassen zu tun haben. Man wollte einfach nicht, dass darüber gesprochen wird.

Mittlerweile hat sich die Erkenntnis halbwegs durchgesetzt, dass die Islam-Terroristen doch irgendwie etwas mit dem Islam zu tun haben könnten.

Was folgt daraus?

Wenn die verschärfte Überwachung im Inland nichts bringt, klingt auf einmal die Forderung logisch, die ausser Donald Trump niemand auszusprechen wagt, obschon selbst Trump inzwischen zögert: Man muss alle Muslime, weil sie Muslime sind, an der Grenze zurückweisen. Sippenhaft. Generalver-



«Seufzer der Ohnmacht.»

dacht. Ist das die Lösung? Oder ist das ver-rückt? Oder wäre es die Lösung, wenn man so eine ungeheuerliche Lösung ernsthaft fordern dürfte?

Ich kenne viele Leute, die so denken. Es sind vernünftige Menschen, ehemalige Studienkollegen, Unternehmer, die auch SP wählen. Sie finden, man sollte keine Muslime mehr ins Land lassen.

Selbstverständlich wissen sie, dass das nicht geht. Sie würden sich auch nie getrauen, so eine Forderung in der Öffentlichkeit zu erheben. Aber so denken sie. Sie erzählen es ihren Freunden, in unbeobachteten Momenten.

Ähnliche Gedanken formulierte der Ringier-Chefpublizist Frank A. Meyer kürzlich in

Qualität ist nicht
unser Anspruch,
sondern eine Selbst-
verständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



einer seiner Kolumnen: «Aber ist eine Kombination von Islam und Demokratie überhaupt vorstellbar? Nein!» Meyer bezeichnet den Islam als «totalitäre Religion».

Was er darunter versteht, schrieb er in einer andern Kolumne. Meyer bedauert es, dass der Begriff «islamisch» im Zusammenhang mit Terror in Deutschland «verboten» sei. Freilich bleibe es ein «hilfloses Unterfangen», den «guten Islam vom schlechten Islam zu unterscheiden».

Das sind bemerkenswerte Sätze.

Wer so argumentiert, für den gehören Islam und Terror zusammen.

Wer so redet, trifft keine Unterscheidung mehr zwischen «guten» und «schlechten», spricht: bösen Muslimen.

Wer solche Sätze schreibt, müsste eigentlich auch den Mut haben, zu schreiben, dass Menschen, die eine totalitäre Ideologie als Gotteswort verehren, daran gehindert werden sollten, einen demokratischen Rechtsstaat wie Deutschland oder die Schweiz zu betreten.

Das wäre immerhin ehrlich. Das allerdings schreibt Meyer nicht. Seine Kolumnen brüllen ins Leere.

Jedoch kann ich Leute verstehen, die angesichts der Völkerwanderung insgeheim von radikalen Forderungen träumen.

Ihre Träume, eher Albträume, sind allerdings keine praktikablen Rezepte. Man muss sie ernst nehmen als Seufzer der Ohnmacht gegen eine falsche Politik.

Was also ist zu tun? Die rhetorische Aufrüstung bringt meines Erachtens gar nichts. Man kann Leute aufgrund ihres Glaubens nicht aussperren.

Was wir aber tun können: Wir können Leute in die Politik wählen, die dafür sorgen, dass unsere Migrationsgesetze angewendet werden.

Die Schweiz hat, wie Deutschland, eindeutige Regeln für Asyl. Es ist rechtlich definiert, wer ein Flüchtling ist. Und wer nicht.

Es gibt auch klare Kriterien für Kriegsvertriebene, denen man auf Zeit hilft, am besten in Lagern vor Ort, in Ausnahmefällen holt man sie vorübergehend ins Land. Vorübergehend.

Ausserdem gibt es Regeln für die EU. Asylbewerber, die in einem sicheren Drittland sind, auch wenn es ihnen dort nicht gefällt, verlieren in anderen Staaten den möglichen Anspruch auf Asyl.

Die meisten, fast alle Muslime, die gegenwärtig nach Europa kommen – darunter auch der Attentäter von Berlin –, sind Asylanten ohne Asylanspruch.

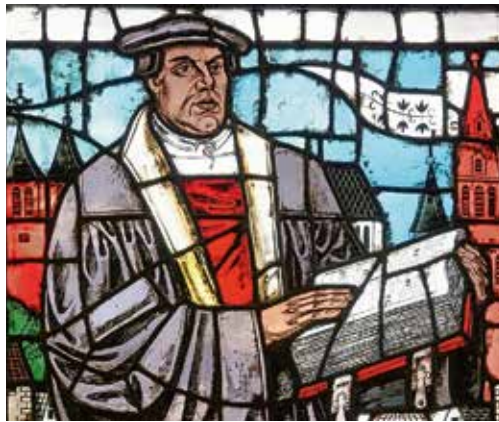
Man muss sie an einer Einreise hindern. Müsste. Nicht wegen der Religion, aber wegen der Gesetze.

Es braucht keine radikalen Methoden. Es braucht keine Kraftmeyer. Es würde reichen, wenn sich die Politiker an die Gesetze ihrer Länder hielten.

Gefragt ist heroische Besonnenheit.



«Wille zur Veränderung»: Frauke Petry. Seite 14



«Wie ein Fels»: Martin Luther. Seite 24



«Meine Produkte sind die Stars. Nicht ich.»

Judith Williams: Seite 46

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar
Höchste Zeit für den Kurswechsel
- 9 Im Auge Britney Spears, Sängerin
- 10 Hochschulen ETH in Geldnot?
- 10 Schweiz Nüchterer Neujahrswunsch
- 11 Terror Türkei im Würgegriff
- 11 Zuwanderung Rassismusvorwurf an die Kölner Polizei
- 18 Personenkontrolle
Schneider-Ammann, Kneubühler etc.
- 19 Nachrufe Gerhard Blocher;
Ferdynand Kübler
- 32 Brief aus Berlin
Zum Stand der Meinungsfreiheit
- 33 Ausland Bewegung in der geopolitischen Tektonik
- 34 Mörgeli
Halbes Erwachen beim *Spiegel*
- 34 Bodenmann
Schatten aus dem Berner Hades
- 35 Medien
Monsieur Gilles im Untergang
- 35 Die Deutschen
Die SPD entdeckt die innere Sicherheit

Spezial: 500 Jahre Reformation

- 20 Ein Rebell nach Schweizer Art
Wie Zwingli die Welt veränderte
- 22 Ulrich «Huldrych» Zwingli
Chronik eines Kämpfers
- 23 Selber denken, selber glauben
Zwinglis Hauptbotschaften
- 24 Showdown zweier Weltverbesserer
Zwingli bei Luther in Marburg, 1529
- 26 «Den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele» Zwinglis Schauplätze
- 27 Glauben Jubiläum ohne Reformierte

Interview

- 28 «Wir sind in Gottes Händen»
Diarmaid MacCulloch über Zwingli

Inland

- 12 Diplomatie der Unterwerfung
Schweizer Pilgerreisen nach Brüssel
- 13 Armee Verdacht auf Mausehelei
- 16 Im Zweifel gegen die Sicherheit
Fanatisierte Muslime in der Schweiz
- 36 Fall Hildebrand Hermann Leis
endloser Justiz-Albtraum
- 38 Aufstieg nach dem Fall
Wie Philipp Hildebrand profitierte
- 40 Freiburg Das Jahr der Steiert-Brüder
- 41 Banken Die ZKB knickt ein

Ausland

- 14 Frauke Petry Was ist, was will die
«Alternative für Deutschland»?
- 17 In Parfüm gehüllt Paris, ein Jahr
nach den Terroranschlägen
- 48 Rechts. Na und?
Reise zu den «Identitären» (Teil 1)
- 54 Netanjahus Hoffnungsträger
Obamas Versagen im Nahen Osten
- 57 «Zweistaatenlösung ist unrealistisch»
Schriftsteller Abraham B. Yehoshua

Wirtschaft & Wissenschaft

- 43 Gegen Schwätzer und Umverteiler
US-Ökonom Thomas Sowell
- 44 Experimente mit unserem Geld
Die riskante Vollgeld-Initiative
- 45 Verhinderte Alternative
Ökonom Thomas Mayer zum Euro
- 58 Fredys Mission in Afrika
«Gipfelkönig» Fredy Hiestand

Kultur & Gesellschaft

- 42 Mama wird's schon richten
Eltern machen die Hausaufgaben
- 46 Höhle der Löwin Judith Williams,
die Königin des Teleshoppings
- 52 Moral Linus Reichlin über die
Grundbegriffe des Lebens
- 65 Der Anker-Code Versteckte Botschaft
in der SRF-Krimiserie «Der Bestatter»?
- 67 Kuckuckskinder aus der Retorte
Fehler bei In-vitro-Befruchtungen
- 68 Hollywood Der Tod von Carrie Fisher
und ihrer Mutter Debbie Reynolds
- 69 Biografien Charlie-Hebdo-Zeichner
Georges Wolinski

Rubriken

- 62 Ikone der Woche
Kopfkino mit Alberto Venzago
- 64 Die Bibel Neujahr
- 66 Jazz Scherrer, Brodbeck,
Gisler, Strüby
- 66 Knorr Netflix-Serie «Fauda»
- 67 Fernsehkritik «Blackout» auf SRF 1
- 70 Thiel Bethlehem
- 70 Namen Wer etwas wird, wird Wirt
- 70 Fast verliebt Innerer Marroniofen
- 71 Unten durch Totale Freiheit
- 72 Wein Riecine: La Gioia. Toscana 2012
- 73 Auto Toyota Hilux Sol Premium
- 74 Darf man das?/ Leserbriefe



Grosse Podiumsdiskussion der *Weltwoche*

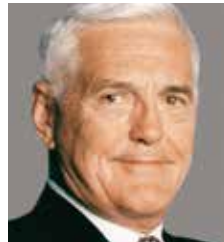
Das Phänomen Donald Trump

Die Ursachen. Die Person. Die Chancen. Die Risiken.

Ein klärender Blick kurz vor dem Amtsantritt des neuen Präsidenten.
Es diskutieren Kritiker, Freunde und Beobachter.



John McLaughlin
Umfragechef und Freund
von Donald Trump



Bob Lutz
ehem. Spitzenmanager
General Motors



Amy Holmes
Analystin für zahlreiche
News-Networks



Roger Köppel
Moderator und
Chefredaktor

Öffentliches Podium

Diskussion auf Englisch mit Simultanübersetzung

Montag, 16. Januar 2017

Ort: Renaissance Tower Hotel, Turbinenstrasse 20, 8005 Zürich

Beginn: 19.30 Uhr, Türöffnung 18.30 Uhr. Eintritt frei, limitierte Platzzahl

Wegbeschreibung: 5 Minuten zu Fuss vom Bahnhof Hardbrücke
oder Tram Nr. 4 vom Hauptbahnhof Zürich bis Technopark

Die grösste Schweizer Wirtschaftszeitung
www.handelszeitung.ch/abo

ANREGEND

SEIT 1861

Fotografie: Alberto Venzago



Höchste Zeit für den Kurswechsel

Von Beat Gygi — 2017 muss die Gesundheitspolitik auf einen freieren Kurs gebracht werden. Sonst wird der Schaden zu gross.



Unter Druck: SP-Bundesrat Berset.

Bundesrat Alain Berset hat die volle Unterstützung des Gesamtbundesrats, wenn er Reformen des Gesundheitswesens auf den Weg bringt, um die steigenden Kosten einzudämmen. So lautet der wohlwollende Kommentar zur Rolle des Sozialministers in der Regierung. Man kann es auch direkter sagen: Berset steht unter Druck, endlich Erfolge vorzuweisen, weil der Unmut über die Belastung durch die Krankenkassenprämien wächst. 2017 muss es dringend Schritte in diese Richtung geben. Das Prämienniveau steigt von Jahr zu Jahr so deutlich, dass immer mehr Leute das Wasser am Hals spüren.

Verdoppelung der Prämien

Seit Einführung des Krankenversicherungsgesetzes vor zwanzig Jahren, von dem man sich damals eine Dämpfung der Kosten versprochen hatte, haben sich die Prämien pro Kopf in der obligatorischen Versicherung gut verdoppelt, nämlich von rund 1500 auf etwa 3300 Franken pro Person und Jahr. Die Prognosen der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich deuten auf ein beschleunigtes Wachstum hin. Ein Teil der Prämienbelastung wird zwar durch die individuelle Prämienverbilligung staatlich aufgefangen, aber dieser Puffer wird nun eher schwächer. Etliche Kantone haben im Zug von Sparmassnahmen die Prämienverbilligungen

verringert, so dass zahlreiche Versicherte wieder etwas direkter fühlen werden, was die Gesundheitsversorgung eigentlich kostet.

Klar, wenn man allein die Prämiensumme oder den Umsatz des Gesundheitssektors anschaut, sieht man nur die Oberfläche und nicht das, was darunter passiert. Es könnte ja sein, dass die «Gesundheitsmaschine» ausgezeichnet läuft und genau das produziert, was den Leuten passt. In diesem Fall wäre die Ausgabenentwicklung in Ordnung.

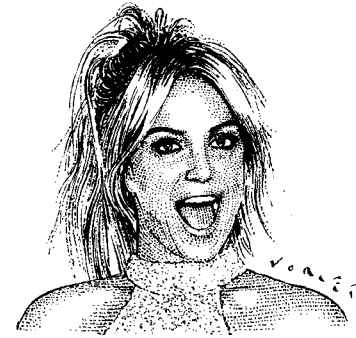
Mehr Selbstverantwortung

Etliche Ökonomen des Fachs sind der Ansicht, dass die Gesundheit derart wertvoll ist, dass die Zahlungsbereitschaft noch zunehmen wird. Das Problem ist nur, dass man heute gar nicht richtig unter die Oberfläche des Gesundheitswesens sieht. Niemand weiss, welche Qualität die Leistungen von Ärzten und Spitälern aufweisen, weil man sie nicht misst und nicht vergleicht, es gibt ja keine Anreize, das zu tun. Es ist auch völlig unklar, wie viele Behandlungen und Mittel überflüssig sind und welche Preise zu hoch sind – und das in einem Geschäft, in dem pro Jahr 75 Milliarden Franken, die aus den Taschen der Bürger stammen, umgesetzt werden.

Je grösser die Maschine wird, desto hektischer und öfter versucht Berset mit seinem Bundesamt für Gesundheit (BAG), unter die Oberfläche zu greifen und Hebel umzustellen, Leitungen zu schliessen oder Zahnräder auszuwechseln. Die Prämiengestaltung der Krankenkassen wird mehr und mehr in den Büros des BAG bestimmt, die staatlichen Experten beurteilen Risiken, Kosten, Arzt- und Spitaltarife zunehmend von Bern aus, ja sogar die Ernährungs- und Lebensweise der Versicherten. Jüngstes Beispiel ist der Versuch, durch eine Neuordnung der Prämienregionen die Einnahmen des Systems zu erhöhen.

Es kann gut sein, dass das Jahr 2017 zeigt, dass es so nicht geht. In der Politik werden die Kräfte stärker, die sich für eine Regelung des Gesundheitssystems durch mehr Handlungsfreiheit, Selbstverantwortung und Klarheit bei den Kosten einsetzen. Vertragsfreiheit zwischen den Krankenkassen, Spitälern und Ärzten würde die Maschine massiv verbessern. Dann gäbe es nämlich Anreize, die Qualität, die Mengen und die Preise der Leistungen näher anzuschauen. Das brächte mehr als tausend staatliche Mechaniker, die den ganzen Tag mit Werkzeug umherrennen.

Oops, bin nicht tot



Britney Spears, Sängerin.

Die Schnappschüsse auf Instagram zeigten Britney Spears, 35, als Gefangene in einer Folterkammer. Ihr linker Fuss steckte festgezurrt in einer Fessel an der Wand, ihr Kopf mit dem blonden Rossschwanz baumelte hilflos nach unten. Und es kam noch schlimmer. Die sozialen Lügenmedien erklärten sie für tot. Zwei Tweets berichteten von ihrem fatalen Autounfall. Also hatte es auch sie in den letzten Tagen des Horrorjahres 2016 noch erwischt, nach Prince, Bowie, George Michael, Ali, Cruyff, John Glenn, Dario Fo und Castro.

Doch der ewige Teeniestar («Baby One More Time», «Oops! ... I Did It Again», weit über 200 Millionen CDs, Singles und Downloads) feierte den Start ins neue Jahr fit wie ein Turnschuh. Sie und ihre über drei Oktaven und zwei Töne reichende Glockenstimme auferstanden schon nach 20 Minuten, eine Rekordzeit wie bei ihrer ersten Heirat in Las Vegas mit ihrem Jugendfreund, die nach 55 Stunden wegen promillebedingten Verwirrungszustands annulliert worden war. Die Todesnachricht stammte von Hackern ausgerechnet aus einem Sicherheitsunternehmen, das schon Mark Zuckerberg und Netflix verarscht hatte. Und die Kopfstandfotos der Pop-Prinzessin gehörten zu einer Kampagne, die ihre blendende muskulöse Verfassung demonstriert. Sie legt da auch einen Spagat hin auf einem kalten Parkbrunnen, und vielleicht kriegt sie jetzt die Kurve nach einem fürchterlich turbulenten Leben. Sie schien absolut behandlungsresistent. Als sie 26 war, liessen ihre Eltern sie entmündigen. Aus ihrer ersten Therapie auf Antigua flüchtete sie schon am gleichen Abend. Ein Paparazzo wurde ihr Liebhaber. Das einzig Beständige in ihrer Achterbahnexistenz war ihre gute Nase für Parfums: Mittlerweile hat sie ihre zwanzigste Kreation lanciert. Sie gewann auch teilweise das Sorgerecht für ihre beiden Söhne Sean Preston und Jayden James zurück, über das bislang allein ihr Exmann Kevin Federline verfügte. Es gibt also nur gute Nachrichten von Britney Spears.

Peter Hartmann

Postfaktisch

Der Vorwurf, die ETH bekomme zu wenig Bundesmittel, ist nicht haltbar.



Von wegen «knapper»: ETH in Zürich.

Von einer ETH in «Geldnot» schreibt die *Schweiz am Sonntag*. Die Zürcher Hochschule verzichte auf diverse Bauprojekte, darunter eine neue Kletteranlage. Gemäss Ulrich Weidmann, ETH-Vizepräsident für Personal und Ressourcen, muss sein Arbeitgeber alle Ausgaben «wegen knapper werdender Bundesmittel» überprüfen.

Argumentationsnot

Auch wenn die ETH keine Wirtschaftsfakultät ist: Würden die Wissenschaftler und Ingenieure so sorglos mit Zahlen umgehen wie der Vizepräsident, müsste die Hochschule um ihren exzellenten Ruf in der internationalen Forschung bangen. Hier die Fakten:

Die Bildungsausgaben sind in den letzten fünfzehn Jahren um siebzig Prozent gestiegen – und damit doppelt so stark wie das Bruttoinlandsprodukt (BIP) und die übrigen öffentlichen Aufgabenbereiche. Für die Jahre 2017 bis 2020 hat das Parlament der ETH Mittel in der Höhe von 10 337 Millionen Franken bewilligt. Das sind 816 Millionen mehr als in der laufenden Periode – von wegen «knapper werdender Bundesmittel». Dazu kommt, dass der Bildungsbereich in den letzten Jahren stillschweigend von Teuerungsgewinnen profitiert hat. Entgegen der Planung des Bundes kippte die Teuerung sogar ins Minus. Seit 2009 konnte der Bereich Bildung, Forschung und Innovation so zusätzlich 842,9 Millionen Franken einstreichen.

Auf Nachfrage erklärt die ETH Zürich, das Wachstum der Mittel werde hinter dem Wachstum der Studentenzahlen zurückbleiben. Gemäss Referenzszenario der Bundesstatistiker nimmt die Zahl der Studierenden bis 2020 jedoch bloss um 510 oder 2,6 Prozent zu – die Bundesmittel aber um über 8 Prozent. Die «Geldnot» der ETH entpuppt sich als Argumentationsnot.

Peter Keller

Nüchterner Neujahrswunsch

Von René Zeller — SVP-Nationalrätin Céline Amaudruz wurde mit 1,92 Promille im Blut erwischt. Gesetzeswidriges Verhalten von Politikern wird hierzulande achselzuckend toleriert.

Der Vorfall ereignete sich im alten Jahr. Vor Weihnachten beherrschte die 37-jährige Genfer SVP-Nationalrätin Céline Amaudruz unfreiwillig die Schlagzeilen, weil sie von der Polizei schwer alkoholisiert am Steuer angehalten worden war. Ein grober Gesetzesverstoss, gewiss. Doch die SVP-Vizepräsidentin scheint mit einem blauen Auge davonzukommen. Bundesrat Guy Parmelin, den Amaudruz nach dem Vorfall zu nächstlicher Stunde kontaktierte, soll ihr geraten haben, sich an die Anweisungen der Gendarmen zu halten. Der Genfer FDP-Nationalrat und einstige Bundesratskandidat Christian Lüscher, den Amaudruz als Rechtsbeistand beigezogen hat, agiert als smarterer Krisenkommunikator. Das Malheur scheint halbwegs überstanden zu sein.

Grassierende Nonchalance

Die Causa Amaudruz ist exemplarisch für das Verhaltensmuster, gemäss dem schweizerische Politiker Gesetzesbrüche geradebiegen. Im Oktober 2016 wurde der Aargauer FDP-Ständerat Philipp Müller wegen Fahrens in fahruntüchtigem Zustand und wegen fahrlässiger schwerer Körperverletzung infolge mangelnder Aufmerksamkeit verurteilt. Der schwere Autounfall hatte sich im Wahlkampf 2015 ereignet. Das Aargauer Stimmvolk sah dem damaligen FDP-Präsidenten sein Fehlverhalten nicht nur nach, sondern beförderte ihn in den Ständerat.

Die Nachsicht gegenüber Politikern, die selbstverschuldet Gesetze brechen, geht hierzulande weit. Immerhin handelt es sich um jene Personen, die selber Gesetze erlassen. So gesehen, ramponieren politisierende Blaufahrer, Verkehrssünder und anderweitige Delinquenten nicht nur ihre eigene Glaubwürdigkeit. Sie beschädigen auch das Image der politischen Institutionen.

Von dieser grassierenden Nonchalance profitieren politische Akteure querbeet. Der Tessiner CVP-Ständerat Filippo Lombardi geriet als Automobilist wiederholt mit dem Gesetz in Konflikt. Das hinderte die Tessiner Wählerschaft nicht daran, dem König der Leventina ihr Vertrauen auszusprechen. Mehr noch: Seine Partei ernannte Lombardi zum Fraktionschef. Und als Bundesratskandidat wird er auch seit längerem gehandelt.

Das schweizerische Milizsystem funktioniert gut. Doch es krankt daran, dass die Kontrolle nur bedingt funktioniert. In personellen

Krisenfällen schonen sich die Parteien gegenseitig – es könnte ja sein, dass man schon in Kürze selber auf die Nachsicht der Konkurrenz angewiesen ist. Eine Rücktrittskultur, wie sie in umliegenden Ländern gang und gäbe ist, existiert in der Schweiz nicht. Vonnöten ist zumeist die Selbsteinsicht der betroffenen Person, dass Fehlverhalten und politisches Mandat nicht mehr kompatibel sind. 2014 setzte der Basler CVP-Regierungsrat Carlo Conti ein Zeichen, indem er zurücktrat, weil er Nebeneinkünfte in eine Privatschatulle gelenkt hatte.

Im Regelfall sind delinquierende Politiker jedoch uneinsichtig. Sie setzen darauf, dass in unserer schnelllebigen Zeit der nächste Skandal die eigene Untat vergessen macht. Die betroffenen Parteien hoffen darauf, dass ihre Zugpferde von der Konkurrenz nicht allzu grob angegriffen werden. Und die Medien agieren nach dem Prinzip, dass Rücktrittsforderungen tendenziell kontraproduktiv sind.

An diesem System des parteiübergreifenden Schonens und Duldens wird sich auch 2017 nichts ändern. So bleibt nur der Wunsch, dass unsere gewählten Politiker nicht nur nüchterner als im Vorjahr politisieren, sondern bitte auch ihre Autos gesetzeskonform steuern werden.



Schonen und dulden: Céline Amaudruz.

Türkei im Würgegriff

Von Boris Kálnoky — Eine Spirale der Gewalt hat die Türkei erfasst. Die Sicherheitskräfte des Landes sind durch Säuberungen geschwächt. Auch 2017 dürfte ein blutiges Jahr werden.

Das neue Jahr begann, wie das alte endete: mit einem Terrorangriff auf ein europäisches Fest der Freude. Nach dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt am 19. Dezember durch einen Terroristen des Islamischen Staats (IS) massakrierte ein anderer IS-Mörder in der Neujahrsnacht 39 Menschen im Istanbuler Nachtclub «Reina». Dutzende weitere wurden verletzt. Obwohl es in der Türkei passierte und die meisten Opfer Türken oder arabische Touristen waren, war auch das ein Angriff auf den westlichen Lebensstil. Getroffen werden, sollte genau das, was europäisch ist an der Türkei.

Das Land befindet sich in einer Spirale der Gewalt. Seit dem 7. Juni 2015 sind in der Türkei 1434 Menschen bei Terroranschlägen ums Leben gekommen: 593 Zivilisten, 538 Soldaten und 303 Polizisten. Wenn das nach Krieg klingt, liegt es daran, dass es einer ist. Das türkische Militär kämpft in Syrien in erster Linie gegen die Entstehung eines neuen Kurdenstaates im zerfallenden Land, mittlerweile aber auch gegen den IS. Kurden und Islamisten kämpfen dementsprechend gegen die Türkei, und die beste Art, einem Gegner weh zu tun, den man militärisch nicht besiegen kann, sind Angriffe hinter den Frontlinien. Grob gesagt, richten sich Anschläge der Kurden, die sich als «Guerilla» betrachten, vor allem gegen Sicherheitskräfte und die des IS gegen unschuldige Zivilisten.

Unberechenbare Erdogan-Loyalisten

Die Terrorgefahr in der Türkei ist exponentiell gewachsen und dürfte in diesem Jahr noch weiter steigen. Die Armee schlägt hart gegen die Kurden im eigenen Land zu. Nach Angaben der Organisation International Crisis Group töteten Sicherheitskräfte mehr als tausend militante Kurden seit dem Sommer 2015 sowie mehrere hundert Zivilisten. Rechnet man diese Zahlen mit ein, haben Terror und Gegenterror seit Mitte 2015 gut 3000 Todesopfer gefordert.

Nicht nur die PKK, auch der IS ist mittlerweile fest in der türkischen Gesellschaft etabliert. 2105 sympathisierten laut Umfragen 14 Prozent der Bevölkerung mit dem IS, im Jahr davor waren es nur 9 Prozent gewesen. Rund 10 Prozent aller IS-Kämpfer dürften Türken sein, viele von ihnen sind mittlerweile ins Land zurückgekehrt. Niemand kann abschätzen, wie gross die Gefahr ist, die von ihnen ausgeht, aber der IS setzt auch «Ausländer» ein, um die Türkei zu treffen. Sowohl der Anschlag auf den «Reina» als auch ein tödlicher Angriff auf den Istanbuler Atatürk-Flughafen im Juni 2016 (45 Tote) wur-



Im Krieg: «Reina» in Istanbul.

den nach Erkenntnissen der Ermittler von IS-Mördern aus Zentralasien verübt.

Bei alledem wirkt die Politik der Regierung wie ein Brandbeschleuniger. Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan kokettierte lange mit den islamischen Extremisten in Syrien und im Irak, liess sie über die Türkei einreisen und befeiligte sich einer antiwestlichen Rhetorik, die zuweilen nicht viel anders klang als die des IS (nur ohne Aufforderung zur Gewalt). Das bildete den Nährboden für eine Stärkung des religiösen Extremismus auch in der Türkei. Den einst von ihm selbst angestossenen Friedensprozess mit den Kurden gab er auf, und seither sucht er eine militärische Lösung. Die türkische Intervention in Syrien giesst weiter Öl ins Feuer.

Bei alledem sind die türkischen Sicherheitskräfte geschwächt wie nie zuvor. Mehrere politische Säuberungswellen in den Reihen der Polizei haben Lücken gerissen, die aufgefüllt wurden mit frommen Erdogan-Loyalisten. Einige scheinen selbst Extremisten zu sein: Am 12. Dezember wurde in Ankara der russische Botschafter ermordet – von einem solchen Polizisten. Andere sind so unerfahren, dass sie kaum brauchbar sind. Der einsame Polizist, der den «Reina» bewachte, war 21 Jahre alt und seit zehn Monaten im Job.

2017 dürfte aus all diesen Gründen ein weiteres blutiges Jahr werden für die Türkei.

Verklemmt

Von Peter Keller — Der Kölner Polizei wird wegen eines Tweets Rassismus vorgeworfen.

Ein Wort macht Karriere im Schnellzugstempo: Nafri. Polizistenjargon für «nordafrikanischer Intensivtäter». In der Silvesternacht twitterte die Kölner Polizei, man habe am Hauptbahnhof mehrere hundert «Nafris» überprüft. Die Ordnungskräfte wollten eine Wiederholung der Ereignisse von vor einem Jahr unterbinden, als rund um den Dom massenhaft Frauen ausgeraubt und sexuell genötigt wurden. Die knapp tausend involvierten Grapscher und «Antänzer» stammten mehrheitlich aus dem Maghreb, aus Algerien, Tunesien und Marokko.

Auf die nächtliche Kurznachricht der Kölner Polizei folgten morgens die politischen Abmahnungen von links. Die Grünen-Chefin Simone Peter kritisierte die Wortwahl als «völlig inakzeptabel», der SPD-Politiker Christoph Lauer pflichtete ihr bei und nannte die Bezeichnung Nafri «in hohem Masse entmenschlichend». Vorläufiges Neujahrsfazit: 2017 beginnt so politisch verklemmt wie 2016. Damals hatte die Polizei dem Treiben in Köln tatenlos zugeschaut und in einer ersten Mitteilung von «weitgehend friedlichen Feiern» gesprochen. Politik und Medien versuchten noch während Tagen, die Übergriffe herunterzuspielen. Die Herkunft der Täter – fast ausschliesslich Migranten und Flüchtlinge – passte nicht zur von Kanzlerin Merkel verordneten «Willkommenskultur».

Polizeichef leistet Abbitte

Da die Polizei diesen Silvester vornehmlich junge Nordafrikaner überprüfte, wurde ihr rassistisches Vorgehen («racial profiling») unterstellt. Was hätten die Verantwortlichen denn tun sollen? Einen gendergerechten Mix aus älteren Männern und blonden Frauen kontrollieren? Um nur ja nicht den Verdacht der Diskriminierung auf sich zu lenken? Obschon die Kritiker des Polizeieinsatzes einigen Gegenwind zu spüren bekamen, am Schluss leistete der Kölner Polizeichef Abbitte und entschuldigte sich für die Verwendung des Begriffs Nafri. Nur die Wie-immer-man-siennen-will bleiben von dieser Debatte völlig unbeeindruckt. Das zeigte schon der Silvesterabend. Trotz medialer Vorberichte und obwohl die Polizei ihr Grossaufgebot lautstark ankündigte, reisten Hundertschaften von, nun ja, Nafri vorsätzlich in die Rheinmetropole. Unser Rechtsstaat ist bedroht. Nicht durch das Gesindel mit oder ohne Migrationshintergrund. Sondern durch den selbstzerstörerischen Biedersinn von links.

Diplomatie der Unterwerfung

Von Hubert Mooser — Jetzt wird klar, wieso Bundesräte und Diplomaten so oft nach Brüssel pilgerten. Die Schweizer Regierung tat bei der Umsetzung der Einwanderungsinitiative keinen Schritt ohne Rücksprache mit der EU.

Die EU-Kommission habe nicht bloss die Schweiz bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) begleitet, sondern sie auch ein wenig dirigiert, damit sich der Prozess in die richtige Richtung entwickelte. Dies sagte eine EU-Sprecherin vor dem Treffen des Gemischten Ausschusses Schweiz–EU am 22. Dezember gegenüber Schweizer Diplomaten in Brüssel, als sie diesen vorrechnete, wie viele Male sich Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker mit Schweizer Bundespräsidenten getroffen habe. Damit wird sozusagen offiziell, was die *Weltwoche* in den letzten Monaten wiederholt recherchiert hat.

Kniefallpolitik des Bundesrats

Ein erster handfester Verdacht kam auf, als Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) bei den Vorberatungen in der federführenden Staatspolitischen Kommission des Nationalrates sagte, die EU-Kommission habe sich bei ihr gemeldet und drei Punkte der vom Parlament besprochenen Umsetzungsvariante moniert. Mehrere Kommissionsmitglieder aus allen Lagern bestätigten diese Aussage gegenüber Radio SRF. Bei der Debatte im Parlament versuchte sich die Justizministerin dann herauszureden. Man habe nicht permanent mit der EU überprüft, ob die vom Parlament geplante MEI-Umsetzung mit der Personenfreizügigkeit kompatibel sei; man habe diese Kontrolle selbst vorgenommen. Dem widerspricht nun aber auch die EU.

Die Kniefallpolitik des Bundesrates vor der EU-Kommission zog sich wie ein roter Faden durch die Bemühungen der letzten drei Jahre und gipfelte schliesslich in der umstrittenen Nichtumsetzungsvorlage des Parlaments unter dem Titel «Inländervorrang light». Und noch jetzt gibt die EU der Schweiz die Direktiven durch. Als der Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, vor Weihnachten im Gemischten Ausschuss über die MEI-Umsetzung informierte, gab sich der zuständige Diplomat des EU-Aussendienstes, Claude Maerten, noch nicht zufrieden. Man werde genau beobachten, wie die Schweiz das neue Gesetz anwende, warnte er.

Die Schweiz entpuppt sich so gar nicht als der stabile Fels in der internationalen Brandung, als den die neue Bundespräsidentin Doris Leuthard (CVP) das Land in ihrer Neujahrsansprache darzustellen versuchte. In einem anderen Lichte erscheinen jetzt auch



«Die EU wird sich nicht bewegen»: Justizministerin Sommaruga (r.), Migrationschef Gattiker.

die vielen Fahrten von Schweizer Regierungsmitgliedern und Unterhändlern nach Brüssel. Am 4. Juli 2014 informierte Staatssekretär Mario Gattiker EU-Unterhändler Gianluca Grippa in einem Schreiben über die Absichten des Bundesrates, die MEI strikt umzusetzen, wie dies Sommaruga zuvor versprochen hatte. Gattiker regte ein Treffen an, um gemeinsam die nächsten Schritte zu besprechen. Aber am 24. Juli erteilte die EU-Aussenbeauftragte Catherine Ashton in einem Brief dem Schweizer Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) umgehend eine Absage.

Statt eigenständig die Umsetzung der MEI an die Hand zu nehmen, pilgerte ein Bundesrat nach dem anderen nach Brüssel, nachdem diplomatische Unterhändler das Terrain sondiert hatten. Plötzlich sprach man nicht mehr von «Verhandlungen», sondern von «Konsultationen». Am 2. Februar 2015 besuchte Bundespräsidentin Sommaruga EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker, um

zu berichten, dass die Schweiz noch nichts Neues zu berichten habe. Es war ein überflüssiger Besuch, von dem nur die berühmte Kussattacke von Juncker in Erinnerung blieb.

Im November 2015 gab es zwar kein Treffen, dafür aber ein Telefongespräch zwischen Sommaruga und Juncker. Die Bundespräsidentin und der EU-Kommissionspräsident führten im Herbst 2015 mehrmals solche direkten Gespräche miteinander. Erstmals wurde ruckbar, dass Sommaruga quasi jeden Schritt mit Juncker vorbespricht. Über den Inhalt der Gespräche informierte Sommaruga nicht. Gegen Ende 2015 hiess es dann plötzlich, man suche jetzt eine Lösung im Rahmen der Schutz- oder Ventilklausel des Personenfreizügigkeitsabkommens. Es handelt sich hierbei um eine Einwanderungsbremse, welche die Schweiz trotz hoher Zuwanderung zu spät aktivierte und die fast keine Wirkung entfaltete.

Am 21. Dezember 2015 flog Sommaruga ein weiteres Mal nach Brüssel zu einer Arbeits-

sitzung mit Kommissionspräsident Juncker und Ratspräsident Jean Asselborn. Wie im Februar gab es auch jetzt nichts zu berichten. Die gemeinsame Erklärung hinterher: Man wolle die Konsultationen über das Freizügigkeitsabkommen fortsetzen und intensivieren.

2016 war das Bundespräsidentialjahr von Johann Schneider-Ammann (FDP). Dieser traf sich drei Wochen nach Sommaruga, am 15. Januar 2016, erneut mit EU-Kommissions-Präsident Juncker in Brüssel. Man verspricht, regelmässig in Kontakt zu bleiben. Am bald darauf stattfindenden Weltwirtschaftsforum in Davos bespricht Aussenminister Didier Burkhalter mit Vertretern von EU-Staaten die Möglichkeit einer Schutzklausel bei der Umsetzung der MEI. Am 16. Juli reist Schneider-Ammann bis in die Mongolei, um dort mit Juncker über eine einvernehmliche Lösung zu sprechen. Am 19. September 2016 steht in Zürich ein weiteres Treffen Juncker/Schneider-Ammann auf der Agenda. Brav kann der Bundespräsident dem EU-Chefkommissar nun rapportieren, dass der Nationalrat ganz nach den Wünschen der EU eine MEI-Umsetzung anstrebt, die das Freizügigkeitsabkommen nicht gefährden wird.

Gesprächsoffensive rund um den Brexit

Die Reisen Sommarugas und Schneider-Ammanns waren jedoch bloss der sichtbarste Teil der freiwilligen Unterwerfung. Nebst den Treffen auf Ministerebene pflegten auch die zwei Staatssekretäre, Mario Gattiker für das Migrationsdossier und Jacques de Watteville als Schweizer Chefunterhändler, einen permanenten Austausch mit Brüssel. Regelmässig tat man das auch im Gemischten Ausschuss.

Wie intensiv diese Kontakte tatsächlich waren, lässt sich an der Gesprächsoffensive ablesen, die das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) vor dem Brexit ins Auge fasste. Am 26. und am 27. Mai 2016 sollte sich de Watteville mit dem EU-Chefunterhändler Christian Leffler treffen. Einen Monat später, also kurz nach der Brexit-Abstimmung, war ein weiteres Treffen zwischen de Watteville und Leffler vorgesehen. Der Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, sollte sich am 1. Juni und ein weiteres Mal am 6. Juli zu Gesprächen mit dem für die Zuwanderung zuständigen EU-Unterhändler Richard Szostak verabreden. Ob diese Treffen auch tatsächlich alle stattfanden, ist nicht klar – es ist aber auch nicht mehr von grosser Bedeutung. Wie sagte Simonetta Sommaruga vor den Medien: «Spätestens nach der Brexit-Abstimmung war klar: Die EU wird sich nicht bewegen.»

Und so bewegte sich halt die Schweiz in Richtung Brüssel – und passte die Gesetze den Direktiven der EU-Zentrale an, wie das die EU-Sprecherin offen in die Mikrofone von Journalisten sagte. ○

Armee

Personelle Verflechtungen

Das Verteidigungsdepartement baut die Kaserne Wangen an der Aare neu. Bei der Vergabe des Millionenprojekts besteht der Verdacht auf Mauschelwirtschaft. Von Philipp Gut

Die Ausschreibung gemäss Gatt/WTO-Abkommen wurde am 6. September 2016 veröffentlicht, die Projektnummer lautet DNA-A/7956. Armasuisse Immobilien, das «Immobilienkompetenzzentrum» des Departementes für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) unter Bundesrat Guy Parmelin (SVP), suchte ein Architektur- und Planungsbüro für einen grossen Auftrag: die Sanierung des Waffenplatzes Wangen an der Aare-Wiedlisbach. Dieser beherbergt die Rettungsrekruten- und die Rettungsunteroffiziersschule und einen Teil des Lehrverbandes Logistik, Verkehr und Transport. Überdies stellt er für zivile Partner wie Polizei oder Feuerwehr «praxisorientierte Aus- und Weiterbildungsplätze» zur Verfügung. Es gibt dort

zwei Kasernen, diese dienen dem Lehrverband Genie/Rettung und dem Lehrverband Logistik als Unterkunft während der Grundausbildung. Zusätzlich werden die Kasernen durch Schulen und Kurse in der Brandbekämpfung belegt.

Die Anlagen sind in die Jahre gekommen, geplant sind sowohl Abbrüche und Neubauten als auch Sanierungen bestehender Gebäude. Insider beziffern die Bausumme auf 70 bis 80 Millionen Franken. Den Zuschlag erhielt schliesslich die Steffen Dubach Partner Architekten AG (SDP) in Worb BE. In deren Verwaltungsrat sitzen Jacqueline Rüeegger als Präsidentin sowie Rolf Nöthiger und Andreas Lüscher. Wir kommen auf diese Namen zurück.

Wie bei solchen Bauvorhaben üblich, zog die Armasuisse, die Rüstungsbeschafferin des Bundes, externe Experten wie Architekten, Kosten- und Fachplaner für Vorstudien und die Vorbereitung der Ausschreibung bei. Sie sind – das leuchtet ein – aufgrund ihres Vorwissens im Normalfall von der Teilnahme an der eigentlichen Ausschreibung ausgeschlossen. Dies regelt Artikel 21a der Verordnung über das öffentliche Beschaffungswesen (VöB). Gemäss offizieller Ausschreibung zählten zu den im Vorfeld beratend beigezogenen Firmen nebst anderen auch die ANS Architekten und Planer SIA in

Worb sowie die E'xact Kostenplanung AG, ebenfalls in Worb.

Identischer Verwaltungsrat

Diese beiden Firmen verbindet mit den siegreichen Steffen Dubach Partner Architekten nicht nur das Domizil. Auch die Unternehmensspitzen sind ganz oder teilweise identisch. Die Mitglieder des Verwaltungsrats von SDP stellen in corpore auch den Verwaltungsrat von ANS: Rolf Nöthiger ist Präsident, Andreas Lüscher ist Verwaltungsratsmitglied und Geschäftsleiter, Jacqueline Rüeegger ist Verwaltungsrats- und Geschäftsleitungsmitglied. Mehr noch: SDP ist eine Tochterfirma von ANS, seit 2009 hält diese die Aktienmehrheit des Architekturbüros. Enger könnten die Verflechtungen der beiden Unternehmen also nicht sein.

Ähnlich ist es bei E'xact, die wie ANS aufgrund ihrer Vorleistungen von der Teilnahme an der Ausschreibung ausgeschlossen ist. Die Kostenplanungsfirma gehört Rolf Nöthiger und Andreas Lüscher, beide sind Teilhaber, und sie sitzen zugleich im Verwaltungsrat von Steffen Dubach Partner Architekten, die den Zuschlag für das Millionenprojekt bekommen haben.

Die *Weltwoche* wollte vom Verteidigungsdepartement wissen, ob ihm diese Fakten bei der Vergabe bekannt waren, ob die engen personellen Verflechtungen nicht gegen die Vorschrift verstossen, ob das VBS ausschliessen kann, dass der Eindruck von Vetterwirtschaft entsteht, was es unterlegenen Mitbewerbern entgegnet, die sich benachteiligt fühlen, und ob es unter diesen Umständen an der Vergabe festhält. «Ja, die Fakten sind der Armasuisse bekannt», sagt Kommunikationschef Kaj-Gunnar Sievert. Er bestreitet jedoch, dass ein Wettbewerbsvorteil für die SDP aufgrund der Tatsache bestehe, dass deren Verwaltungsrat mit jenem von ANS identisch ist. «Die Schlüsselpersonen von SDP waren nie für das Büro ANS tätig oder dort angestellt», so Sievert. Die Armasuisse halte an der Vergabe fest. Die Mitbewerber wird diese Antwort kaum befriedigen. Zu offensichtlich ist das *Bubentrickli*.



Sanierungsbedarf.



Wir sind Realisten

Was ist, was will die «Alternative für Deutschland»? Wir setzen uns für mehr direkte Demokratie, für mehr Meinungsvielfalt in der Politik und für die Wiederbelebung einer freiheitlichen und selbstbewussten Bürgergesellschaft in der Tradition der Aufklärung ein.

Eine Standortbestimmung von Frauke Petry

Zu Beginn des Jahres 2013 gab es in Deutschland keine Partei, die das zerstörerische Potenzial der letztlich gegen demokratische Mehrheiten in Deutschland eingeführten Euro-Gemeinschaftswährung annähernd thematisierte, Gleiches galt für die zunehmend sozialistische Umgestaltung einer ehemaligen europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in einen die Nationalstaaten entmündigenden EU-Staatenbund.

Vorbild Schweiz

Die Alternative für Deutschland (AfD) brach mit ihrem Erscheinen auf der politischen Bühne beide Tabus und formulierte zudem den Anspruch, den vielen sprachlosen Bürgern Artikulationsmöglichkeiten zurückzugeben und denjenigen Interessenvertreter zu sein, die sich aus Frustration über die Wirkungslosigkeit ihres Tuns längst ins Private und oft auch ins grosse Heer der Nichtwähler zurückgezogen hatten. Zu unseren wichtigsten Forderungen gehörte daher von Anbeginn die Einführung bundesweiter Volksentscheide als Quintessenz der lang erprobten Schweizer Demokratie.

«Die Schweiz ist und bleibt die Antithese zum normierten Einheits-Europa.»

Man muss die Schweiz nicht idealisieren, aber noch in anderer Hinsicht ist sie heute vorbildlich: Sie ist und bleibt die Antithese zum normierten Einheits-Europa und der schlagende Beweis, dass es auch anders gehen kann – nämlich einig in der Vielfältigkeit, plebiszitär, demokratisch, föderal und wirtschaftlich liberal. Das Volk bleibt der Souverän, der sich per Entscheid gegen die realitätsfernen Utopien so mancher Politiker durchsetzen kann. Fern jeder Politikverdrossenheit behält das Schweizer «Stimmvolk» das Heft in der Hand. Gegen die verengte Spurbreite der «Korrekten».

Zugleich war die Aufgabe der AfD von Beginn an viel weitreichender, als eine ökonomisch-politische Angebotslücke zu schliessen: Es galt, die verengte Spurbreite der politischen Diskussion unter der Käseglocke der Political Correctness wieder zu erweitern und die Bürger von vorgeblich alternativlosen Entschei-

dungsrastern zu befreien, die sich über Jahrzehnte in der deutschen Politik eingeschlichen hatten, im Wesentlichen definiert durch Alt-68er bei Rot und Grün, aber bis weit hinein ins schwarz-gelbe Bessermenschenmilieu. Die Erhebung einer meist selbst definierten Hypermoral über die Interessen derjenigen, die zu vertreten die Bundesregierung versprochen hatte, war zum eigentlichen moralischen Versagen der Politikaste geworden.

Wir betrachten es als unsere Pflicht, die Stimme unserer Wähler zu sein und die legitime Wahrnehmung nationaler Interessen nicht unter einen scheinheiligen Moralvorbehalt zu stellen, der mal dem Feminismus ein Opfer bringt, anderenfalls einstigen Kolonialvölkern einen Ablass schuldet oder zuletzt im

Alternative für Deutschland

Im nächsten Herbst finden Wahlen in Deutschland statt. Kanzlerin Merkel tritt noch einmal an für die CDU. Die meistdiskutierte und meistumstrittene Partei allerdings ist die vor erst drei Jahren gegründete Alternative für Deutschland (AfD), die vor allem mit ihrer Kritik an der Migrationspolitik der Merkel-Regierung bei den Wählern punkten und in den Bundesländern zum Teil massive Erfolge erzielen konnte. Wie immer in Deutschland ist die politische Debatte schrill bis hysterisch. Die neue Partei wird von den Medien und den Traditionsparteien erstaunlich übereinstimmend angefeindet, geradezu geschnitten. Man lauert auf Fehlritte. Wir haben deshalb die Vorsitzende der AfD, Frauke Petry, gebeten, einem Schweizer Publikum aus ihrer Sicht zu erklären, was ihre Partei ist und was sie will. Petry, Jahrgang 1975, wurde in Dresden geboren, doktorierte in Chemie und leitete einst ein Unternehmen. Nach einem innerparteilichen Machtkampf gegen den Ex-Vorsitzenden Bernd Lucke übernahm sie im Juli 2015 die Leitung der AfD. Frauke Petry hat vier Kinder, erwartet ein fünftes und ist seit Dezember letzten Jahres mit ihrem Parteikollegen Marcus Pretzell in zweiter Ehe verheiratet.

Zweifelsfall der Sühne des Holocaust dienlich zu sein hat.

Damit war der eigentliche Skandalfall AfD geboren.

Europa hat mehr als einmal darunter gelitten, dass Utopisten aller Epochen gesellschaftliche Veränderungen mit dem Ziel der Schaffung eines neuen Menschen begründeten und dabei stets eines ausblendeten: die *Conditio humana*, die menschliche Natur. Der *Homo sapiens* will partout nicht gleich, nicht nur blond, nicht nur katholisch oder reformatorisch, nicht einmal vernünftig, sondern immer ganz unterschiedlich sein. Dazu gehört neben vielen positiven menschlichen Eigenschaften eben auch, dass Menschen geizig und neidisch sind, kriminell und überheblich, moralisch mangelbehaftet und ganz und gar nicht perfekt. Dieses Mängelwesen braucht keine gesellschaftlichen Utopien, sondern stabile Institutionen, denen durch demokratische Kontrolle versagt ist, sich zu verselbständigen.

Die AfD möchte Europa neu denken, aus sich selbst heraus erneuern, seine Vielfalt in allen ihren kulturellen und gesellschaftlichen Ausprägungen erhalten. Die AfD möchte europäische Zusammenarbeit fördern, wo Nationen sich dazu frei entschliessen und jedem Staat die Freiheit einräumen, einzelne Gemeinschaftsprojekte nicht mitzugestalten. So könnte Europa zwar eine gemeinsame Freihandelszone haben, eine Arbeitnehmerfreizügigkeit aber womöglich auf ein Kerneuropa beschränken, um Armutsmigration innerhalb der EU zu verhindern.

Allein unser starres EU-Korsett erlaubt keine Bewegung mehr, weil es für die «Ewigkeit» gebaut war; vielleicht die gravierendste Form politischer Selbstüberschätzung von Politikern. Mit der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten eröffnen sich auch hier neue Optionen: Freihandel von Wladiwostok bis Anchorage, aber nicht zu Konditionen, die der Grossindustrie exklusive Wettbewerbsvorteile gegenüber dem Mittelstand verschaffen.

Kontrollierte Grenzen

Wir möchten die Hoheit über unser Staatsgebiet zurückgewinnen, durch Kontrolle derjenigen, die unser Territorium betreten, und durch freie Entscheidung darüber, wen wir



Europa neu denken: Parteiversammlung der AfD in Hannover.

überhaupt einreisen lassen. Das Asylrecht muss vom Einwanderungsrecht strikt getrennt werden. Wir wollen Einwanderer, die sich in Deutschland integrieren und dieses Land mit ihrer Intelligenz und ihren Fähigkeiten voranbringen. Die deutsche Besonderheit des Individualanspruches auf Asyl, welcher über lange Gerichtsverfahren zum De-facto-Jedermannsrecht auf Einwanderung nach Deutschland ausartet, muss herabgestuft werden zum Gnadenrecht. Schliesslich muss die Ablehnung des Asylanspruches zur sofortigen Abschiebung führen.

Wir möchten das Dogma vom menschengemachten Klimawandel wissenschaftlich hinterfragen und den unsinnigen und teuren nationalen Alleingang bei der Energieerzeugung beenden, da er Deutschlands Industrie und Privathaushalte wirtschaftlich ohne erkennbaren Nutzen massiv benachteiligt.

Die Familie als Keimzelle jeder Gesellschaft muss wieder die uneingeschränkte und vormundschaftsfreie Solidarität des Staates genießen: Familiensplitting statt Ehegattensplitting im Steuerrecht, echte Entscheidungsfreiheit für Eltern bei der Frage nach Eigen- oder

Fremdbetreuung ihrer Kinder, finanziell ausgewogene Unterstützung beider Modelle statt der einseitigen Förderung der Fremdbetreuung. Die gesellschaftliche Anerkennung der Erziehungsleistung, aber auch von Bildung, das Vermitteln von echtem Wissen statt sogenannter Kompetenzvermittlung, das Stärken klassischer Bildung gegenüber vorgeblich progressi-

«Uns treibt der Wille zur Veränderung, nicht die Wut oder die Lust an der Zerstörung.»

ver Indoktrination sollen dem ehemaligen Bildungsschwergewicht Deutschland seine wissenschaftliche und künstlerische Lebensader wiedergeben – ein Generationenprojekt im wahrsten Sinne des Wortes.

Wir möchten Mehrheiten gewinnen

Denn das ist unser Anspruch – die Wiederbelebung einer freiheitlichen und selbstbewussten Bürgergesellschaft in der Tradition der Aufklärung, die sich ihrer Werte und Wurzeln bewusst ist.

Die vorgenannten Ziele wird die AfD als parlamentarische Partei anstreben und durchsetzen. Wir sind keine Strassenrevolutionäre, sondern parlamentarische Reformer. Uns treibt der Wille zur Veränderung, nicht die Wut oder die Lust an der Zerstörung, sondern der Gestaltungswille. Wir möchten Mehrheiten gewinnen, nicht Sprachrohr einer Minderheit bleiben. Wir sind auch keine diffuse Bewegung, stattdessen eine immer besser organisierte und strukturierte Partei mit Regierungsanspruch ab 2019 in einigen Bundesländern und ab 2021 im Bundeskanzleramt.

Den Weg einer Partei als Organisationsform in Abgrenzung zu vielen anderen denkbaren Oppositionsformen haben wir als Gründer am 6. Februar 2013 bewusst gemacht, weil wir die Zeit für diese Form der konstruktiven, manchmal sehr kleinteiligen Reformarbeit für gekommen hielten. Dass wir dennoch Teil einer gesellschaftlich-politischen Veränderung der gesamten westlichen Welt sind, ist uns dabei bewusst. Wir sind keine Isolationisten, sondern eingebunden in ein europäisches Netzwerk nationalstaatlicher Reformdemokraten. Wir sind Realisten!

Im Zweifel gegen die Sicherheit

Von Kurt Pelda — Auch in der Schweiz gibt es fanatisierte Muslime, denen ein Terroranschlag zuzutrauen ist. Häufig sind den Terrorjägern von Gesetzes wegen die Hände gebunden.



Dschihadistisches Gedankengut: Gebrüder A. (l.) und M.D. (r.) vor der Winterthurer An-Nur-Moschee.

Seit dem Terroranschlag auf einen Weihnachtsmarkt in Berlin geht auch in der Schweiz der Begriff des «islamistischen Gefährders» um. Anis Amri, der tunesische Attentäter, stand auf der rund 550 Namen umfassenden Gefährder-Liste der deutschen Terrorabwehr, eines konfusen Konglomerats von Nachrichtendiensten, Verfassungsschützern der einzelnen Bundesländer und Justizvertretern.

Dass die linke Hand in diesem bürokratischen Dickicht nicht weiss, was die rechte tut, erklärt viel über die Unfähigkeit, die Terroristen rechtzeitig zu stoppen. Es sind aber auch die Gesetze, die den Terrorjägern häufig die Hände binden. Unser Recht ist eben nicht auf die Verhinderung von Straftaten, sondern auf deren Ahndung ausgelegt.

480 Gefährder

In der Schweiz beobachtet der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) mögliche Gefährder im Internet. Die Zahl der diesbezüglich auffälligen Internetnutzer stieg dabei von 290 im Jahr 2014 bis auf 480 im Oktober 2016. Ob dieser massive Anstieg nur auf das Wachstum der salafistischen Szene zurückzuführen ist oder aber auch auf die ausgeweiteten Aktivitäten und die Personalaufstockung beim NDB, bleibt unklar. Tatsache ist jedoch,

dass sich die genannte Zahl der 480 Gefährder nicht mit jener der 550 islamistischen Gefährder in Deutschland vergleichen lässt. Laut der deutschen Definition ist ein Gefährder eine Person, bei der bestimmte Indikatoren die Annahme rechtfertigen, dass sie politische Straftaten begehen wird. Bei den 480 vom NDB im Internet beobachteten Personen handelt es sich dagegen um Leute, die in oder aus der Schweiz dschihadistisches Gedankengut verbreiten. Bei diesen Dschihad-Sympathisanten muss es sich nicht direkt um Gefährder handeln, denen man einen Terror-

In diesem bürokratischen Dickicht weiss die linke Hand nicht, was die rechte tut.

anschlag zutraut. Das mit den 550 deutschen Gefährdern am ehesten vergleichbare Schweizer Gegenstück ist laut NDB-Sprecherin Isabelle Graber die Zahl der insgesamt 78 seit 2001 erfassten schweizerischen Dschihad-Reisenden.

Von diesen sind inzwischen allerdings mindestens vierzehn tot und elf in die Schweiz zurückgekehrt. Manche dieser Rückkehrer sind geläutert und stellen keine Gefahr dar. Ein Beispiel wäre der erste rechtskräftig verurteil-

te Schweizer Dschihadist, Mathieu A., ein schwuler Konvertit und Sohn eines Universitätsrektors. Er ist allerdings in vielem ein Sonderfall und damit nicht repräsentativ für andere Dschihad-Reisende. In vielen Fällen geht von Rückkehrern aus den Konfliktzonen Syrien und Irak in der Regel jedoch ein erhebliches Risiko aus. Zu ihnen gehört Sandro V., ein Konvertit mit italienisch-bosnischen Wurzeln. Der als «Leitwolf» von Winterthur apostrophierte «Emir» der Koranverteilung «Lies!» gibt zu, während des Kriegs nach Syrien gereist zu sein. Ausserdem ist er ein bekennender Anhänger des Islamischen Staats. Der Dreissigjährige befindet sich seit längerem in Untersuchungshaft der Bundesanwaltschaft. Es ist zu erwarten, dass diese in nächster Zeit Anklage gegen den Winterthurer erheben wird.

«Ernsthafte und aktuelle Gefahr»

Im Umfeld der berühmten Winterthurer An-Nur-Moschee, zu dem auch Sandro V. gehört, gibt es einige junge Salafisten, die in Deutschland wahrscheinlich auf einer Gefährder-Liste landen würden. Zu ihnen gehören die türkischstämmigen Gebrüder D., die bereits wegen Gewalttaten aufgefallen sind. Als besonders radikal gilt auch der afghanischstämmige Navid Z., der engen Kontakt zum in Syrien gefallenen IS-Dschihadisten und Ex-Thaibox-Weltmeister Valdet Gashi pflegte.

Zwei Iraker, die von den Behörden als Sicherheitsrisiko eingeschätzt werden, hat das Bundesgericht 2016 auf freien Fuss gesetzt, weil sie nicht in ihr Herkunftsland ausgewiesen werden könnten. Beim einen handelt es sich um den rechtskräftig verurteilten IS-Helfer Wesam A. aus Baden. Der zweite Iraker, Ali A., ein ehemaliger Koranverteiler der Aktion «Lies!» aus Basel, ist dagegen unbescholten. Dennoch stuft ihn der NDB als «ernsthafte und aktuelle Gefahr für die innere und äussere Sicherheit der Schweiz» ein.

Ali A. befand sich in Ausschaffungshaft, doch wegen eines Bundesgerichtsentscheids kam er wieder frei. Die Richter beriefen sich dabei auf Artikel 3 der Europäischen Menschenrechtskonvention. Wenn einem Abschiebehäftling in seinem Herkunftsland Folter drohe, dürfe er selbst dann nicht ausgeschafft werden, wenn er eine terroristische Bedrohung für den Aufnahmestaats darstelle, schrieben sie im Urteil. Diese Einschätzung ist umso stossender, als Ali A. seit 2014 zweimal freiwillig in den Irak zurückkreiste und sich dort auch legal einen irakischen Pass besorgte. Bei diesen Reisen, die seinen Asylstatus in der Schweiz zunichtemachten, nahm der junge Mann das angebliche Risiko von Folter und unmenschlicher Behandlung in Kauf. Die Bundesrichter kümmerte das nicht. ○

In Parfüm gehüllt

Von Peter Keller — Ein Jahr nach den Terroranschlägen schwankt die französische Hauptstadt zwischen Paranoia und Normalität. Clochards, Roma und syrische Frauen liefern sich einen Wettstreit.

Man könnte Paris auch mit geschlossenen Augen erkennen. Die Stadt hat ihren eigenen Duft. Sie riecht nach Lavendelseife und Bernstein. In den Metrostationen und den Gängen, die sich wie ein Geäst verzweigen, schwebt «Madeleine». So heisst das Parfüm, das täglich in die Reinigungsmittel gemischt wird. Im Monat 1,8 Tonnen. Was in der Kapitale von Chanel und Yves Saint Laurent wie ein amüsanter Marketing-Gag klingt, hat einen profanen Anlass: Der Pariser Untergrund muffelt gewaltig, und eine wirksame Belüftung würde viel zu viel kosten. Also haben die Behörden einen Duft austesten lassen, benannt nach der Pfarrkirche (und Metrostation) Sainte-Marie-Madeleine mit ihren ringsum laufenden, an römische Tempelbauten erinnernden Säulen.

Ein Jahr nach den Anschlägen mit 130 Todesopfern gleicht ganz Paris seiner Metro. Man überpudert, parfümiert die Angst vor dem Terror weg. Das Konzertlokal «Bataclan», in dem das Massaker Ende 2015 stattfand, hat wiedereröffnet. Gegenüber der Treppe, die von der U-Bahn hinauf zu den Boulevards führt, werben bereits Plakate für eine Premiere im Februar. Die Restaurants sind gut besucht, vor den wichtigen Ausstellungen stehen die Leute Schlange, in den Einkaufsstrassen schieben sich die Touristenmassen und die Last-Minute-Shopper – es ist kurz vor Weihnachten – aneinander vorbei. Nur gibt es jetzt überall Detektoren, und in den Eingängen zu den Warenhäusern und Museen steht Sicherheitspersonal. Frauen haben ihre Handtasche zu öffnen, Männer die schicken Einkaufsstüten, die sie ihrer Liebsten ergeben hinterhertragen.

Hektische Besinnlichkeit

Sophie lacht genervt über diese «Pseudo-Sicherheit». Es herrsche eine paranoide Grundstimmung im Land. Ihr Arbeitsweg ins Zentrum verzögert sich regelmässig. Noch immer gilt der von Präsident Hollande verhängte Ausnahmezustand. Wenn etwas verdächtig erscheine, werde alles abgesperrt, die Verkehrslinien unterbrochen, selbst wenn es sich offen-

sichtlich um das Zeug eines Obdachlosen handle, der vor ein paar Minuten noch in seinen Lumpen dagehockt sei, was die Leute rundherum – auch sie, Sophie – bezeugen könnten. Ihre zwei Mädchen üben in der Schu-



Unters Pult kriechen, «wenn die Bösen kommen».

le, wie sie sich verhalten müssen, «wenn die Bösen kommen»: unters Pult kriechen. Sophies Lächeln bröckelt.

Die Champs-Élysées verströmen hektische Besinnlichkeit. In den winterlich kahlen Bäumen zucken vielfarbige Lämpchen. Der Arc de Triomphe ist abends eisgrau beleuchtet, im Bogen wölbt sich eine tiefhängende Trikolore. Auch Paris hat seine Weihnachtsmärkte, *les villages de Noël*. In weissen Häuschen wird der übliche Kitsch feilgeboten, nur die Crêpes-Stände zeugen davon, dass wir uns in Frankreich befinden. Am Tag zuvor war in Berlin ein Lastwagen in einen ähnlichen Markt gerast. Hier hat es des-

wegen nicht mehr Polizisten oder weniger Besucher. Der Terror findet immer sonst wo statt. Anders ist der Alltag kaum zu fassen.

Auch beim Centre Pompidou steht man draussen an, ehe die Besucher in die Bibliothek oder zu den Ausstellungsräumen dürfen. Der mitten ins Quartier gepflanzte Siebziger-Jahre-Bau mit seinen klobig-bunten Lüftungsröhren ist schlecht gealtert, die Plexiglastunnels, in denen die Rolltreppen aussen an der Fassade entlang nach oben führen, sind blind geworden. Nichts ist älter als die Moderne von gestern. Ein paar Schritte weiter, bei den Markthallen, steht der letzte grosse Sakralbau mit gotischen Einflüssen. Die Kirche ist dem frühchristlichen Märtyrer Eustachius (gest. 118) gewidmet. Er hatte sich geweigert, in Rom einem – heidnischen – Tieropfer beizuwohnen, worauf ihn Kaiser Hadrian aus Zorn den Löwen zum Frass vorwarf. Doch statt ihn zu zerreißen, verneigten sich diese vor dem Heiligen. Happy End? Nicht ganz. Der Kaiser liess Eustachius noch in kochendes Wasser stossen.

Arabische Laute in der Metro

Am Eingang von Saint-Eustache hat sich ein Bettler eingerichtet, der direkt der romantisierten «Legende vom heiligen Trinker» von Joseph Roth entsprungen sein könnte. Er weist die Eintretenden rotwangig-freundlich darauf hin, die linke Seitentüre zu benutzen. Der heimische Clochard, in seltsamer Koexistenz mit der sonst allgegenwärtigen Pracht und Eleganz der Stadt stehend, ist selten geworden. Die Globalisierung scheint auch in den untersten Etagen der Gesellschaft angekommen zu sein. Bettelnde Roma-Clans dominieren, in der Metro sind von weit her hohe arabische Laute zu vernehmen. Schwarzgekleidete Frauen mit Kopftüchern und ihre Töchter – Männer sind keine zu sehen – rufen ihre Sätze an den hastig eilenden Leuten vorbei in die

weissgekachelten Schächte. Auf Kartonplakaten stehen die immer gleichen zwei Worte: «Famille syrienne», syrische Familie. Während die Roma ihre möglichen Gönner umkreisen und offensiv die Hand hinhalten, vermeiden diese Frauen jeden Kontakt mit den Augen.

Einen Moment lang glimmt Abscheu auf und das eigene Erschrecken darüber. Das kehlige Arabisch ist im Unterbewusstsein längst mit den Schlachtrufen des islamischen Terrors vermengt. Dann schwappt wieder eine betörende Wolke «Madeleine» heran. Ein Parfüm für Augen und Ohren ist noch nicht erfunden. ○

Personenkontrolle

Schneider-Ammann, Kneubühler, Golder, Longchamp, Hochuli, Wüstenhagen, Hubacher, Strahm, Levrat, Guldimann, Brunetti, Scheidegger, May, Abu Qatada, Obama, Palmera, Kate, William, Basford

Das verblüffendste Interview zum Jahreswechsel hat die *Aargauer Zeitung* realisiert. Sie befragte den scheidenden Bundespräsidenten **Johann Schneider-Ammann** (FDP) nicht solo, sondern im Duett mit seinem Weibel **Kurt Kneubühler**. Oberstes Gebot von Bundesratsweibeln ist die Diskretion. «Über Privates reden wir selten», betont Kneubühler. Das hindert Schneider-Ammann nicht daran, allerlei Indiskretes feilzubieten. Sein Weibel kaufe Schuhe für ihn, Kleider auch, er wähle seine Krawatten aus und befreie den Kittelkragen von Haaren und Fuseln. Und was Kneubühler niemals zu sagen gewagt hätte, plaudert der von präsidentialen Lasten befreite FDP-Magistrat *purlimunter* aus: «Meiner Frau schickt er jeweils Anfang Woche ein Programm, damit sie weiss, wo ich bin, und keine Angst haben muss, ich sei verlorengegangen.» (rz)

Man ahnt es zwar, darf es aber nicht laut sagen: Wenn das Schweizer Stimmvolk zur Urne schreitet, dann ist der Wissensstand über die jeweiligen Vorlagen eher rudimentär. Trotzdem analysieren nach jeder Volksabstimmung neunmalklugen Politologen mit höchstmöglicher Präzision, wo den Souverän der Schuh drückte. **Lukas Golder** ist als langjähriger Sekundant von GfS-Guru **Claude Longchamp** ein politologischer Seelengucker. Nach der Abstimmung über die Atomausstiegsinitiative legte eine Studie der Universität St. Gallen dar, dass das Volk nicht wirklich genau wusste, um was es den grünen Initianten gegangen war. Das ficht das GfS-Institut, das sonst immer alles weiss, nicht an. Gegenüber der *Luzerner Zeitung* bekannte der an Demoskopie und Polit-Forschung leidlich verdienende Lukas Golder freimütig: «Ich halte das detaillierte Wissen über eine politische Vorlage für nicht entscheidend.» (rz)

Susanne Hochuli (Grüne) ist als Aargauer Regierungsrätin mehrmals durch Äusserungen aufgefallen, die ihren Parteikollegen überhaupt nicht gefallen haben. Zum Ende ihrer Amtszeit kritisiert sie nun das Asylwesen scharf. Es fehlten in der Schweiz «Druckmittel» gegenüber integrationsunwilligen Flüchtlingen, so Hochuli zur *Aargauer Zeitung*. «Warum sollen wir diesen



Kündigung: Theresa May.



Begnadigung: Barack Obama.



Seelengucker: Lukas Golder.



Purlimunter: Johann Schneider-Ammann.



Druckmittel: Susanne Hochuli.

Menschen einfach über den Kopf streicheln, statt sie ernst zu nehmen und Dinge einzufordern, die wichtig sind für unsere Gesellschaft, aber vor allem auch für sie selber?» Besonders Eritreer wüssten, «dass man sie nicht zurückschicken kann, auch wenn sie kein Bleiberecht erhalten», kritisierte Hochuli. Das sei «eine schwierige Ausgangslage für eine glaubwürdige Asylpolitik». Es wäre besser für uns, die Schweiz würde in Eritrea selber Hilfe leisten, «als bei uns mit einer Situation konfrontiert zu sein, die für alle sehr schwierig ist». (are)

Wie rechtfertigt man eine noch stärkere Förderung von Wind- und Sonnenenergie, wenn Milliardensubventionen inzwischen europaweit Elektrizitätsversorger bedrohen und Stromkunden in Zahlungsnöte bringen? Man gaukle vor, die tiefen Betriebskosten von Alternativstrom seien entscheidend. «Die neuen Erneuerbaren haben tiefe variable Kosten und drängen Energieformen mit höheren variablen Kosten aus dem Markt», behauptete **Rolf Wüstenhagen**, Professor an der Universität St. Gallen, gegenüber NZZ online. «Wenn

Windräder oder ein Solardach erstellt sind, kostet der Betrieb wenig», schrieb auch **Helmut Hubacher** in der *Basler Zeitung*. «Wind und Sonne sind gratis», fabulierte der Doyen der Schweizer Sozialdemokratie. (are)

Mit einer regelrechten Standpauke fiel ein anderer sozialdemokratischer Grandseigneur auf: Der ehemalige Preisüberwacher **Rudolf Strahm** (SP) gab der *Basler Zeitung* ein ausführliches Interview. Darin ging er mit der gegenwärtigen Politik der Partei und deren Spitzenpersonal ins Gericht. Strahm beklagte, die SP habe den Kontakt zu ihren früheren Wählern verloren. **Christian Levrat** entwickle über die eigenen Mitglieder heraus kaum Anziehungskraft: Der Parteichef habe eine Redeweise, «mit der er nur die Stammwähler erreicht, aber niemanden mehr, der parteiungebunden ist». Ein Hauptproblem seiner Genossen sei der Einfluss von sogenannten «Guldimännern» (in Anlehnung an den Ex-Diplomaten und heutigen SP-Nationalrat **Tim Guldimann**). «Sie sind sozial blind, setzen die Prioritäten in Brüssel und bei der Globalisierung.» Die SP ignoriere

die «gewaltigen Verdrängungseffekte» der Personenfreizügigkeit für ältere Schweizer Arbeitnehmer. «Der Nationalstaat soll Migration steuern, weil die Probleme dort gelöst werden müssen, wo sie anfallen.» (fsc)

Als Skeptiker in Bezug auf die europaweite Personenfreizügigkeit gab sich über die Feiertage, von der Öffentlichkeit kaum beachtet, auch der Berner Wirtschaftsprofessor **Aymo Brunetti** zu erkennen. Der frühere Chefökonom des Bundes sagte der *Neuen Luzerner Zeitung*, für ihn sei «klar, dass die Personenfreizügigkeit der EU in ihrer heutigen Form die nächsten fünf bis zehn Jahre nicht überleben wird». Von Brunettis Nachfolger beim Staatssekretariat für Wirtschaft, **Eric Scheidegger**, hat man derlei bislang noch nicht vernommen. (fsc)

Laut dem britischen *Guardian* plant Premierministerin **Theresa May**, die Kampagne für die Wahlen im Jahr 2020 mit einer brisanten Forderung zu bestreiten: Grossbritannien soll die Europäische Menschenrechtskonvention kündigen und damit auch nicht mehr an Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg gebunden sein. Der EGMR blockierte zu Mays Zeit als Innenministerin lange die Abschiebung des Al-Qaida-Sympathisanten und notorischen Hasspredigers **Abu Qatada** in dessen Heimatland Jordanien. Die fremden Richter aus Strassburg mit ihren schwer nachvollziehbaren Urteilen sind zunehmend unpopulär. (fsc)

In den letzten Wochen vor der Amtsübergabe an einen politischen Rivalen hat **Barack Obama** allerhand zu tun. Ein besonderes Augenmerk gilt den Begnadigungen. Bei kaum einem anderen Thema kann ein scheidender Präsident derart eigenmächtig entscheiden wie bei der Strafbefreiung per Federstrich. In Washington fragt man sich derzeit, ob Obama wohl den kolumbianischen Farc-Guerillero **Juvenal Palmira** alias «Simón Trinidad» begnadigen wird, der wegen Entführung amerikanischer Staatsbürger eine sechzigjährige Haftstrafe absitzt. Mehrere republikanische Senatoren haben Obama vor einer Freilassung Palmiras gewarnt. «Simón Trinidad» gilt als Finanzminister der Farc mit detaillierten Kenntnissen über deren weltweites Drogenimperium mit Ausläufern in die Schweiz. (fsc)

Endlich weiss man, womit die Herzogin von Cambridge, vulgo **Princess Kate**, ihre Freizeit verbringt: Wie Millionen von Menschen nicht nur im Vereinigten Königreich füllt sie Malbücher aus. Ihr Mann, **Prinz William**, vertraute dies einer der berühmtesten Autorinnen von Erwachsenenmalbüchern, **Johanna Basford**, an, als er ihr im Buckingham Palace einen Orden verlieh. Die Geehrte plant schon einen neuen Band. Das Thema: Palast. (ky)

Nachrufe



Ungeschminkt: Pfarrer Blocher.

Gerhard Blocher (1934–2016) – Entweder man liebte ihn, oder man hasste ihn, gleichgültig liess er keinen. Ich bewunderte den wortgewaltigen Pfarrer von Hallau, für seine Ehrlichkeit und seinen Sprachwitz: Ich wüsste keinen, wirklich keinen, der so ungeschminkt und konzis nach aussen trug, was ihn im Innersten bewegte. Im Zeitalter der PR-Strategen, die alles Authentische wegretuschieren und in sein Gegenteil verkehren, hatten Gerhard Blochers markige Wortmeldungen etwas Wohltuendes.

Im Zuge einer Recherche suchte ich Gerhard Blocher vor ein paar Jahren an einem Sonntagnachmittag zu Hause auf. Geplant war ein einstündiges Gespräch, um Mitternacht sass ich immer noch in seiner Stube. Ich lernte einen äusserst humorvollen, warmherzigen und blitzgescheiten Menschen kennen, der bei all seiner Belesenheit gut geerdet war. Welch ein Kontrast zum rüpelhaften Provokateur, den er bei seinen medialen Auftritten lustvoll mimte.

Die Abscheu gegenüber den Frömmeln bekam Gerhard Blocher schon im elterlichen Pfarrhaus eingepflegt. Unter zwölf Geschwistern lernte er von klein auf zu kämpfen. Vielleicht verhalf ihm das auch zum felsenfesten Gottvertrauen. Nach einem Schlaganfall feierte Blocher vor zwei Jahren schon mal seine eigene Abdankung. Als ich ihm anvertraute, er wäre der einzige Pfarrer, der mir für meine Grabrede akzeptabel erschiene, versprach er mir: «Für Sie würde ich mich sogar exhumieren lassen.» Über die Festtage ist der streitbare Prediger friedlich entschlafen. *Alex Baur*



König der Chrapfner: Tour-Sieger Kübler.

Ferdinand «Ferdy» Kübler (1919–2016) — «Für die mit der guten Nase»: Bevor ich Ferdy Kübler erstmals persönlich traf, kannte ich ihn von einem Plakat. Er warb für eine Versicherung – ohne namentlich erwähnt zu werden. Das war nicht nötig. Alle wussten, um wen es sich handelt. Weltmeister und Tour-de-France-Sieger bleibt man für immer.

Kübler war liebenswert und zuvorkommend – veredelte jedes Autogramm mit einer persönlichen Widmung. «Für den grossen Velofahrer Thomas» schrieb er für mich in geschwungenen Buchstaben und klopfte mir anerkennend auf die Schultern. Als Radio DRS 1983 den «beliebtesten Sportler des Jahrhunderts» suchte, siegte Kübler mit grossem Abstand vor Bernhard Russi, Hugo Koblet und Clay Regazzoni. Wer ihm begegnete, wurde automatisch mit diesem Phänomen konfrontiert. Ferdy Kübler stand im Mittelpunkt, zelebrierte seinen Status auf charmante Weise. Er schwärmte von den «alten Zeiten»: vom «gelben Sack», wie er das Maillot jaune an der Tour de France nannte, von den «un glaublichen Leistungen», die sie damals erbracht hatten.

Bis zuletzt erzählte Kübler, der in frühen Jahren Velokurier-Einsätze für die *Weltwoche* fuhr, von seinen Erfolgen, als hätte er sie gestern gefeiert. Besonders stolz war er auf die Triumphe im Ardennen-Double, den Siegen bei Flèche Wallonne und Lüttich–Bastogne–Lüttich innert 24 Stunden: «Wir waren andere Menschen, unheimliche Naturen – die heutige Rennfahrer-Generation kann das nicht mehr nachvollziehen.» *Thomas Renggli*

Ein Rebell nach Schweizer Art

Von Roger Köppel — Ulrich «Huldrych» Zwingli (1484–1531) war nicht nur ein grossartiger, kristallklar argumentierender Theologe. Er gehörte auch zu den führenden Schweizer Politikern, die über die Schweiz und ihre Zeit hinaus in die Welt wirkten.

Am Anfang waren die neuen sozialen Medien. Die Erfindung des Buchdrucks 1450 durch Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, zerstörte die Deutungsallmacht der alten Kirche, die seit über tausend Jahren fast unangefochten regierte.

Die «beweglichen Lettern» befreiten den Geist. Und bald stürzten die Hierarchien. Es war ein bisschen wie heute. Die neuen Gutenberg und Zuckerbergs von Facebook bis Twitter entmachten die alten Medien, die falschen Päpste und Autoritäten ihrer Zeit.

Leben wir in einer neuen Reformation, die mit Volksabstimmungen, Brexit und Trump die morsch gewordenen Tempel des Establishments wegblochert? Im Westen nichts Neues: Auch deshalb lohnt ein Blick zurück, als sich grosser Widerstand gegen die verknöcherte Macht, ähnlich wie heute, interessanterweise aus und in der Schweiz formierte.

Eine Hauptrolle spielte ein Bauernsohn aus dem Toggenburg. Er wurde zum Pfarrer und schliesslich zum geistigen Anführer einer politischen Weltbewegung. Dann starb er unter Hellebardenhieben auf dem Schlachtfeld. Zu früh oder gerade noch rechtzeitig, bevor ihm alles in den Kopf stieg?

Ulrich Zwingli war kein Schwärmer, kein Hetzer, kein Demagoge, kein Mensch, der nur

aus Theorien und Gedanken lebte. Er wollte überzeugen, nicht Gott in die Menschen hineinprügeln. An Zwingli fasziniert das Organische, das natürlich Gewachsene, das sich zum zwingend wirkenden Ablauf fügt:

Wie hier der begabte Sohn aus angesehener Toggenburger Bauernfamilie, geboren am 1. Januar 1484, über Studien in Basel, Wien und dann wieder Basel zum frühreifen Pfarrer in Glarus und Einsiedeln wurde. Wie ihn die Begegnung mit dem Schweizer Soldwesen in der Katastrophe von Marignano 1515 zum Kämpfer für die eidgenössische Unabhängigkeit, zum Friedenspolitiker und vor allem zum entschiedenen Gegner des militärischen Menschenhandels machte.

Und wie er dann, ab 1519, als Seelsorger am Zürcher Grossmünster auch, aber nicht nur unter dem Einfluss des deutschen Kraftpredigers Martin Luther in die tektonischen Verschiebungen seiner Zeit geriet. Zwingli aber war kein Krieger des Worts wie der Wittenberger Reformator, kein auf Kampf getrimmter Übermönch. Zwingli operierte lange mit Vorsicht und Zu-

rückhaltung in den frührepublikanischen Machtstrukturen des Zürcher Stadtstaats. Seine Revolution kam nicht wie bei Luther von oben dank fürstlicher Gewalt ins Rollen. Zwingli arbeitete sich von unten hoch – dank Streitgesprächen, «Disputationen» und Volksbefragungen.

Unabhängigkeit statt Riesenzwerg

Zwingli war Ausdruck wie auch Vorantreiber der Demokratie, ein Wegbereiter des Sonderfalls. Dass ihn am Ende die schweizerische Politik der Machtzerstückelung zerfleischte, verbindet ihn mit anderen bedeutenden Eidgenossen. Man kämpft fürs Land, wächst an seinen Siegen und wird beseitigt, weil die schwererziehbaren Schweizer keine grossen

Politiker wollen, aber ihre Freiheit über alles lieben.

Und noch etwas ist gleich am Anfang zu erwähnen. Zwingli wusste spätestens seit Marignano: Der Schweiz kann es nur gutgehen, wenn sie sich aus den Händen der Grossmächte heraushält. Das kleine und verwundbare Geflecht stolzer Kantone darf nicht den Riesenzwerg markieren. Die Schweiz muss unabhängig bleiben, sonst geht sie unter.

Die Leute, die heute bereit sind, diese harterkämpfte Unabhängigkeit preiszugeben, ja die Schweiz wegen der Aussicht auf ein paar einträgliche Geschäfte



Aus letztlich guten Motiven kam es zur Katastrophe.

ans Ausland zu verkaufen, sollten Zwinglis Tiraden gegen das militärische Söldnerwesen lesen. Ersetzt man die Worte «Söldner» und «Frankreich» durch die Begriffe «bilateral» und «Brüssel», sind wir in der Gegenwart.

Im Zentrum des Weltbebens

Was muss man wissen, um Zwingli zu verstehen?

Erstens: Er wurde in eine Zeitenwende hineingeboren. Das Mittelalter war zu Ende, eine neue Epoche brach an. Entscheidend war die Renaissance, die Wiederentdeckung antiker Quellen, alter Texte. Sie beflügelten, zeigten Alternativen auf, beleuchteten die Gegenwart mit ihren Fehlern neu. Der überragende Renaissancegelehrte war Erasmus von Rotterdam, ab 1516 ein grosser Anreger, dann Freund Zwinglis. Es war kein Zufall, dass Erasmus auch in Basel wirkte. Die freie Schweizer Stadtland-Luft zog an.

Zweitens: Die katholische Universalkirche steckte in der Krise. Die Sittenverluderung war kolossal. Die Päpste hurten, prassten und politisierten wie die Fürsten. Um ihren Geldhunger zu stillen, fingen sie an, das Seelenheil, die Erlösung des Menschen durch Ablassbriefe zu verhökern: «Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.» Gegen diese gotteslästerlichen Anmassungen nagelte der



Neue Epoche: Zürich, um 1500.

deutsche Augustinermönch Martin Luther am 31. Oktober 1517 seine zornigen 95 Thesen an die Tür der Wittenberger Schlosskirche. Es war der offizielle Beginn der Reformation.

Drittens: Es ging um Theologie, aber es ging immer auch um Politik und Gesellschaft. Theologie: Die Reformatoren kehrten zurück zur Bibel. Dort stand nichts von Päpsten und Ablass. Die Kirche wurde als Machtapparat zum Vorteil ihrer Angestellten auf Kosten aller anderen entlarvt, eine Art EU vor der EU. Die Reformatoren, geschmähte «Populisten» vor dem Herrn, hielten unkorrekt dagegen: Gott ist allen Menschen direkt und freundlich zugewandt. Es braucht keine Bürokratie dazwischen, die nur sich selber dient. Es war eine gewaltige spirituelle Befreiung.

Politik: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation mit Hauptsitz Wien, Stammhaus der Habsburger, war das politische Zentrum des Weltkatholizismus. Auf Augenhöhe, manchmal knapp darüber, stand

Zwingli war Ausdruck wie auch Vorantreiber der Demokratie, ein Wegbereiter des Sonderfalls.

der Vatikan als geistiges Hauptquartier. Die katholische Übermacht produzierte Gegenmacht. Immer mehr Fürsten sahen es gerne, wenn die Kirche zurückgebunden wurde. Man schielte auch auf die reichdotierten Klöster. So spitzte sich die theologische zur politischen Auseinandersetzung zu.

In der Schweiz ging der Riss quer durch. Die alten Innerschweizer Kantone blieben katholisch. Zürich, Bern, Basel und schliesslich Genf unter Calvin wurden reformiert. In einem wichtigen Punkt allerdings irrte Zwingli: Er glaubte, auch in der Innerschweiz dürstete es die Leute nach Erneuerung. Falsch: Sie waren ganz zufrieden, weil der katholische Glauben hier volkstümlicher und die Kirchen, gutschweizerisch, bodenständiger, also weniger korrupt waren.

Sein tragisches Ende

Erbarmungslos trieb der deutsche Religionskonflikt auch die Eidgenossen gegeneinander. 1529 konnte die militärische Konfrontation bei jener berühmt gewordenen Kappeler Milchsuppe gerade noch verhindert werden. Im Oktober 1531 aber kam es wieder bei Kappel zur unvermeidlichen Schlacht. Beide Seiten waren ihrem nicht unbegründeten Verfolgungswahn erlegen, die jeweils andere Glaubensrichtung wolle sie vernichten.

Zwingli spielte eine tragische Rolle. Er, der immer für die Unabhängigkeit gewesen war, sah sich angesichts der verdüsterten europäischen Gesamtlage plötzlich genötigt, Bündnisse mit fremden Mächten abzuschliessen. Er, der doch immer gegen den Krieg eingetre-



Gefühl der Notwendigkeit: Zürcher Reformator Zwingli.

ten war, glaubte auf einmal sich der Einsicht beugen zu müssen, ein Krieg sei notwendig, um die Reformation in der Schweiz zu retten.

Aus letztlich guten Motiven kam es zur Katastrophe. Die Zürcher wurden vernichtend geschlagen. Feldprediger Zwingli blieb liegen. Die siegreichen Innerschweizer schmähten und bespuckten den Leichnam, ehe sie ihn

vierteilten und verbrannten. Hans Schönbrunner, ein ehemaliger Zürcher Chorherr, der aus Treue zum alten Glauben nach Zug geflohen war, brach beim Anblick von Zwinglis geschändeter Leiche in Tränen aus: «Wie du auch Glaubens halb gewesen, so weiss ich, dass du ein redlicher Eidgenosse gewesen bist. Gott vergebe Dir Deine Sünden.» >>>



Von unten nach oben: Disputation im alten Zürcher Rathaus, 1523.



Feldprediger Zwingli blieb liegen: Schlacht bei Kappel, 11. Oktober 1531.

Was bleibt, was beeindruckt an diesem Schweizer Rebellen, der nie ein Rebell sein wollte? Eben dies: Zwingli hatte nicht den Ehrgeiz, jemand sein, eine bedeutende Rolle spielen zu wollen. Aber wie alle wirklich guten Männer folgte er dem, was er als seinen Auftrag empfand, unterwarf er sich den Aufgaben, die ihm das Leben stellte. Nicht Selbstverwirklichung, aber ein Gefühl der Notwendigkeit schien sein Handeln zu lenken.

Es ist bezeichnend, dass der grosse Basler Theologe Karl Barth mit Zwingli Mühe hatte. Barth war ein genialer, unerbittlicher Systematiker. Zwingli war ein Mann der Praxis, ein entscheidungsfreudiger, kühner Pastor und Politiker, der auch aus dem Leben schöpfte. Es fehlte die kühle, intellektuelle Geschlossenheit des Denkens, dafür gab es Brüche, Tragik, viel Wirklichkeit.

Zwinglis bedeutende Leistungen zum Schluss:

Als Theologe befreite er die Menschen von der Tyrannei einer Kirche, die ihren Auftrag vergessen hatte. Seine Reformation war vor allem ein Angriff gegen die scheinbar korrekten Heuchler und Gutmenschen, die Gott und die Moral für weltliche Machtinteressen miss-

brauchten. Viele Reformierte haben heute vergessen, dass es mit der Reformation nie aufhört. Zwinglis Kampf gegen die «Frommen» und «Netten» muss unter neuen Vorzeichen immer wieder neu gekämpft werden.

Man kann den Theologen nicht vom Politiker trennen. Der Toggenburger brachte Zürich eine neue Kirchenverfassung auf der Grundlage der Selbstverwaltung. Er machte den Stadtstaat demokratischer, ohne die Ordnung im Chaos aufzulösen. Indem er das Söldnerwesen verboten liess, förderte er die aussenpolitische Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft.

Und am wichtigsten: Es war Zwingli, der in Bern der Reformation zum Durchbruch verhalf, und es waren sodann die Berner, die den Genfern unter Calvin gegen die Franzosen halfen. Dieses fruchtbare polit-spirituelle Joint Venture zwischen

Zürich und Bern wirkte in die Welt hinaus: ohne Zwingli kein Calvin, ohne Calvin kein Weltcalvinismus und ohne Weltcalvinismus kein Holland, kein Preussen, kein Grossbritannien und keine Vereinigten Staaten von Amerika.

Stammvater des westlichen Erfolgsmodells

Man kann darüber streiten, wie sehr der reformierte Glaube überhaupt am Ursprung der modernen Marktwirtschaft und der indu-

Er machte den Stadtstaat demokratischer, ohne die Ordnung im Chaos aufzulösen.

striellen Revolution stand. Der bedeutende Zwingli-Kenner Peter Opitz sieht es genau so: Indem die Reformatoren die Menschen vom «bitteren Joch», aus den Klauen der Kirche, befreit hätten, seien sie erst wirklich frei geworden, eigenverantwortlich unter dem «süssen Joch» Gottes ihr irdisches Glück zu suchen.

Zwingli wäre demnach auch eine Art Stammvater des angelsächsischen «pursuit of happiness», einer mächtigen Säule unseres westlichen Erfolgsmodells. ○

Zwingli

Leben eines Kämpfers

1. Januar 1484 — Geburt Ulrich Zwinglis in Wildhaus SG. Die Eltern sind wohlhabende Bauern, haben mindestens zehn Kinder. Der Vater amtiert als Gemeindeammann.

1494 — Mit zehn Jahren verlässt der begabte Junge das Elternhaus, um in Basel und Bern die Lateinschule zu besuchen. Danach Studium in Wien und Basel.

1506 — Weihung zum Priester. Pfarrer in Glarus, später in Einsiedeln.

1515 — Feldprediger für Schweizer Söldner, unter anderem bei der Schlacht von Marignano. Nach dieser Erfahrung hegt er pazifistische Ideen und wird zum heftigen Gegner des Söldnertums.

1519 — Leutpriester am Zürcher Grossmünster. Erkrankt an der Pest, überlebt die Epidemie, die 7000 Menschen das Leben kostet (einem Viertel der Zürcher Bevölkerung). Predigt vehement gegen alles Nichtbiblische an.

1522 — Veröffentlicht seine erste reformatorische Schrift gegen das Fastengebot. Papst Hadrian VI. erteilt ihm ein Kanzelverbot. Heimliche Heirat mit Anna Reinhart.

1524 — Der Rat von Zürich beschliesst die Abschaffung der Bilder in Kirche und Messe. Innert zweier Jahren werden Zwinglis Reformideen verwirklicht.

1525 — Veröffentlichung des Glaubensbekenntnisses «Von der wahren und falschen Religion».

1525 — Der Rat von Zürich beschliesst unter dem Einfluss Zwinglis, die Anhänger der Täuferbewegung auszurotten. Der Entscheid führt zu Vertreibung, Folter und Mord.

1526 — In der Eidgenossenschaft kommt es zur Spaltung zwischen protestantischen und katholischen Gebieten.

1529 — Die konfessionellen Feindseligkeiten münden in einen Bürgerkrieg. Zwingli möchte die evangelische Predigt überall durchsetzen.

1531 — Der frühere Pazifist Zwingli drängt Zürich auf das Schlachtfeld, um den Inner-schweizer Kantonen die Reformation aufzuzwingen.

11. Oktober 1531 — Ulrich Zwingli fällt als Prediger im Zweiten Kappelerkrieg gegen die Waldstätte. Unter dem Gejohle der Gegner wird er gevierteilt und verbrannt.

1885 — Das Zwingli-Denkmal des österreichischen Bildhauers Heinrich Natter bei der Zürcher Wasserkirche eingeweiht wird.

Selber denken, selber glauben

Von Peter Ruch — In seinen Schriften greift Ulrich Zwingli die bestehenden Autoritäten radikal an. Was genau sind seine Hauptbotschaften?



Woher nimmt er diese Freiheit?

Zwingli begann seinen Kirchendienst als romtreuer Priester. Da er seit früher Kindheit mit der Selbstverwaltung eines Bergtals vertraut war und in Basel die freien Künste studiert hatte, war er jedoch dazu prädestiniert, selber zu denken. Erasmus regte ihn zum Bibelstudium in den Ursprachen an, und Zwingli entdeckte Christus als alleinige Quelle alles Guten. *Gott hat uns durch Christus zu sich gezogen, nicht unseres Verdienstes wegen, sondern aus freier Gnade; deren Fülle und Reichtum hat er uns erwiesen, damit wir angespornt würden, ihn zu erkennen, zu lieben und zu besitzen* (II, 29). Das ist der Kern der Reformation.

Mit wachsender Kenntnis der biblischen Schriften stach Zwingli die Schräglage der römisch-katholischen Kirche ins Auge. Längst hatte sie sich zur Stellvertreterin Gottes aufgeschwungen und war priesterlich geworden. Der Priester vermittelt zwischen Mensch und Gott und profitiert davon. Zwingli fand jedoch in der Bibel keinen Auftrag zur Priesterkirche. Im Gegenteil: Die Erzählung von der sogenannten Tempelreinigung (Markus 11) bedeutet die Abschaffung des Tempels, wo man mit Gott feilscht («kaufen und verkaufen»). Das richtige Modell für Kirche und Pfarramt ist nicht der Tempel mit dem Priester, sondern die Synagoge mit dem Rabbiner. *Wenn die aber wüssten, dass Gott die bezahlten Messen so überaus widerwärtig*

sind! Dass man Gott die Ehre gibt, wenn man seine lebendigen Ebenbilder, die armen Christen, bekleidet und nicht die hölzernen und steinernen Heiligenbilder (I, 295).

Unsichtbare Kirche

Damit wurde die katholische Sakramentslehre hinfällig, wonach der Priester Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und bei der Taufe dem Täufling das Heil Gottes vermittele. *Die Päpster weichen von der Wahrheit ab, wenn sie behaupten, dass sie Christus in der Messe für die Sünden als Opfer darbringen* (IV, 302). Zwingli annullierte die fünf Sakramente, die im Evangelium keine Grundlage haben: Firmung, Ehe, Krankensalbung, Beichte, Priesterweihe. Der Taufe und dem Abendmahl sprach er die magische Wirkung ab. Abendmahl feiern wir, weil Jesus sagt: «Das tut zu meinem Gedächtnis». Auch die Taufhandlung als solche bewirke nichts, so wenig wie die Johanna-Taufe und die Christustaufe. Allein der Heilige Geist vermöge den Menschen zu verwandeln. Die Feier der Sakramente diene dazu, die Handlungsbereitschaft Gottes und deren Notwendigkeit ins Bewusstsein zu rücken. Diese Auffassung belegt Zwingli mit umfangreichen Bibelzitat.

Der Pfarrer – Pfarrerinnen kamen erst Mitte des 20. Jahrhunderts hinzu – braucht deshalb

nicht durch ein Zölibat abgehoben zu werden, sondern ist seinen Gemeindegliedern gleichgestellt. Was er bieten muss, ist biblische Sachkompetenz, Einfühlungsvermögen sowie Liebe zu Gott und den Menschen. Damit schwindet die Unterscheidung zwischen heiliger Kirche und profaner Welt. Zwingli redet stattdessen von der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche. *Unsichtbar ist sie nicht, weil diejenigen, die glauben, unsichtbar wären, sondern weil es dem menschlichen Auge nicht ersichtlich ist, wer glaubt* (IV, 325). Schon Jesus argumentierte mit dem Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Matthäus 13) in gleicher Richtung.

Die Axt in der Hand

In dieser Auffassung von Kirche steckt ein erheblicher, auch politischer Zündstoff. Zwingli weiss, dass die politische Obrigkeit eine Ordnungsfunktion ausübt, die dem Willen Gottes entspricht. Indessen sollte man sich über die Abgründe jeglicher Machtausübung keinen Illusionen hingeben. Die Verführung der Macht war damals so virulent wie heute. Deshalb schreibt Zwingli keck und weise: *Wenn jetzt aber ein König oder ein Fürst zum Tyrannen wird, dann weisen wir seine Anmassung zu gelegener und ungelegener Zeit zurecht und klagen ihn an* (IV, 327). Woher nimmt er diese Freiheit? Zwinglis Kriterium für alles Denken und Handeln war die Bibel. Er kannte sowohl den kirchlichen Betrieb als auch die Bibel gut genug, um Anmassungen und Missbräuche zu entlarven.

Der Umgang mit der Bibel war freilich auch für Zwingli eine Herausforderung. *Wir haben gewöhnlich unsere Meinung und unser Vorurteil schon zur Hand, so wie einer, der mit der Axt in der Hand seinen Nachbarn um etwas bittet. Was so viel heisst wie: Tust du es nicht, so wird die Axt dich zwingen* (I, 145). Wir alle neigen also dazu, den Bibeltexten Gewalt anzutun. Wer sich dessen bewusst ist und selbstkritisch an die Bibel herangeht, kann ihre Texte auslegen. Die Deutungshoheit der Kurie über die biblischen Texte lehnte Zwingli ab.

Wer die bestehenden Autoritäten derart radikal anpackt, muss sich gegen Hochmut wappnen. Allzu oft werden Tyrannenkritiker selber zu Tyrannen. Zwingli war sich dieser Gefahr bewusst und plädierte konsequent – und biblisch – für Korrekturen innerhalb der Gemeinde: *Ich rate dir, lieber Leser: Lerne kritisch lesen! Verlasse dich nicht unbesehen auf die Worte von Luther oder Zwingli, kaum dass du sie gehört hast. Das wäre nachlässig. Prüfe, ob das, was sie sagen, mit Gottes Wort und der Wahrheit übereinstimmt* (IV, 9).

Zitate aus: Zwingli: Schriften. Bd. I–IV. TVZ, 1995

Empfehlung: Peter Opitz: Ulrich Zwingli – Prophet, Ketzer, Pionier des Protestantismus. TVZ, 2015. 120 S., Fr. 21.90

Peter Ruch ist pensionierter reformierter Pfarrer in Küsnacht am Rigi.

Showdown zweier Weltverbesserer

Von Hans Conrad Zander — Heimlich, ohne auch nur der Frau etwas zu sagen, reiste Ulrich Zwingli im Jahr 1529 zu Martin Luther nach Marburg. Der Zwist zwischen den beiden Reformatoren war ein offener Skandal.

Sechs Uhr früh ist eine Stunde, in der die meisten Christen sich noch schlaftrunken die Augen reiben. Nicht so Martin Luther. Zu dieser Tageszeit war er schon bereit zu einer jener spektakulären Gesten, die mit seinem Namen unvergesslich verbunden bleiben.

2. Oktober 1529. Im Marburger Schloss des Landgrafen von Hessen sitzen sich in aller Herrgottsfrühe zwei verfeindete Reformatoren zum ersten Mal leibhaftig gegenüber: Martin Luther aus Wittenberg und Ulrich Zwingli aus Zürich. Dass das erste Wort Luther gebühren sollte, stand von vornherein fest. Mehr als Zwingli galt Luther als Fels der Reformation. Was würde er jetzt sagen?

Kein Wort! Die samtene Decke über dem Tisch zwischen ihm und Zwingli schlug Luther zurück. Nahm aus der Tasche ein Stück Kreide und schrieb aufs blanke Holz die Worte Jesu Christi aus dem 26. Kapitel nach Matthäus: «Dies ist mein Leib.» Schweigend legte er die Tischdecke wieder über den biblischen Satz. Das Streitgespräch konnte beginnen.

Was er auf den Tisch geschrieben hatte, war nach Luthers Überzeugung Gottes reines Wort und war im Glauben wörtlich anzunehmen. Im Abendmahl sei Jesus real gegenwärtig als das fleischgewordene Wort Gottes. «Dies ist nicht mein Leib, dies bedeutet vielmehr meinen Leib», so symbolisch interpretierte dagegen Zwingli die Worte Jesu. Die reale Wandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut hielt der Zürcher Reformator für Aberglauben – genauso wie Ablässe, Reliquienkult und Heiligenverehrung.

Luther zückte das Messer

Darüber hatten sich die beiden Reformatoren schon seit Jahren schriftlich gestritten. Luther war dabei der Angreifer, wenn er Zwingli wörtlich als einen «öffentlichen Ketzer» beschimpfte, der «des hellischen Satans gift» verbreite. Im Ton blieb Zwingli bescheidener, war aber in der Sache genauso unnachgiebig. So ging das eine Weile in theologischen Schriften abseits der Öffentlichkeit. Dann aber, als der Kaiser begann, sich die Sache des Papstes zu eigen zu machen, empfanden immer mehr Protestanten den Bruderstreit zwischen Wittenberg und Zürich als offenen Skandal.

Landgraf Philipp von Hessen ist als «der Grossmütige» in die Geschichte eingegangen. Zwei Jahre lang hat der hessische Protestant gebeten, gedrängt, um die beiden verfeindeten Reformatoren an einen Tisch zu bringen. Ihn sorgte der Gedanke, dass es bald nötig sein werde,

«das Evangelium mit dem Spiess zu verteidigen». Dafür aber, fand er, brauchten die norddeutschen Lutheraner die militärische Allianz mit den vom Kaiser so gefürchteten Schweizern.

Aber Luther wollte lange Zeit nicht mit Zwingli reden. Zwingli dagegen wollte schon, durfte aber nicht. Der Rat von Zürich verbot ihm die lebensgefährliche Reise ins ferne Marburg. In aller Heimlichkeit, ohne auch nur seiner Frau Bescheid zu sagen, reiste Zwingli schliesslich doch ab. Über Strassburg zuerst, dann auf verstohlenen Pfaden durch die Wälder des Hunsrück kam er in Marburg an. Da liess Luther noch drei Tage auf sich warten. So wenig Sinn sah der Wittenberger in dem Gespräch, dass er sich ein Protokoll von vornherein verbat.

Fest steht: Luther hat in Marburg Zwinglis Lehre erneut zurückgewiesen als ketzerischen Angriff auf das reine Wort Gottes. Was immer Zwingli vorbrachte, Luther schlug die Tischdecke zurück und wiederholte: «Der Text bleibt stehen wie ein Fels.» Zwingli hielt dem entgegen, überall im Evangelium spreche Jesus in Gleichnissen – zum Beispiel: «Ich der Weinstock, ihr seid die Reben.» Das heisse doch nicht, dass Jesus sich real in einen Weinstock verwandle und die Christen alle in reale Reben.

Vor allen Dingen, fand Zwingli, predige Luther eine naturwissenschaftliche Unmöglichkeit. Dafür gebe es, für jeden nachvollziehbar, einen untrüglichen Beweis: «Was nicht nach Fleisch schmeckt, ist kein Fleisch.» Auch nach der katholischen Wandlung, auch auf dem lutherischen Mahltisch, schmecke das Brot weiterhin nach Brot, der Wein nach Wein. Und wieder schlug Luther die Tischdecke zurück. All die Fragerei Zwinglis nach dem Wie und Warum des Sakraments sei Vorwitz gegen «Gottes allmächtig Wort»: «Dies ist mein Leib.»

Unnötige Schwierigkeiten brachte Luthers Bedingung, dass das Gespräch nicht auf Lateinisch, sondern auf Deutsch stattfinden müsse. Natürlich sprach Zwingli in Marburg nicht Zürcher Dialekt. Doch hatte sich die eidgenössische Kanzleisprache so weit von der sächsischen Kanzleisprache entfernt, dass Luthers Schriften in Basel nicht gedruckt werden konnten ohne einen Anhang, der schweizerischen Lesern alle unverständlichen Ausdrücke von Luther übersetzte. Umgekehrt forderte Luther Zwingli in Marburg auf, sich seine «bäurischen» und «trotzigen» Worte zu sparen, «biss er heym zu seinen schweyzern keme». Ein Ohrenzeuge spricht von einem «colloquium tumultuarium.»

Zum Schluss griff Luther wieder in seine Tasche. Diesmal aber zog er keine Kreide hervor, sondern sein Messer. Über dem Wort Jesu Christi «Dies ist mein Leib», heisst es, habe Luther zwischen sich und Zwingli die Tischdecke zerschnitten. Das mag Legende sein, doch dann ist es – *fabula docet* – eine treffende Legende: Das protestantische Tischtuch war zerschnitten. Viereinhalb Jahrhunderte wird es nach Marburg dauern, bis lutheranische und reformierte Protestanten sich in der «Leuener Konkordie» bereitfinden werden, das Abendmahl brüderlich zu teilen.

Bauernbub Ueli

Warum war das nicht schon 1529 möglich? Beide, Luther und Zwingli, waren gleich alt. Beide wollten das Gleiche. Doch war die gleiche reformatorische Absicht in Luthers Charakter so gänzlich anders geartet als im Charakter Zwinglis, dass sie einander in Marburg unmöglich verstehen konnten.

Ulrich Zwingli war ein Bauernbub aus dem Toggenburg. Sein Vater, sein Grossvater schon, waren dort Ammänner, das heisst, sie führten das Siegel einer Gemeinde von freien, selbständigen Bauern. Und um das Toggenburg herum die Eidgenossenschaft: eine neue Nation, die sich herangebildet hatte in unvorstellbar blutigen Aufständen. Bauernheere im Hirtenhemd hatten die hochgerüsteten Ritterheere Österreichs und Burgunds geschlagen. Im unbändigen Freiheitsgefühl einer neuen Nation wuchs der Bauernbub Ueli heran.

«Ich bin eines Bauern Sohn», hat auch Luther einmal gesagt. In Wirklichkeit war sein Vater nicht Bauer, sondern Bergmann. Luthers Aufruf an die Fürsten, die aufständischen Bauern «totzuschlagen» «wie tolle Hunde», mag in grosser Erregung geschrieben sein. Wohlüberlegt aber war seine Ansicht, Leibeigenschaft sei für Bauern der gottgewollte Stand. «Ja», fügt er hinzu, «es wäre von Nöten, dass ein solch wild, ungezogen Volk, wie die Deutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, dann es hat.»

Aus dem Elternhaus ins Studium: Während der junge Luther hinter Klostermauern sich Herz und Kopf um die Gnade Gottes zerquält, geniesst Zwingli an den aufgeklärtesten Hochschulen seiner Zeit, in Wien und in Basel, das Leben. Er konnte gut singen und spielte mehrere Instrumente. Das gefiel den Mädchen.

Ein bisschen studiert hat Zwingli auch. Aber nicht Theologie. Das hat er mit Calvin gemein: Beide schweizerischen Reformatoren haben



«Was nicht nach Fleisch schmeckt, ist kein Fleisch»: Treffen zwischen Luther (am Tisch stehend, l.) und Zwingli (r.), 1529 in Marburg.

nicht Theologie studiert. In Basel wird Zwingli den bescheidenen Titel eines Magister Artium erwerben. Was ist das gegen einen Doctor et Professor Sacrae Theologiae aus Wittenberg? Zwingli beherrscht nicht einmal die Grundlagen der Logik, spottet Luther. Nichts weiter sei der Schweizer als ein «selb gewachsen Doctor».

Da hat Luther recht. Wie aber ist Zwingli zum «selb gewachsen Doctor» geworden, zum Selbmadetheologen? Als er zweiundzwanzig war, hat sein Vater ihm die Pfründe eines Leutpriesters in Glarus gekauft. Rasch liess er sich dafür zum Priester weihen. Trotz fehlender Theologie gewann er als Gemeindegeseelsorger einen so guten Ruf, dass er, wiederum als Leutpriester, an das Grossmünster in Zürich berufen wurde.

Zum Theologen hat Zwingli etwas anderes gemacht. Als Feldprediger zog er in die Italienischen Kriege. Zuletzt in jene grauenhafte Niederlage von Marignano, die den Grossmachtträumen der Eidgenossen ein jähes Ende setzte. Zwingli hat erlebt, wie die blühende Schweizer Jugend auf dem italienischen Feld verblutete und wie die Überlebenden nichts anderes über den Gotthard heimschleppten als die Syphilis.

Aus Erschütterung über das Kriegselend gerät Zwingli in den «Erasmischen Kreis». Erasmus, ein in Basel lebender Niederländer, hat in seiner «Klage Christi über den Menschen» die

These aufgestellt, Christentum sei ganz einfach das Gegenteil von Krieg. Hunderte von theologischen Klassikern kauft sich Zwingli jetzt, auch Luthers Schriften. Um das Evangelium in seiner Ursprünglichkeit zu verstehen, lernt er Griechisch nach. Der Leutpriester von Zürich wird zum «selb gewachsen Doctor».

Und zum Reformator. Schon lange waren Bürgertum und Gewerbe in Zürich der noch so ruhmreichen Kriege überdrüssig. Welcher Segen für die Wirtschaft, wenn die Jugend nicht mehr weglief in die fremden Kriege, sondern zu Hause etwas Tüchtiges lernte. Zwinglis Reformation, das ist, nach der militärischen Katastrophe von Marignano, der Aufstieg Zürichs zur blühenden Gewerbe- und Handelsstadt.

Hokuspokus in Zürich

Und das Abendmahl? Es gibt ein altes deutsches Wort, das auffällig lateinisch klingt. Es heisst Hokuspokus und hat seinen Ursprung in jenem lateinischen Satz, den Luther auf den Tisch in Marburg schrieb: «Hoc est corpus meum.» Das sind die Worte des Priesters bei der Wandlung. Volkes Mund hat das, lange vor Zwingli, zu Hokuspokus verballhornt. Es ist weniger die humanistische Aufklärung aus Basel, viel eher das uralte Grinsen der Bauern in den Kirchen des Toggenburg, wenn Zwingli

li das lutherische Abendmahl genauso wie die katholische Messe als Aberglauben verwirft. «Hokuspokus» in Zürich – «fleischgewordenes Wort Gottes» in Wittenberg.

«Grossartig», in «reiner Gewissenhaftigkeit» habe Luther das Wort Gottes verteidigt. So fasst Leopold von Ranke das Marburger Gespräch zusammen. Er gibt damit das historische Gedächtnis der deutschen Protestanten wieder. Aber Deutschland ist nicht die Welt. Recht hat der amerikanische Historiker George R. Potter mit seiner These, Zwinglis Reformation habe sich, dank Calvins *transmission*, über die Schweiz hinaus in der weiten englischsprachigen Welt als «Alternative zu Luther» durchgesetzt. Was aus Zürich und Genf die protestantische Welt geprägt hat, ist nicht etwa, wie Max Weber meinte, Calvins schwierige Prädestinationslehre, sondern das einfache Evangelium aus Zürich: dass ein Christ sich in nichts anderem vor Gott zu bewähren hat als in beruflicher Tüchtigkeit und politischer Verantwortung. Und dass im Christentum nicht nur die *professores* zählen, sondern auch der gesunde Bauernverstand.

Hans Conrad Zander, 1937 in Zürich geboren, war Mönch im Dominikanerorden und sechzehn Jahre lang Reporter des deutschen Nachrichtenmagazins *Stern* (Kisch-Preis 1983). Er hat zahlreiche Bücher zur Religionsgeschichte verfasst.

«Den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele»

Von Rolf Hürzeler — Johlende Innerschweizer zerschnitten Ulrich Zwingli auf dem Kampffeld von Kappel in vier Teile und verbrannten seine Überreste. So will es die Überlieferung. Bis dahin hatte der Reformator an mehreren Orten der Schweiz bleibende Spuren hinterlassen.



Lokale Oberschicht: Zwinglihaus in Wildhaus, SG.

Hier ist Zürich am schönsten. Der Kreuzgang des Grossmünsters ist ein Ort der Ruhe im Alltagsgetöse der Stadt – heute viel mehr noch als zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Der erste Eindruck beim Betreten dieses Kreuzgangs ist Abgeschlossenheit; eine innere Stille überkommt den Besucher in dieser wohlproportionierten Architektur. Der Reformator Ulrich Zwingli wird das kirchliche Quadrat wohl täglich im kontemplativen Gebet abgeschritten haben.

Kleine Provokationen in diesem Kreuzgang sind erst auf den zweiten Blick zu entdecken: Wie zu Zwinglis Zeiten begrüssen den Eindringling Skulpturen wilder Gesellen an den filigranen Pfosten der Steinbögen. Gleich beim Eingang sitzen vier affenartige Fabelwesen, weder Mensch noch Tier. Zwei von ihnen tragen einen Strick um den Hals – ein Hinweis auf den Galgen? Oder einfach hilflos Gefangene im Diesseits? Sie tragen Früchte in den Händen, wahr-

scheinlich sündige. Eine Figur hat sanft geformte Brüste, aber sie ist kein Objekt der Begierde – die andern drei schauen nicht sie, sondern den Betrachter an. Würde der Leutpriester Zwingli heute durch den Kreuzgang gehen, hätte er eine Begegnung mit sich selbst. Denn eine Reihe von Lehrtafeln berichtet von seinem Leben und Wirken: «1524 – Trauung Zwinglis mit der Witwe Anna Reinhart nach zwei Jahren heimlicher Ehe.» Das ist eine bemerkenswerte Aussage, gilt doch laut diesen Worten das Zusammenleben ohne kirchlichen Segen bereits als «Ehe».

Prediger und Politiker

In der Mitte des Kreuzgangs ist ein Kräutergarten angelegt – Eisenhut, Gedenkemein, Stinkende Nieswurz. An diese mag Zwingli gedacht haben, wenn er sich mit denjenigen Chorherren seines Münsters stritt, die seine Erneuerungsbewegung ablehnten. Oder,



Provokationen: Grossmünster-Kreuzgang, Zürich.



Unsterblichkeit: Denkmal in Kappel am Albis.

schlimmer noch, wenn er sich in den Disputationen seinen erbitterten Gegnern zu stellen hatte.

Zu Zwinglis Zeiten war Zürich ein Kaff mit weniger als 6000 Einwohnern. Die Kirche diente den Menschen als täglicher Begegnungsort, wie Grossmünster-Pfarrer Martin Rüscher erläutert. Das Münster war nicht mit Bänken möbliert, hatte aber zwei Dutzend Seitenaltäre, einen Karls- und einen Hauptaltar mit etwelchem Betrieb. Rüscher erinnert daran, dass «Zwingli kein Bilderstürmer war». Im Gegensatz zu den Baslern und den Bernern haben die Zürcher das Gotteshaus nicht schnell und überstürzt ausgeräumt. Sie sind vielmehr sorgfältig vorgegangen, auch wenn sich das Grossmünster heute im Innern spartanisch präsentiert.

Einige Touristen stehen an diesem Werktag im Kirchenschiff herum, nicht nur Asiaten,

aber die meisten mit Selfie-Sticks. Sie werden kaum daran denken, wie Zwingli am Neujahrstag 1519 den Zürchern das Matthäus-Evangelium in seiner volksnahen Sprache zum Besten gab: «Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, auf dass er von dem Teufel versucht würde.» Heute liegt eine andere Stelle der Bibel offen zur Einsicht auf – Psalm 120: «Rette mein Leben vor falscher Zunge.» Ein Ratschlag, den sich wohl jeder zu Herzen nehmen könnte. Auch Zwingli; er war ein Prediger und Politiker, ein Seelsorger im modernen Verständnis war er nicht. Die Bibel allein sollte nach seinem Verständnis die Menschen auf den richtigen Lebensweg bringen und begleiten.

Von den Söldnern überrannt

Dieser Weg ist für Zwingli ungewöhnlich genug verlaufen. Sein Geburtsort Wildhaus ist heute ein Skisportort. Beim Betreten des Zwinglihauses im Ortskern ist es bitterkalt. Zwingli kam am Neujahrstag 1484 in dem damals ziemlich neuen Holzhaus zur Welt – als drittes von neun Kindern. Seine Familie gehörte der lokalen Oberschicht an; der Vater war Ortsvorsteher, die administrativen Geschäfte der Einheimischen liefen über ihn. Beim Eingang des Hauses, gleich rechts neben der Diele, ist die Amtsstube bis heute zu besichtigen. Sie ist mit wenigen Möbeln nüchtern bestückt. Man spürt: Hier wurde entschieden, wenig diskutiert und schon gar nicht palavert. Zumindest erhält der Besucher diesen Eindruck, wenn ihn Sylvia Forrer vom Zwinglihaus-Team durch die heute bescheiden wirkende Holzliegenschaft führt.

Der Vater des Reformators sei nicht nur ein Würdenträger der weltlichen Ordnung gewesen, sondern vor allem ein Handelsmann, wie Forrer erzählt. Die Bauern verkauften damals ihr Vieh in die Lombardei – ein einträgliches Geschäft, das manchen Taler ins Toggenburg brachte. So konnten sich die Eltern Zwingli eine aufwendige Erziehung ihres Sohns Ulrich leisten – zuerst mit zarten sechs Jahren bei einem Onkel in Weesen, später je zwei Jahre in einer Lateinschule in Basel und in Bern, anschliessend vier Jahre Universität in Wien und als Abschluss vier Jahre Universität in Basel. Das war im ausgehenden 15. Jahrhundert keinesfalls selbstverständlich: Die meisten Jungen mussten sich damals in der Viehwirtschaft durchschlagen oder – schlimmer – als Söldner.

Im oberen Stock des Zwinglihauses sind die Privaträume der kinderreichen Familie zu besichtigen. Ein Elternschlafzimmer und ein Raum, in dem die Kinder, wahrscheinlich auf Strohunterlagen, nächtigten. In der Küche darunter, heute viel kleiner als damals, fällt ein Tisch mit einer Senke in der Mitte auf: Darin wurde der tägliche Hafer- oder Hirsebrei serviert. Jedes Familienmitglied hatte zwar seinen eigenen Löffel, den Tisch als Teller teilten sich die Zwinglis.

Hat Ulrich Zwingli an seine frühe Kindheit gedacht, als er im Oktober 1531 nach Kappel am Albis ritt, um seinen Gegnern, den Altgläubigen der katholischen Orte, entgegenzutreten? Kaum. Er wird nicht geahnt haben, dass er sich auf seiner letzten Reise befand, als er selbstbewusst die zwanzig Kilometer von Zürich ins Knonaer Amt trabte. Die protestantischen Zürcher waren von ihrer Sache überzeugt und provozierten mit ihrem wirtschaftlichen Boykott der katholischen Innerschweizer Orte den bewaffneten Konflikt. Kommt dazu, dass der 23-köpfige Zürcher Kriegsrat dem Aufmarsch der Innerschweizer am 9. Oktober 1531 zögerlich begegnete. Die Reformierten hatten von Beginn weg die schlechteren Karten.

Die in Söldnerdiensten gestählten Innerschweizer überrannten die Zürcher zwei Tage später, rund 500 von ihnen blieben am 11. Oktober auf dem Feld liegen. Darunter auch Ulrich Zwingli. Er soll ein fürchterliches Ende gefunden haben: Die johlenden Gegner folterten ihn im Suff angeblich, zerschnitten ihn in vier Teile und verbrannten seine Überreste. Wahr oder nicht – die Legende eines heldenhaften Todes gehörte zu dem Mann.

Heute erinnert ein Monolith aus dem Jahr 1838 in prosaischer Umgebung an Zwinglis Ende. Wer vom Kloster Kappel der Albisstrasse entlang, vorbei an einem Denner-Markt und einer neuen Einfamilienhaus-Siedlung, Rich-

Heute erinnert ein Monolith aus dem Jahr 1838 in prosaischer Umgebung an Zwinglis Ende.

tung Passhöhe marschiert, muss zuerst um sein eigenes Leben bangen. Zwar sichert ein Trottoir den Weg des Fussgängers, doch das Überqueren der Strasse beim Denkmal bringt man am besten mit einem Spurt hinter sich, weil die Autofahrer am Memorial vorbeiblocken, als gäbe es hier nichts zum Erinnern.

Dabei zeugt die Inschrift von der Verehrung, die die Reformierten ihrem Idol entgegenbrachten, das «immortalitatis certus» gestorben sei, also seiner Unsterblichkeit gewiss. Auf der vorderen Seite des Steins begrüssen den Besucher die Worte: «Den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele, so sprach an dieser Stätte Ulrich Zwingli, für Wahrheit und der christlichen Kirche Freiheit den Heldenod sterbend. Den 11. Oct. 1531».

Das Kriegsoffer Zwingli wird sich in seiner letzten Stunde kaum heldenhaft gefühlt haben. Vielmehr könnten ihn Selbstzweifel hier oben auf dem Schlachtfeld gequält haben. Nachdem Zwingli 1519 eine Pesterkrankung überlebt hatte, musste er seine Heilung als göttliche Bestätigung seiner kämpferischen Sache verstanden haben. Auf dem Albis wird er sich angesichts seines Endes dessen nicht mehr so sicher gewesen sein. ○

Glauben

Reformationsjahr ohne Reformierte

In Genf gehört nur noch jeder Achte der reformierten Landeskirche an.



Klare Tendenzen.

Von den drei grossen Reformatoren sind gleich zwei eng mit der Schweiz verbunden: Der Toggenburger Ulrich Zwingli war die treibende reformatorische Kraft in Zürich, und der aus Frankreich stammende Jean Calvin formte aus Genf die Weltmetropole des Protestantismus. Unbestritten ist der Einfluss der beiden Theologen auf die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Schweiz. Doch wie steht es heute um die einst grösste Landeskirche? Ihr Anteil ist in den letzten Jahrzehnten stark gesunken. Von 56 Prozent (1950) auf 26 Prozent (gemäss einer Erhebung des Bundesamts für Statistik, 2014).

Keine Konfessionsgruppe in der Schweiz ist durchschnittlich älter (58 Prozent sind mindestens fünfzig Jahre alt) und schweizerischer als die Angehörigen der protestantischen Landeskirche: 86 Prozent verfügen über mindestens einen in der Schweiz geborenen Elternteil. Bei den Katholiken sind 62 Prozent, bei den Muslimen bloss 6 Prozent ohne Migrationshintergrund. Damit besteht faktisch nur bei den hier in einem reformierten Haushalt Geborenen eine Wahrscheinlichkeit, dass sie der evangelisch-reformierten Kirche treu bleiben. Allerdings zeigt die demografische und gesellschaftliche Entwicklung eine klare Tendenz auf: Bei den unter 35-Jährigen bezeichnet sich nur noch jeder Fünfte als Protestant. Wie sieht die Situation in den einstigen reformierten Hochburgen aus? In der Limmatstadt ist die Zahl von 66,7 Prozent (1941) auf 22,4 Prozent (2014) geschrumpft. Im Kanton Genf gehört noch jeder Achte der Eglise protestante de Genève an (12 Prozent). Peter Keller

«Wir sind in Gottes Händen»

Von Roger Köppel — Der britische Kirchenhistoriker Diarmaid MacCulloch hat Standardwerke über die Reformation geschrieben. Wir unterhalten uns mit ihm über Zwingli und Luther, aber auch darüber, warum ausgerechnet die Schweiz im Zentrum dieses gewaltigen geistigen Erdbebens stand.

Sein Büro ist zentral in Oxford gelegen, in einem alten Gebäude, sehr romantisch, alles mit Büchern vollgepackt; es könnte auch die Kulisse für eine Fortsetzung der Harry-Potter-Romane abgeben. Diarmaid MacCulloch, 65, gehört zu den führenden Kirchenhistorikern der Gegenwart. Ursprünglich anglikanischer Theologe, ging er aber aufgrund seiner Homosexualität dann auf Distanz zur Institution. Kürzlich war er in Zürich, um seine Studien über den Zwingli-Nachfolger Heinrich Bullinger, der ihn als «grosser Versöhner» zwischen Luther und Zwingli fasziniert, zu vervollständigen.

Herr Professor McCulloch, was war die Reformation? Eine theologische Revolution? Eine soziale Revolution? Eine politische Revolution?

Keine Frage: Es war eine theologische Revolution. Es ging um die Frage nach der Erlösung. Wie erlangen die Menschen ihr Seelenheil? Die Reformatoren gingen zurück auf die Schriften Augustins, und das machte aus der Reformation eine zutiefst westliche Angelegenheit. Die östlich-orthodoxe Kirche hatte null Interesse an Augustins Theologie.

Warum kam es zu dieser Revolution?

Augustin war immer der überragende Theologe der westlichen christlichen Tradition seit der Zeit, als er Bischof war. Das Zentralstück seiner Theologie der Erlösung war die ursprünglich von Paulus stammende Idee, dass die Menschen überhaupt nicht in der Lage seien, selber für ihre Erlösung zu sorgen. Wir seien absolut abhängig von der göttlichen Gnade, weil wir eben total gefallen seien, also total korumpiert von der Sünde.

Daraus abgeleitet: Es ist unmöglich für die Menschen, Gottes Willen zu beeinflussen.

Genau. Wir sind in Gottes Händen. Das heisst: Kein Menschenwerk, keine menschliche Handlung kann auch nur die geringste Bedeutung haben, was unser Seelenheil, was die Erlösung angeht. Das ist Augustins zentrale Idee im 4. und 5. Jahrhundert, als das westliche Rom unterging. Das war nicht die wichtigste Theorie Augustins, aber es war sein wichtigster Gedanke für die Reformation. Danach bildete sich dann ja eine ganz andere theologische Vorstellung bei den Leuten und

bei den Kirchen heraus, nämlich die Vorstellung, die Menschen könnten sehr wohl etwas machen für ihre Erlösung, nämlich Gebete, gute Werke. In die Erlösungslehre wurde die Idee des Fegefeuers eingeführt, des dritten Stands zwischen Himmel und Hölle. Damit verbreitete sich die Vorstellung, dass sich der Mensch gleichsam in den Himmel vorarbeiten könne. Das Fegefeuer ist gänzlich auf den Himmel ausgerichtet, es gibt keinen Ausgang in die Hölle. Es ist Teil des Erlösungsprozesses. Es impli-

«Das Fegefeuer ist gänzlich auf den Himmel ausgerichtet, es gibt keinen Ausgang in die Hölle.»

ziert: Wir können etwas tun, um in den Himmel zu kommen, und sei es nur leiden. Das ist das spätmittelalterliche Bild der Erlösung, und es ist radikal anders als die Lehre, die Augustin vorlegte.

Warum begann ausgerechnet im 15. Jahrhundert eine Gegenbewegung zu dieser Theologie der menschengemachten Erlösung?

In den späten neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts erschien eine gedruckte Ausgabe von Augustins Schriften. Zum ersten Mal konnten die Gelehrten den ganzen Augustin lesen, nicht nur eine Auswahl seiner besten Zitate, seiner grössten Hits. Das hatte einen gewaltigen Effekt. Was passierte? Ich glaube, Luther und Zwingli lasen die Schriften Augustins, und beide merkten, dass sich die Kirche, der sie dienten, nicht mehr in Übereinstimmung befand mit den Lehren des grössten westlichen Theologen. Das hatte unglaublich viele Konsequenzen. Die spätmittelalterliche Kirche hatte bis zu diesem Zeitpunkt eine gewaltige Industrie ausgebildet, eine Industrie der Gesänge, der Kantoreien und Gebete, ganze Unternehmen, die den Menschen durchs Fegefeuer bringen sollten. Davon allerdings fand sich nichts bei Augustin oder bei Paulus. Die Reformatoren merkten: Es sah alles nach einem gewaltigen Betrug aus. Man muss Luther grosse Anerkennung zollen dafür, dass er dieses Gefühl des Betrugs so bezwingend, so voller Zorn zum Ausdruck brachte. Nicht nur war er darin betrogen worden, ein guter Mönch zu sein, er selber hatte die Menschen betrogen, weil er den falschen

Auftrag seiner Kirche ernst genommen und ausgeführt hatte. Das war sicher auch Zwinglis Empfinden damals. Zwingli aber war der bessere Gelehrte, er war ein Humanist, er bewunderte Erasmus, während Luther mit Erasmus ein spannungsvolles Verhältnis verband. Es ist wahrscheinlich, dass Zwingli zu den gleichen Schlussfolgerungen gelangte, mehr oder weniger unabhängig von Luther, aber angesichts der Sensation, die Luther so schnell wurde, kristallisierten sich auch Zwinglis Gedanken. Bei Zwingli ist der Gesinnungswandel weniger dramatisch als bei Luther. Es gab zum Beispiel keinen offenen Trotz gegen den Papst. Es gab ausserdem den nützlichen Zufall, dass Zürich ein Verbündeter Roms war, so dass sich der Vatikan zurückhielt, gegen den aufmüpfigen Theologen Zwingli einzuschreiten.

Warum wurden Zwingli und Luther nicht auf den Scheiterhaufen geworfen?

Das waren politische Zufälle. Zürich war ein unabhängiger Staat ohne Oberherr oder Fürst. Das war von zentraler Bedeutung. Die Mächte, die Zürich beherrschen wollten, waren durch die Eidgenossen besiegt worden. Bei Luther war es ähnlich: Er war der Protégé des Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Luther war in einer extrem guten Position, um gegen die Habsburger Stellung zu beziehen, weil sein Schutzherr Friedrich zu den sieben Kurfürsten gehörte, die den Kaiser wählten. Die Habsburger konnten nie sicher sein, dass die Kurfürsten einen Habsburger wählen würden, daher konnten sie es sich nicht leisten, Friedrich zu verärgern. Und als er sich entschied, obwohl er in Glaubensdingen sehr konservativ war, sich hinter Luther zu stellen, konnte der Habsburger Kaiser nichts tun.

Was war der tiefere politische, oder sagen wir: gesellschaftliche Grund, dass sich die Reformation entfalten konnte?

Es gab sicher Fürsten, die suchten aus Machtinteresse nach Gründen und gedanklichen Systemen, um mit Rom zu brechen. Aber es war mehr als das. Man darf nicht unterschätzen, dass die Überzeugung heranwuchs, Zwingli und Luther hätten einfach recht. Die Missstände in der Kirche wurden weithin beklagt. Man sah die Kirche als Betrug. Zwingli wiederum schaffte es, die Zürcher Stadträte von seinen Predigten zu überzeugen.



«Zwingli war der bessere Gelehrte»: Historiker MacCulloch, 65.

Wie wichtig waren die sich damals ausbreitenden Krisen und Wahrnehmungen von Krisen: Einfall der Türken, Zusammenbruch Konstantinopels et cetera? Wäre der theologische Unmut auch ohne diese ausenpolitischen Krisen ausgebrochen?

Es gab einen Zusammenhang, aber es ist komplizierter. Tatsächlich dachten viele angesichts der Türkengefahr, dass das Abendland bald untergehen werde. Aber das allein hätte nicht gereicht, um Unzufriedenheit gegen die Kirche anzufachen. Im Gegenteil, in Bedrohungslagen sucht man Halt bei der Kirche. Viele Europäer sahen im Papst den natürlichen Leader gegen die Türken. Gewiss gab es eine gewisse Unzufriedenheit mit der Kirche, aber zentral war eben die fundamental neue Einsicht Luthers, dass die Kirche die Leute betrogen habe, dass sie sich eine falsche Krone aufgesetzt habe. Was die Türkengefahr aber auf jeden Fall bewirkte: Der Papst hatte gute Gründe, die Protestanten versöhnlich zu behandeln. Er hätte sich einen offenen Glaubenskrieg im eigenen Haus nicht leisten können. Luther beschwor geradezu den Geist, dass die letzten Tage angebrochen seien. Das gibt es bei Zwingli weniger.

Es gab in der Schweiz viele bekannte Reformatoren, auf Zwingli folgten Bullinger in Zürich und Calvin in Genf: Warum die Eidgenossenschaft?

Es gab keinen Landesherrn. Das ist der entscheidende Punkt. Es gab keine auswärtige Macht, die auf die Stände Druck ausüben konnte. Das Resultat war eine Zersplitterung der Religionslandschaft. Die Idee der Autonomie war weit verbreitet.

Warum wurde Zwingli von den Zürcher Stadträten, bei denen es ja viele Konservative gab, nicht verjagt?

Weil sie seine Meinung teilten, dass die Kirche mit ihren Anmassungen auf dem falschen Weg war. Das war natürlich eine Botschaft, die politisch gern gehört wurde, aber sie traf eben auch auf weitverbreitete Zustimmung. Die Idee der Erlösung nach protestantischer Auffassung passte den Stadträten, denn sie lieferte ihnen einen Grund, sich von den kirchlichen Autoritäten abzusetzen, zum Beispiel von den Nonnen des Fraumünsters, die faktisch die Stadtherren waren: Zwinglis Theologie passte perfekt zu dieser politischen Lage, zu diesem Wunsch nach mehr politischer Eigenverantwortung der weltlichen Obrigkeit.

Man hat den Eindruck, Zwingli habe die Politik stark beeinflusst in Zürich. Wollte er eine Art protestantischen Gottesstaat?

Zwingli sah die ideale christliche Gemeinschaft als Vereinigung von heiliger und zeitlicher Macht, wie im antiken Israel. Das ist das Modell, enge Zusammenarbeit zwischen Krone und Tempel. Seine Vision ist

anders als die von Calvin. Calvin sah eine klare Trennung zwischen weltlich und religiös. Das ist das Beeindruckende an Zwingli, die Logik hinter seinen Vorstellungen, die Verbindungen, die er zwischen der religiösen und der politischen Sphäre herstellt. Dahinter steckt nicht die Versuchung einer Theokratie, eines Gottesstaates, im Gegenteil. Bei Zwingli wird die Kirche von den weltlichen Mächten regiert; der Stadtrat steht auch der Kirche vor. Es ist das Gegenteil von Theokratie. Die Gemeinschaft steht vor Gott, aber sie wählt die weltliche Regierung. Jeder sollte an der Kirche teilnehmen.

Was sind die wesentlichen Unterschiede zwischen Luther und Zwingli?

Es sind beide Gelehrte, Luther war Dozent. Beide waren beeinflusst vom Humanismus, aber Luther war ein mittelalterlicher Denker, ein Scholastiker. Diese Lehre läuft auf Dialektik hinaus, auf den Kontrast von einander widersprechenden Feststellungen; Verneinungen. Das gefiel dem temperamentvollen Luther, der das Paradox liebte, den Zusammenprall des sich Ausschlüssenden. Er verliebte sich geradezu in solche Aussagen. Zum Beispiel sagte er, in Brot und Wein fände eine Verwandlung statt in Fleisch und Blut Christi. Er behauptete, diese Verwandlung sei ein Wunder. Um es zu veranschaulichen, nahm er das Beispiel glühenden Eisens. Man könne Eisen erwärmen, bis es weiss vor Hitze sei. Dann sei es immer noch Eisen, aber eben auch etwas anderes. So sah er Brot und Wein, die eben zugleich auch Fleisch und Blut Christi seien.

Gegen diese Vorstellung setzte sich Zwingli in einer berühmten und der einzigen Direktbegegnung mit Luther zur Wehr.

Genau. Zwingli war mehr der Humanist. Er war von Sprache fasziniert. Das ist das Wesen des Humanismus, diese Vertiefung in den Text. So kam er zu einem gänzlich anderen Verständnis dessen, was Wein und Brot bedeuten. Für ihn lag in diesen Elementen eine symbolische Bedeutung. Das Wort «ist» interpretierte er anders als Luther. Hier lagen Welten, ja Universen zwischen den beiden. Und natürlich hatte Zwingli recht. Das konnte Luther nicht zugeben.

Wie haben Zwingli und Luther die Welt gesehen? Wo lagen hier die Unterschiede?

Man kann nicht von einheitlichen Weltanschauungen sprechen. Zwinglis Weltsicht läuft darauf hinaus, Verbindungen zu suchen, Einheiten statt Gegensätze. Zwingli

ging stark von der Gemeinschaft, vom Bund der Gläubigen aus, die zusammenkommen, um in Dankbarkeit einen Bund mit Gott zu schliessen, wobei dieses Angebot von ihnen kam, sozusagen von unten nach oben. Bei Luther war es genau umgekehrt. Bei ihm kommt das Angebot gleichsam von Gott an die Gemeinde. Man sieht, dass Luther stärker als Zwingli in einem sozusagen obrigkeitlich geprägten Weltbild zu Hause war.

Welche politischen Folgen ergaben sich aus Zwinglis Theologie?

Sie macht die Menschen aktivistischer in der Gesellschaft, sie treibt sie zum zivilen Engagement, allerdings nicht zum zivilen Ungehorsam, denn die Autorität ist ja theologisch beglaubigt, die weltlichen Herren sind auch von Gott dort hingestellt. Allerdings: Die Stadträte in Zürich waren von den Bürgern gewählt, während in Luthers Sachsen ein König herrschte. Zwar hätten Luther und Zwingli beide gesagt, die Obrigkeiten seien von Gott eingesetzt, trotzdem unterschied sich die Bedeutung der politischen Autorität in Sachsen und in Zürich enorm. Die Zürcher empfanden sich von Gott ermächtigt, ihre Führer zu wählen, das war ähnlich wie im alten Israel. In Sachsen empfand sich der König, empfand sich der Adel als von Gott ermächtigt. Die alttestamentarischen Begriffe Bund und Wahlen waren

enorm wichtig für Zwingli; für Luther hingegen überhaupt nicht.

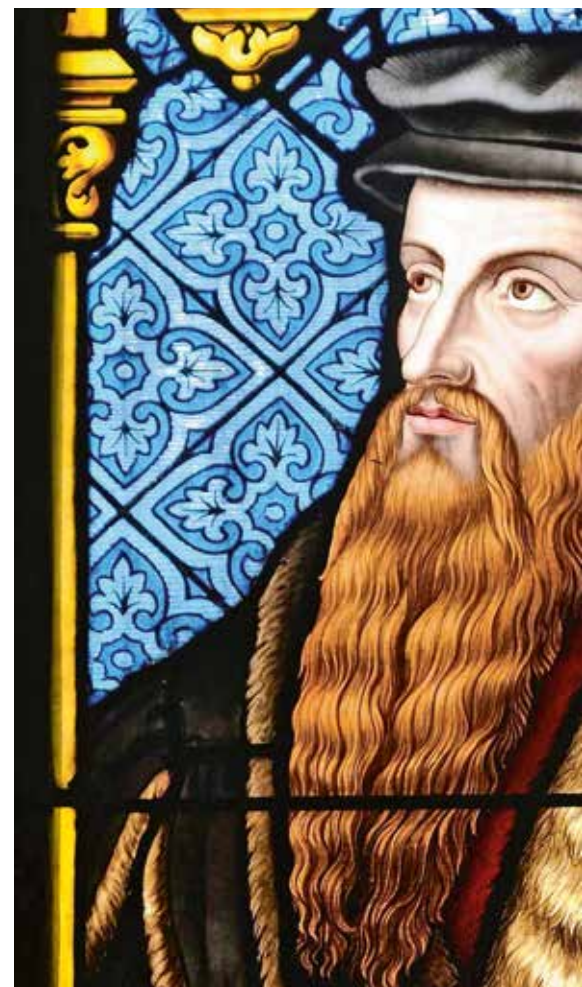
Luther gilt ja als der berühmteste Deutsche aller Zeiten. Stimmt die Kritik, dass Luther bei allem reformatorischen Furor am Ende eben doch eine Theologie des Gehorsams formulierte, sozusagen den angeblich deutschen Hang verkörpernd, sich vor der Macht zu ducken?

Ja. Diese Gehorsamstheologie hat Philipp Melanchthon noch deutlicher herausgearbeitet. Luther hingegen, man darf seine Sicht hier nicht klischeehaft vereinfachen, war eher misstrau-

isch gegenüber den Prinzen. Zwinglis Gehorsam entwickelte sich dagegen in einem demokratischen System, in dem eben die Gemeinschaft der Bürger ihre Führer selber wählte. Der Gehorsam war somit gleichsam theologisch und demokratisch begründet. Man folgt dem Gesetz, das man sich selber gegeben hat.

Warum schlug sich Luther im deutschen Bauernkrieg, in dem sich die Bauern auf Luther beriefen, auf die Seite der Obrigkeit?

Weil er verzweifelt darauf bedacht war, nicht als Verfechter von Anarchie und Aufruhr gesehen zu werden, wie ihn seine ka-



«Kein besonders angenehmer Mensch»: Genfer

tholischen Kritiker darstellten. Zudem hielt er es für theologisch richtig, der überlegenen, also monarchischen Macht zu dienen. Er war kein politischer Revolutionär, wollte es nie sein. Die Bauern hatten für Luther nicht die Autorität Gottes, während die Monarchien sie hatten. Daher war der Aufstand für ihn falsch. Die Bauernrebellion war blasphemisch.

Hätte es Zwingli auch so gesehen?

Ja. Er war kein Rebell.

Für die Protestanten spielte die Idee der Prädestination eine grosse Rolle, die Idee, dass vorbestimmt sei, ob ich in die Hölle komme oder in den Himmel, egal, was ich auf Erden mache. Könnten Sie diese Vorstellung erläutern?

Diese Idee folgt logisch zwingend aus den Schriften Augustins, wonach Gott die absolute Macht hat. Wenn Gott die absolute Macht hat, dann trifft er die Entscheidung, wer in den Himmel kommt und wer nicht, unabhängig von dem wem, was die Menschen tun. Es spielt also überhaupt keine Rolle, ob man sich gut oder schlecht verhält im Leben, die Entscheidung, wer in den Himmel kommt, steht schon fest. Die Lutheraner, vor allem Melanchthon, lösten sich, eigentlich unlogisch, von dieser Idee. Sie warfen den Protestanten vor, ihre Prädestinationslehre führe dazu, dass sie sich über



Martin Luther.

«Natürlich hatte Zwingli recht. Das konnte Luther nicht zugeben.»



Reformator Calvin.

die Regeln des guten Zusammenlebens hinwegsetzten, und in der Tat liegt hier vielleicht eine Schwäche des Protestantismus: Wenn es für das eigene Seelenheil keine Rolle spielt, ob ich mich im Leben gut oder schlecht verhalte, wo liegt der Sinn, gut zu sein? Wenn man das Gefühl hat, über allen Gesetzen zu stehen, dann kann man genauso gut sündigen, wie man will.

Zwingli allerdings nahm Anstoss an der Verlüderung der Sitten, wie er sie erlebte, war aber gleichzeitig Anhänger der Prädestination. Wie geht das zusammen?

Zwingli hätte gesagt, die Pflicht, gut zu leben, ergebe sich aus der Gemeinschaft. Wir hätten den anderen gegenüber eine Pflicht, uns gut zu benehmen. Das Gutsein war für ihn in sich erstrebenswert und nicht eine Bedingung, um in den Himmel zu kommen. Man könnte ja sagen: Verhält man sich nur gut, um den lieben Gott zu bestechen, damit er uns in den Himmel aufnimmt? Zwingli hätte Melanchthon kritisiert: Der Mensch solle doch nicht nur deshalb gut sein, weil er zur Belohnung in den Himmel komme, sondern er habe aus Selbstzweck gut zu sein. Wir müssen uns gut benehmen, weil es aus der Natur einer funktionierenden Gemeinde hervorgeht, nicht weil es unser Seelenheil betrifft.

Warum war der Zwinglianismus, später der Calvinismus, weltweit erfolgreicher als der lutheranische Glaube?

Es ist ein Rätsel. Die Reformierten waren mobiler, ausserdem ergab sich zufällig, dass die Reformierten in Konfliktregionen lebten und dann auswanderten, während die Lutheraner vor allem in Deutschland und Skandinavien lebten und unbehelligt blieben. Es gibt einen militanten Zug im reformierten Glauben, etwas Missionarisches; eine Anschauung, die im Kampf funktioniert. Der Glaube an die Prädestination war ebenfalls motivierend. Prädestination bedeutet, dass die Protestanten sich für die Auserwählten hielten, es gab ihrem Leiden einen Sinn. Das fehlte bei den Lutheranern.

«Ich fürchte, die islamische Welt steht dort, wo die christliche um 1620 stand.»

Fassen wir zusammen: Was ist die revolutionärste Idee der Reformation?

Es ist die Idee, dass einem die Kirche oder die Priester keine Erlösung bringen können. Das heisst, dass die Kirche aufhören soll, das Leben ihrer Mitglieder und der Gläubigen zu führen. Die Kirche verliert das Recht, den Gläubigen Vorschriften zu machen. Der Kirche wird Macht entzogen, die dann aber von anderen Institutionen gepackt werden kann. Oder man übernimmt sie selber. Ein gewisser Individualismus ist somit die Folge der Reformation.

Inwiefern hat Zwingli in der heutigen Schweiz Spuren hinterlassen?

Die Bedeutung der Gemeinden ist durch Zwingli theologisch aufgeladen worden. Die Schweiz hat starke, selbstbewusste Gemeinden, die aber auch ihre Grenzen kennen und innerhalb ihrer Grenzen ein hohes Selbstgefühl entwickeln. Das mag es schon vor Zwingli gegeben haben, aber er hat dieses bündische Gemeindedenken in seiner Theologie mitgeprägt.

Die Schweizer haben ausserdem Mühe, Autoritäten anzuerkennen, die sie nicht selber gewählt haben. Ist das zwinglianisch?

Interessanterweise ja. Die Protestanten versuchten sich in der Schweiz auszubreiten, indem sie die Übernahme des Glaubens an das Mehrheitsprinzip in Wahlen banden. Das war etwas Neues. Entscheidungen waren zuvor eher nach dem Konsensprinzip getroffen worden. Das Mehrheitsprinzip ist eine Art Geschenk der Schweizer Protestanten an die europäische Tradition. Es mag nicht theologisch begründet gewesen sein, aber die Schweizer Reformierten führten dieses Prinzip um 1520 ein – gegen die Katholiken.

Stimmt die These, dass dank der Schweiz der Protestantismus sich nach England und in die USA ausbreitete und auch den Kapitalismus lancierte?

Ich habe grosse Zweifel. Viele Historiker würden bestreiten, dass das Gefühl, auser-

wählt zu sein, mit dem Geist des Kapitalismus identisch sei. Viele reformierte Staaten waren nicht an der vordersten Front des Kapitalismus, zum Beispiel Schottland. Es war vielleicht Zufall, dass so viele kapitalistische Länder calvinistisch-zwinglianisch waren.

Wir staunen: Max Webers berühmter «Geist des Protestantismus» ist kein Grund für wirtschaftlichen Erfolg?

Nein, das glaube ich nicht. Vielfalt, auch in Glaubensfragen, scheint mir wichtiger. Religiöse Toleranz ist der Schlüssel. Schauen Sie die Niederlande an, die Vereinigten Staaten.

Obwohl die Protestanten den Katholizismus beseitigen wollten, resultierte am Ende die religiöse Toleranz, die Vielfalt. Man kam von der Einfalt zur Vielfalt.

Ja. Das scheint mir eine der bedeutendsten Folgen zu sein. Kein Glaube konnte den anderen zerstören. Man lernte, in Pluralität zusammenzuleben, ohne dass die Welt untergeht. Diese Vielfalt ist zutiefst europäisch, wengleich die Toleranz erst nach einem äusserst gewaltsamen Krieg entstand. Es ist kein Zufall, dass die tolerantesten Länder mit der grössten Vielfalt zugleich die erfolgreichsten sind.

Heute hat man den Eindruck: Die Faszinationskraft des Katholizismus legt zu, während sich die Kirchen der Reformierten leeren. Was ist der Grund?

Der Protestantismus hat die Tendenz, sich im Wortsinn zu Tode zu langweilen, er langweilt sich aus seiner eigenen Existenz heraus. Der Katholizismus hat da gewisse oberflächliche Vorteile: Man kann bestimmte Orte besuchen und ihre Heiligkeit spüren. Man kann Gott begegnen über Heilige, umgeht so die direkte, vielleicht furchterregende Begegnung. Der katholische Glaube teilt sich nicht nur über Schriften und Worte mit, was sehr anstrengend ist und Bildung voraussetzt.

Warum hat es im Islam keine Reformation gegeben?

Es hat. Der wahhabitische Islam ist die Reformation. Er spült Jahrhunderte von Traditionen weg, er entkleidet und entschmückt den Islam, reduziert ihn auf die nackte Botschaft. Wir sehen die Konsequenzen – auf schreckliche Weise. Ich fürchte, die islamische Welt steht dort, wo die christliche Welt um 1620 stand. Ich hoffe, es gibt jetzt nicht dreissig Jahre Krieg.

Zum Schluss: Wer war unter den Reformatoren mutmasslich der angenehmste Mensch?

Mit wem man einen schönen Abend hätte verbringen können? Luther wäre sicher der Interessanteste gewesen, Bullinger finde ich beeindruckend. Zwingli scheint mir schwierig, eher ein Hirn als ein Mann. Calvin war kein besonders angenehmer Mensch. ○

Vom Leben in Fiktionen

Von Thilo Sarrazin — Zum Stand der Meinungsfreiheit: Wer nicht ins Schema passt, wird nicht nur moralisch abqualifiziert, sondern soll auch um seine wirtschaftliche Existenz bangen.



Meine Frau und ich besuchen jedes Jahr einige Tage vor Weihnachten gemeinsam das Kaufhaus des Westens in Berlin-Charlottenburg und schlendern anschließend über den Weihnachtsmarkt an der Gedächtniskirche. Dieses Jahr waren wir etwas eher dran, weil wir über Weihnachten verreisten. 48 Stunden vor dem Anschlag schoben wir uns exakt an jener Stelle durch das Gedränge, an der sich der von einem tunesischen Flüchtling gekaperte polnische Sattelschlepper seine tödliche Gasse bahnte. An Polizei entdeckte ich einen Streifenwagen mit zwei Beamten, der am Rand des Weihnachtsmarktes parkte, sonst nichts.

Als ich die schreckliche Nachricht vom Attentat im Urlaub hörte, kam mir unwillkürlich das letzte Kapitel von «Deutschland schafft sich ab» in den Sinn. Dort hatte ich in meiner Zukunftsvision geschrieben:

«Im Mai 2013, wenige Monate vor der Bundestagswahl, gelang einem unentdeckt gebliebenen Zweig der Sauerlandgruppe ein Sprengstoffattentat am Bahnhof Zoo in Berlin, das 73 Opfer forderte. Nach ähnlichen Anschlägen kurze Zeit später in Paris und Rom trat der Europäische Rat zu einer Sondersitzung zusammen und beschloss neben vielen anderen Massnahmen grundlegende Änderungen bei der Überwachung der Aussengrenzen des Schengen-Raumes sowie eine Europäische Richtlinie zum einheitlichen Umgang mit illegal Einreisenden. Alle Mitglieder verpflichteten sich, die neuen Bestimmungen innerhalb eines Jahres in Kraft zu setzen. Diese Massnahmen, die mehrfach verschärft wurden, führten allmählich zu einem Rückgang der illegalen Zuwanderung auf 100 000 jährlich für die gesamte Union. [...]»

Als dieser Text im August 2010 erschien, wurde ich für viele wohlmeinende Zeitgenossen zum Schwarzmalerei und Rassisten. Wie wir heute wissen, wurde alles noch viel schlimmer, wenn auch drei Jahre später. Zudem habe ich eine Hoffnung verloren, die noch meinen damaligen Text prägte: die Hoffnung nämlich, dass die Politik und die öffentliche Meinung ausreichend lernfähig und lernwillig sind und die richtigen Konsequenzen ziehen. Auch heute will ich dies nicht ausschliessen,

aber ich glaube nicht mehr daran. Wenn man wirklich etwas ändern will, muss man sich in drei Punkten ehrlich machen:

— Man muss illegale Einwanderung wirksam verhindern und darf die dafür notwendigen Massnahmen nicht scheuen.

— Man muss radikale Islamisten rechtzeitig erkennen und entweder wirksam überwachen (das erfordert dreissig Beamte pro Verdächtigen) oder vorbeugend festsetzen.

— Man muss jene 99 Prozent der Asylbewerber, denen nach langwierigen Verfahren die Asylgewährung verweigert wird, auch ohne Ausweisepapiere unverzüglich und vollständig



Mehr Sicherheit am Breitscheidplatz in Berlin.

in ihre Herkunftsländer zurückbringen, ausdrücklich auch gegen den Willen des Herkunftslandes, notfalls unter militärischem Schutz.

Es gibt auch die anderen

In keinem dieser drei Punkte gibt es wirkliche Fortschritte oder die Aussicht auf solche. Die Debatten bleiben in Nebensachen hängen. Jeder Zusammenhang zwischen Islam und Islamismus, zwischen falscher Einwanderung, Fundamentalismus und Terrorismus wird vom politischen Mainstream mit der Bundeskanzlerin an der Spitze am liebsten prinzipiell geleugnet. Stattdessen geisselt

man wahlweise die Verwerflichkeit der Attentäter, den Populismus der Kritiker oder das Versagen von Polizei und Behörden.

Natürlich gibt es Medien in Deutschland, die am Schönreden, Wegducken und am Baden in Unschärfe immer wieder Kritik üben, wenn sie auch in der Minderheit sind. Zwei vielgelesene Blogs haben sich hier einen wachsenden Einfluss erworben:

— «Die Achse des Guten», begründet vor zwölf Jahren von Henryk Broder

— «Tichys Einblick», begründet vor zwei Jahren vom ehemaligen Chefredaktor der *Wirtschaftswoche*, Roland Tichy

«Alles richtig gemacht»

Bei beiden Blogs wachsen die Zugriffszahlen stark, das macht sie auch für bezahlte Werbung attraktiver. Dem Mainstream-Establishment in Politik und Medien ist das natürlich nicht recht. Das wurde Anfang Dezember exemplarisch deutlich, als Gerhard Hensel, Strategy Director bei der Werbeagentur Scholz & Friends, auf seiner privaten Website die werbende Wirtschaft dazu aufrief, «neurechte» Medien, zu denen er auch «Die Achse des Guten» oder «Tichys Einblick» zählte, von der Bannerwerbung auszuschliessen. Prompt brach die Werbung bei beiden Blogs ein. Die Presseabteilung von Scholz & Friends erklärte zunächst die Sache zu einer Privatangelegenheit ihres Strategiedirektors. Die Werbeagentur bekommt viele Regierungsaufträge, erst nach Tagen und einem Shitstorm im Netz kam es zu einer Distanzierung. Gerard Hensel verliess Scholz & Friends und verabschiedete sich mit den Sätzen: «Die Firma steht rückhaltlos hinter mir. [...] Ich habe alles richtig gemacht.» Wie lange es dauert, bis der materielle Schaden für die beiden Blogs behoben ist, bleibt abzuwarten. In den etablierten Printmedien war von diesem Boykottaufruf nichts zu lesen.

Hensels Boykottaufruf illustriert den Stand der Meinungsfreiheit in Deutschland. Wer nicht ins Schema passt, wird nicht nur moralisch abqualifiziert, sondern soll auch um seine wirtschaftliche Existenz bangen. Dieses Klima trägt dazu bei, dass gesellschaftliche Risikoeinschätzungen tabuisiert werden und Kritik, die quer zur herrschenden Linie der politischen Korrektheit steht, möglichst aus dem Diskurs ausgegrenzt wird. So leidet die Sensibilität der Gesellschaft für die rechtzeitige Entdeckung und die tatkräftige Abwehr von Gefahren. Eine der Folgen erlebten wir am 19. Dezember bei der Berliner Gedächtniskirche.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Letzter Kampf gegen Windmühlen

Von Hansrudolf Kamer — Obamas neue Russland-Sanktionen sollen einen Strategiewechsel verhindern. Das wird kaum gelingen, denn die geopolitische Tektonik ist in Bewegung geraten.



Politics stops at the water's edge» – die Politik hört auf, wenn es wirklich ernst wird. Diese Maxime stammt vom republikanischen Senator Vandenberg, der im Frühsommer

1948 mit dem demokratischen Präsidenten Harry Truman über die Bedingungen zur Gründung der Nato verhandelte.

Die Auseinandersetzung vor bald siebzig Jahren drehte sich um die amerikanische Verpflichtung zur Verteidigung europäischer Alliierten. Der Kongress beharrte auf seinen Prärogativen zur Kriegserklärung und war generell zurückhaltend. Die Europäer wollten dagegen eine automatische amerikanische Intervention bei einem sowjetischen Angriff. Das Ergebnis lässt sich ablesen in Artikel 5 des Nato-Vertrags, einem Kompromiss, der aber keinen Automatismus enthält.

Damals wurde der Konflikt nicht auf die Spitze getrieben. Heute ist die Zusammenarbeit über Parteigrenzen hinweg im nationalen Interesse passé. Präsidenten der einen Partei, die einem Nachfolger der anderen Platz machen müssen, legen dem neuen Steine in den Weg. Noch-Präsident Obama ist nicht der erste, der das tut, doch hat er die Kunst weiterentwickelt. Das kulminierte nun in der Verhängung neuer Sanktionen gegenüber Russland und der Ausweisung von 35 Diplomaten.

Vorher hatte Obama weite Gebiete zu Wasser und zu Land unter Naturschutz gestellt, um Trumps Absichten zur Ausweitung der Erdölförderung zu sabotieren. Vor der Uno übte er bei einer Anti-Israel-Resolution Stimmenthaltung. Das diente keinem erkennbaren Zweck ausser jenem, es dem israelischen Ministerpräsidenten Netanjahu heimzuzahlen. Den Friedensprozess förderte es nicht.

Die Russen stehen im Fokus, weil ihnen vorgeworfen wird, sie hätten mit Hackerangriffen die Wahlen zugunsten Trumps entschieden. Das kann zutreffen oder auch nicht – Belege fehlen. Man sollte nicht besonders überrascht sein, wenn sich die Russen schliesslich doch als Täter festnageln lassen. Der Versuch zur Beeinflussung von Wahlen durch das Ausland gehört seit je zum Spiel der Mächte. Neu sind allenfalls die Mittel.

Es ist wenigstens zu hoffen, dass die Amerikaner ähnlich aktiv sind und selbst die

Europäer ihre Fähigkeiten verbessert haben. Man erinnert sich noch dunkel an die grosse deutsche Aufregung über das Abhören des Handys von Bundeskanzlerin Merkel («Ausspähen unter Freunden, das geht gar nicht!»). Unter Feinden ist das de rigueur oder sollte es sein.

Deutschland könnte bald isoliert dastehen

Hillary Clintons Wahlkampftruppe spielte die Russland-Karte. Trump wurde Russophilie vorgeworfen – er hatte sich relativ positiv über Putin geäussert, und Mitglieder seines Teams hatten russische Geschäftsbeziehungen. Als Rex Tillerson, Chef von Exxon Mobil und Träger eines russischen Ordens, zum Aussenminister nominiert wurde, bekam die Story neue Beine. Ausserdem wurde immer wieder suggeriert, Trump unterminiere die Nato und stelle die amerikanische Beistandsverpflichtung in Frage.

Letzteres war falsch und Ersteres übertrieben. Die Demokraten unterschätzten, wie sehr Obama durch seine Aussenpolitik die Glaubwürdigkeit Amerikas untergraben hatte. Denn Putin konnte es sich leisten, nach Obamas neuem Sanktionsbeschluss mit magistraler Geste auf die normale Gegenausweisung amerikanischer Diplomaten zu verzichten. Stattdessen lud er deren Kinder zur

orthodoxen Neujahrsfeier in den Kreml ein. Obama sah ziemlich alt aus.

Trumps Russlandpolitik ist noch auf dem Reissbrett. Doch stellt er in Aussicht, das amerikanische Militär aufzurüsten und insbesondere die Modernisierung der Nuklearstreitkräfte voranzutreiben, die unter Obama vernachlässigt worden war. Dies auch unter Inkaufnahme eines allfälligen Rüstungswettlaufs – der im Übrigen durchaus wirtschaftliche Impulse geben kann.

Zudem will Trump die amerikanische Energiepolitik neu ausrichten und als Produzent auch den Russen Konkurrenz machen. Die Kombination einer Entspannungsdiplomatie mit Rivalität im militärischen und wirtschaftlichen Bereich deutet an, dass, wie das *Wall Street Journal* schrieb, Trump tatsächlich eine Strategie haben könnte.

Mit Unterstützung im Kongress kann der neue Präsident die von Obama aufgestellten Hürden schnell beseitigen. Die bisherige Sanktionspolitik Obamas und der EU ist ohnehin einsturzgefährdet. Die beiden führenden Kandidaten in Frankreich, François Fillon und Marine Le Pen, sind beide gegen Russland-Sanktionen. Fillon bezeichnet sie als rein symbolische Geste mit Wohlfühlaroma. Eine Politik mit erkennbaren Zielen sieht er nicht. Auch in Italien wächst das Lager der Sanktionskritiker.

So könnte – Ironie der Geschichte – Deutschland mit seiner ehemals freundlichen Russlandpolitik bald isoliert dastehen. Vor nicht allzu langer Zeit waren die «Russland-Versteher» in der Bundesrepublik zu Hause. An die gedankliche Agilität der deutschen Wahlkämpfer werden im neuen Jahr offensichtlich hohe Ansprüche gestellt.



Glaubwürdigkeit untergraben: Präsident Obama.

Halbes Erwachen beim «Spiegel»

Von Christoph Mörgeli

Es sei höchste Zeit für den «Zorn der Zivilisierten». Deutschland taumle einem «zutiefst beschämenden und gefährlichen Neo-Nationalismus» entgegen, schrieb der Kult-Blogger Sascha Lobo (SPD) im Sommer 2015 im *Spiegel*. Er schäme sich für die Verschärfung des Asylrechts, die auf eine «Kriminalisierung fast aller Flüchtlinge» hinauslaufe. Es gelte jetzt, dem «braunen Mob» und dem Neo-Nationalismus entschieden entgegenzutreten: «Bevor Menschen brennen.»

Am Weihnachtstag hat tatsächlich ein Mensch gebrannt. Nämlich ein wehrloser, schlafender Obdachloser mitten in Berlin. Angezündet von jungen muslimischen «Flüchtlingen» aus Syrien und Libyen. Einige von ihnen sind polizeibekannte Schläger. Eine Videoaufnahme zeigt sie nach der Tat als ausgelassen herumtollende Truppe. Der Mordversuch forderte den linken Internet-Experten Sascha Lobo jetzt zu einer etwas anderen Kolumne bei *Spiegel* online heraus: «Kann die Realität rassistisch sein?»

Wer den Rechten und Rechtsextremen etwas entgegensetzen wolle, müsse auch unangenehme Wahrheiten zulassen. Dafür sei «ein schmerzhafter Kurswechsel nötig». So gerne Lobo es möchte, es handelt sich nicht um Fake News: Lastwagenanschlag in Berlin mit zwölf Toten; ein Mann türkisch-kurdischer Herkunft, der die Ex-Partnerin am Seil hinter seinem Auto herschleift; Vergewaltigung und Mord in Freiburg durch einen afghanischen Flüchtling; Axt- und Messerattacke in einem Zug in Würzburg, begangen durch einen IS-Asylbewerber; gewalttätiger Silvestermob von Nordafrikanern in Köln.

Man könne, so Lobo, dem vorschnellen Geschrei von rechts als «Streiter für eine liberale Gesellschaft» nur mit Fakten und Statistiken entgegentreten. Aber genau hier steht's böse: Bei einem Ausländeranteil in Deutschland von 10 Prozent begehen in Nordrhein-Westfalen 80 Prozent der Taschendiebstähle Ausländer. Bei Wohnungseinbrüchen sind es 48, bei Raubdelikten und Autodiebstählen 41 Prozent. Doch wie löst Sascha Lobo das Problem der Ausländerkriminalität? Mit Multikulti und dem Verweis auf die belgische Stadt Mechelen, wo Bürgermeister Somers beim traditionellen «Umzug der Riesen» neben weissen neu auch braune und schwarze Figuren mitmarschieren lasse. «Auf diese Weise hat Somers es geschafft, die Kriminalitätsrate in Mechelen drastisch zu senken.» So steht's im *Spiegel*. Im vollen Ernst.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schatten aus dem Berner Hades

Von Peter Bodenmann — Mafiahüttli oder Geisterstübli? Alles paranormal und irrational.



Haderer vom Dienst: Bundesratsfoto 2017.

Das Bundesratsfoto irritiert. Hochformat statt Querformat. Oben rabenschwarzer Hintergrund. Jede und jeder für sich fotografiert und retuschiert. Gesichter, die keine Geschichten erzählen. Unten scherenschnittartige Schatten aus dem Berner Hades.

Die NZZ fühlt sich an die Mafia erinnert. Mafia bedeutet gewalttätige Akkumulation von Kapital. Damit erfolgreiche Capos den Sprung in die Bourgeoisie schaffen. Von illegal zu legal. Mit Disziplin und Härte.

Logik des «Gurken-Manifestes»

Unsere Bundesräte sind anders gestrickt. Niemand weiss, was sie in den wichtigen Dossiers wollen. Das Vage als Waage der Haderer vom Dienst.

Die CVP war, ist und bleibt eine untergehende «Titanic». Der neue Präsident will das Rad der Zeit zurückdrehen. Angela Merkel würde es den Magen umdrehen. Die real noch ausharrende Bundesrätin Doris Leuthard lächelt alle Widersprüche weg. Der älteste Atomkraftwerkpark der Welt darf weiter vor sich hin rosten. Die Energiewende 2050 – die keine ist – wird sie gewinnen. Erfolgreiche Tante Surreal.

Alain Berset ist kein Stratege, sondern ein Taktiker der Macht. Er wartet ab, bis fast alle ermüdet sind. Und sich anderen Themen zuwenden. Das geht bei der AHV und zweiten Säule problemlos. Im Gesundheitswesen will jetzt die CVP – ausgerechnet diese Krankenkassenfilz-Partei – die Steigerung der Kosten in den Griff bekommen. Gefahr droht keine.

Die beste Armee der Welt: nach acht Jahren Aufbauarbeit heute der grösste Intriganten-Stadl der Schweiz. Guy Parmelin schießt einen bunten Maurer-Segler nach dem andern ab. Tropft alles an Teflon-Ueli ab. Jetzt will der Zürcher Bauernsekretär mit der gleichen Sorgfalt ausländische Unternehmen auf Kosten des Sozialstaates entlasten. Sichtlich gutgelaunt.

Didier Burkhalter wollte die Bilateralen retten. Mit immer neuen Vorschlägen verunsicherte er erfolgreich Freund und Feind. Jetzt hat das Parlament den Sack zugetan. Und die SVP ergrift nicht einmal das Referendum. Didi im Glück.

Das Überstrukturierte ist der Kern der Pianistin im Bundesrat. Niemand weiss, wie sie in der Logik des «Gurken-Manifestes» das real nicht existierende Problem der Zuwanderung lösen würde. Vielleicht nicht einmal sie selber.

Jeder für sich fotografiert und retuschiert. Gesichter, die keine Geschichten erzählen.

Giacobbo und Müller sind weg. Niemand wird sich mehr über Schneider-Amann lustig machen. Die Hoffnungen der Exportindustrie und des Tourismus ruhten einst auf dem Berner. Resultat: mehr Arbeitsplätze im Gesundheitswesen, weniger Arbeitsplätze in der Exportindustrie. Leicht gespenstisch.

Guy Parmelin ist eine politische Schreckschusspistole: gut für jede Überraschung. Sehr gut als Berater in heiklen Lebenslagen. Der Geist, der aus der Flasche kam.

Hat Walter Thurnherr unten rechts lässig seine Hände im Hosensack? Immerhin.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Monsieur Gilles im Untergang

Von Kurt W. Zimmermann — Kann die SRG ohne Gebühren überleben? Die Antwort ist eher überraschend. Sie lautet: ja.

Gilles Marchand war gerade drei Tage als neuer SRG-Generaldirektor gewählt, da blickte er schon dem Untergang ins Auge.

Der Untergang droht von der «No Billag»-Volksinitiative, die bald einmal zur Abstimmung kommt. Sie will die SRG-Gebühren abschaffen. Ein Ja zur Initiative, wusste Marchand, «bedeutet das Ende der SRG».

Ist das wirklich so?

Um die Frage zu beantworten, hilft Abstimmungskampf à la Marchand nicht weiter. Man muss rechnen. Und siehe da, die Rechnung fällt nicht vernichtend aus.

Im letzten Jahresbericht weist die SRG aus Werbung und Sponsoring 410 Millionen Franken an Erträgen aus. Diese Zahl dürfte um gut 250 Millionen steigen, wenn die «No Billag»-Initiative angenommen wird.

Ohne ihre Gebühren nämlich könnte die SRG deutlich aggressiver als heute im Werbemarkt agieren. Der grösste Brocken wäre die Radiowerbung, die ihr dann erlaubt wäre. Sie bringt ihr dank ihres hohen Marktanteils von sechzig Prozent rund 100 Millionen Franken an zusätzlichen Einnahmen.

Auch Online-Werbung wäre, anders als heute, der SRG dann gestattet. Weil sie als einziger Anbieter über umfangreiche Video-Angebote verfügt, kommt sie schnell auf einen Umsatz von 50 Millionen. Weitere 50 Millionen kommen von neuen Vermarktungsformen wie individualisierter und zielgruppenspezifischer Werbung, die sie heute nicht einsetzen kann. 30 Millionen bringen zudem längere Werbeblöcke und mehr Unterbrecherwerbung, die bisher ebenfalls staatlich reguliert waren.

Ohne Gebühren würde auch das sogenannte Gebührensplitting enden. Darunter versteht man die 80 Millionen Franken, die den privaten Radio- und TV-Sendern aus dem SRG-Gebührentopf zustehen. Ohne dieses Geld wären etliche private Sender wie etwa Tele Bärn oder Tele Südostschweiz nicht mehr überlebensfähig. Dadurch würden weitere 30 Werbemillionen für die SRG frei.

Eine gebührenfreie SRG käme somit auf Erträge aus dem Werbemarkt von rund 670 Millionen Franken.

Dann müsste eine gebührenfreie SRG den ebenso gebührenfreien Pressehäusern gleichgestellt werden. Diese bekommen als Entgelt für ihre Service-public-Funktion 150 Millionen Franken im Jahr. Die Mittel dienen zur Verbiligung der Zeitungszustellung. 50 Millionen fliessen dabei als direkte Bundessubventionen, 100 Millionen sind gezielte Tiefpreise der Post.



Ist das wirklich so? SRG-Chef Marchand.

Das gleiche Modell müsste für die SRG gelten, wobei anstelle der Post die Swisscom die verbiligte Distribution zu tragen hätte.

Die Gesamteinnahmen einer gebührenfreien SRG liegen damit bei 820 Millionen Franken. Heute sind es 1,6 Milliarden.

Aber mit 820 Millionen lässt sich weiterhin ein ansehnliches TV- und Radioangebot produzieren. Die zwei TV-Sender und die drei Radiosender der italienischsprachigen Schweiz beispielsweise kosten heute 246 Millionen und beschäftigen 1194 Mitarbeiter.

Das Kostenmodell der italienischen Schweiz ist durchaus auf die anderen Landesteile übertragbar. Der Marktanteil der Tessiner TV- und Radiosender ist trotz geringerem Budget deutlich höher als in der Deutschschweiz. Auch bei der Qualität ist man nach der Meinung des Publikums Spitze.

Mit gebührenfreien 820 Millionen Franken lassen sich also weiterhin zwei TV- und drei Radiokanäle pro Sprachregion finanzieren. Auch der Sport, mit 180 Millionen eher teuer, hätte Platz.

Der neue SRG-Generaldirektor Gilles Marchand betont gern, was für ein nüchterner Managertyp er sei. Bei «No Billag», seinem ersten Härtetest, verfällt er nun gleich in Untergangsrhetorik.

Das ist unnötig. Die SRG würde schrumpfen, aber untergehen würde sie nicht.

Neue Töne

Von Henryk M. Broder — Die SPD entdeckt die innere Sicherheit.

Zwei Jahre ist es her, dass der deutsche Justizminister, Heiko Maas, im Gespräch mit der *Süddeutschen Zeitung* behauptete, es gebe kein Grundrecht auf innere Sicherheit, wörtlich: «In unserem



Grundgesetz steht ein solches Grundrecht auf innere Sicherheit nicht.» Was natürlich so nicht stimmt. Im Artikel 2 des Grundgesetzes werden das Recht auf körperliche Unversehrtheit, das Recht auf Leben und das Recht auf Freiheit der Person garantiert. Alles zusammen kommt einem Recht auf innere Sicherheit gleich, ohne dass es explizit gesagt werden muss.

Kaum dass das neue Jahr begonnen hatte, am 2. Januar, meldete das Hauptstadtbüro der ARD («Achtung! Eilt!»), die SPD wolle sich nun des Themas «innere Sicherheit» annehmen. Der Vorsitzende persönlich, Sigmar Gabriel, habe ein «Papier» unter dem Titel «Zeit für mehr Sicherheit in Zeiten wachsender Unsicherheit» verfasst, in dem es heisst, Sicherheit sei ein «ursozialdemokratisches Thema», ohne «innere Sicherheit» könne es keine «soziale Sicherheit» geben, denn: «Nur sehr reiche Menschen können sich einen schwachen Staat leisten und private Sicherheit kaufen.»

Damit nicht genug, machte der Vorsitzende der SPD auch deutlich, was getan werden müsste, um die arg vernachlässigte innere Sicherheit den Notwendigkeiten anzupassen. Gegenüber «Hasspredigern» dürfe es keine Toleranz geben, radikalislamistische und salafistische Moscheen müssten geschlossen werden. Es gehe um die «Bekämpfung einer Ideologie, die für sich selbst die westliche Zivilisation, Freiheit, Demokratie und Selbstbestimmung zum Feind erklärt hat.» – Das sind Töne, wie man sie bis jetzt aus der SPD nicht hören konnte.

Gabriel hat das Papier zur inneren Sicherheit nicht mit seinem Parteifreund Maas abgestimmt, und bestimmt auch nicht mit der «Integrationsbeauftragten» der Bundesregierung, Özoguz, ebenfalls SPD, die der Ansicht ist, die Gesellschaft müsse den Migranten entgegenkommen und ihnen die «Teilhabe am Haben und Sagen» garantieren.

Gabriel hat das Papier zur inneren Sicherheit ganz allein geschrieben, geleitet vom feinen Gespür eines geübten Opportunisten für die Stimmung im Lande. Er weiss: Die «Willkommenskultur» hat ausgedient. Und das «Pack» von gestern, das sind die Wähler von morgen.

Zur falschen Zeit in der falschen Partei

Vor fünf Jahren deckte Hermann Lei den Hildebrand-Skandal auf. Während sich der Nationalbank-Chef seinen Rücktritt vergolden liess, hat der Whistleblower sein Engagement teuer bezahlt. Ein Ende des Justiz-Albtraums ist nicht in Sicht. *Von Alex Baur*

Vielleicht, denkt Hermann Lei bisweilen, vielleicht hätte er doch auf seinen Vater hören müssen: «Finger weg von Missständen, die dich direkt nichts angehen!» Hermann Lei senior, in seinen besten Jahren ein weitherum angesehener Regierungsrat des Kantons Thurgau, freisinnig, war ein vorsichtiger Politiker. Sein Filius weniger. Kaum hatte er sich als Anwalt selbständig gemacht, wurde er 2007 für die Volkspartei in den Gemeinderat von Frauenfeld gewählt, wo Lei junior mit seiner Kritik an den «Masseneinbürgerungen» schnell aneckte. Ein Jahr später wechselte er in den Kantonsrat. Auch hier machte er sich ausserhalb seiner Partei mit seinem Engagement gegen die Personenfreizügigkeit und für die Minarett-Initiative kaum Freunde. Vielleicht hätte er einfach wegschauen müssen, als Reto T., ein Jugendfreund und vormaliger Klient, am 4. November 2011 bei ihm vorstellig wurde. Hermann Lei wusste nur zu gut, dass der Bankinformatiker ein schwieriger Zeitgenosse war. Wenige Monate zuvor hatte er ihn aus einem komplizierten Strafverfahren wegen Stalkings herausgehauen. Doch Reto T., der vor Lei schon mehrere Anwälte verschlissen hatte, gab sich mit dem Freispruch nicht zufrieden, er wollte Vergeltung und die Strafverfolger einklagen. Lei weigerte sich und kündigte das Mandat.

Doch was ihm sein Jugendfreund an jenem 4. November präsentierte, war allerhand: Auszüge eines Kontos von Philipp Hildebrand, die darauf hinwiesen, dass der damalige Nationalbank-Chef auch privat eifrig mit Devisen spekulierete. Vor allem eine Transaktion mutete skandalös an: Mitte August 2011 hatte Hildebrand eine halbe Million Dollar gekauft, die er knapp zwei Monate später mit einem Gewinn von mehr als 70 000 Franken wieder abstiess. Es war ein todsicheres Geschäft für einen Insider. Zwei Tage nach dem Kauf gab die Nationalbank bekannt, den Markt mit Liquidität zu schwemmen, was den Dollarpreis sofort steigen liess. Wenig später band die Notenbank den Franken an einen Euro-Mindestkurs, was den Dollar nochmals in die Höhe trieb.

Schlagende Beweise

Die Devisenspekulationen des obersten Notenbankers waren Tischgespräch beim Kader der Bank Sarasin, dem auch Reto T. angehörte. Der Informatiker hatte die Kontoauszüge heimlich kopiert. Bereits zuvor hatte er sich als eifriger Kritiker von Hildebrands Währungspolitik hervorgetan. Zusammen mit Lei,

der sich in der Materie nur rudimentär auskannte, hatte Reto T. in der *Schweizerzeit* bissige Kommentare zur Währungspolitik verfasst. Und nun legte der Bankinformatiker seinem Jugendfreund triumphierend den schlagenden Beweis gegen Hildebrand auf den Tisch.

Anwalt Lei war sofort klar, dass Reto T. das Bankgeheimnis verletzt und sich damit strafbar gemacht hatte. Dass er sich selber einen jahrelangen ruinösen Prozess aufhalsen würde, ahnte er damals noch nicht. «Wenn der Tresor geknackt ist», so sagte er sich, «dann ist er geknackt.» Die Frage war vielmehr, wie man den Skandal auffliegen lassen konnte, ohne dass Reto T. Schaden nahm. Der E-Mail-Verkehr zwischen den beiden zeugt von Unentschlossenheit. Mal wollte der eine in die Offensive,

Vielleicht hätte er einfach wegschauen müssen, als Reto T. bei ihm vorstellig wurde.

mal der andere. Viele Fragen bleiben unbeantwortet. Wer überwacht eigentlich den Chef der Nationalbank? Wem kann man trauen? Wird Hildebrand gedeckt? Gibt es einen Schutz für Whistleblower? Sollte man anonym an die Presse gehen? Schliesslich einigte man sich darauf, den vormaligen Bundesrat und damals frischgewählten SVP-Nationalrat Christoph Blocher ins Vertrauen zu ziehen.

Es war nicht so einfach, einen Termin beim vielbeschäftigten Unternehmer zu kriegen, der die beiden schliesslich am 3. Dezember 2011 bei sich zu Hause in Herrliberg empfängt. Anhand der Kontoauszüge erklärt Reto T. die luschen Dollar-Geschäfte von Hildebrand. Der promovierte Jurist Blocher rät dringend von einem Gang an die Medien ab, verspricht aber, abzuklären, was sich auf juristischer und politischer Ebene machen lässt. Nach dem Treffen übergibt Reto T. die Bankauszüge Hermann Lei zur Aufbewahrung; der Informatiker erklärt ihm, wie man Kopien anfertigt, die keine Rückschlüsse auf die Herkunft zulassen. Bis zu diesem Punkt decken sich die Aussagen aller Beteiligten. Was folgt, lässt sich aufgrund der Gerichtsakten relativ sauber belegen:

– 5. Dezember: Am Rande der Session informiert Blocher die damalige Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP) über den mutmasslichen Insiderhandel von Hildebrand.

– 6. Dezember: Reto T. fordert Hildebrands Bankauszüge zurück. Lei behält die verfrem-

deten Kopien zurück, was er dem wankelmütigen Informatiker verschweigt.

– 13. Dezember: Nach einem zweiten Treffen mit Blocher, an dem auch die Chefs des Bundesamtes für Justiz und des Nachrichtendienstes zugegen sind, bildet Calmy-Rey mit ihren Ratskolleginnen Eveline Widmer-Schlumpf (Finanzen, BDP) und Simonetta Sommaruga (Justiz, SP) einen Ausschuss, der sich der diffizilen Affäre annimmt.

– 15. Dezember: Auf Verlangen von Calmy-Rey und in deren Anwesenheit zeigt Blocher einem Spezialisten der Bundeskriminalpolizei unter dem Siegel höchster Vertraulichkeit die Kopien von Hildebrands Kontoauszügen, die ihm Lei zugestellt hat und die er darauf vernichtet. Blocher schützt seine Quellen, weist aber darauf hin, dass er diese nur mit Mühe vom Gang an die Presse abhalten konnte. Calmy-Rey konfrontiert Hildebrand in der Folge mit den Vorwürfen. Dieser erklärt sich bereit, seine Privatkonten offenzulegen.

– 16. Dezember: Nach einem juristischen Gerangel um die Kompetenzen beauftragt Hansueli Raggenbass, Präsident des SNB-Bankrats, die Firma Price Waterhouse Coopers mit einer Untersuchung der fragwürdigen Devisengeschäfte.

– 21. Dezember: Die bundesrätliche Dreierkommission kommt zum Schluss, dass Hildebrand weder straf- noch aufsichtsrechtlich ge-



«Tresor geknackt»: Hermann Lei.



«Finger weg von Missständen, die dich nichts angehen»: Philipp Hildebrand nach dem Rücktritt am 9. Januar 2012.

gen geltende Regeln verstossen hat. Vor allem Widmer-Schlumpf wittert eine Intrige ihres Erzfeindes Blocher und drängt auf eine «proaktive» Informationspolitik. Obwohl sie Blocher Vertraulichkeit zugesichert hat, informiert Calmy-Rey den Chef der Nationalbank über die Herkunft der Informationen.

– 23. Dezember: Um 17 Uhr veröffentlicht der SNB-Bankrat eine Pressemitteilung mit dem Titel «Gerüchte gegen den Präsidenten des Direktoriums erwiesen sich als haltlos». Vermeintlich heikle Devisengeschäfte, heisst es dort, würden lediglich die Ehefrau von Hildebrand betreffen. Die meisten Journalisten haben sich längst in die Festtage verabschiedet, allein der *Blick* versieht das nebulöse Communiqué mit einer süffigen Schlagzeile: «Stolpert Hildebrand über seine schöne Frau?» Als Reto T. die Nachricht liest, ruft er Lei an. Beide glauben, dass der Skandal unter den Teppich gekehrt wurde, sie beraten über den Gang an die Medien.

– 24. Dezember: Reto T. trifft den Zürcher Kantonsrat Claudio Schmid (SVP), den er privat kennt und den er bereits zuvor auf den Fall angesprochen hat. Schmid arrangiert ein klandestines Treffen zwischen dem verummumten Reto T. und zwei *Blick*-Journalisten auf einem Parkplatz, das jedoch ergebnislos endet, weil der Sarasin-Informatiker keine konkreten In-

formationen preisgeben will. In den folgenden Tagen kommt es zu mehreren Treffen zwischen Reto T. und Lei. Der Informatiker kann sich wieder einmal nicht entscheiden; mal will er an die Medien gelangen, dann schreckt er wieder davor zurück.

– 31. Dezember: Auf Rat von Blocher meldet sich Hermann Lei über die Hauptnummer bei der *Weltwoche*. Da die Redaktion am Silvester nicht besetzt ist, verweist die Sekretärin den unbekanntenen Anrufer nach Bern an den Bundes-

Die Sonntagsblätter diskreditieren die Affäre als haltlose Polit-Intrige der SVP.

hausredaktor Urs Paul Engeler, der die Hintergründe der Hildebrand-Affäre recherchierte. Engeler verlangt Belege für Leis Geschichte.

– 1. Januar 2012: Die *Sonntagszeitung* und die *NZZ am Sonntag* berichten simultan über die «Neuaufgabe von Blochers Kampagne gegen Hildebrand». Beide Sonntagsblätter, offenkundig instrumentalisiert von Hildebrands staatlich finanzierten PR-Beratern, diskreditieren die Affäre als haltlose Polit-Intrige der SVP. Die *NZZ* setzt die Ente in die Welt, wonach die fraglichen Konten Hildebrands Ehefrau

Kashya gehörten, auch die *Sonntagszeitung* spekuliert ungeniert und faktenfrei: «Bizarre Gerüchte wurden gezielt gestreut.» Gemäss *NZZ* «übergab» Blocher dem Bundesrat Bankdokumente, gemäss *Sonntagszeitung* ging der SVP-Politiker mit den Kontoauszügen von Hildebrand sogar regelrecht «hausieren» und knallte der Bundespräsidentin «einen Stapel Unterlagen auf den Tisch».

Die Falschmeldungen versetzen den Informatiker Reto T. in Panik. Am gleichen Morgen erscheint er um 7 Uhr bei der Kantonspolizei Zürich. Zum einen meldet er seinen Verdacht auf «private Insidergeschäfte» des Nationalbank-Chefs, gleichzeitig will er sich absichern und bringt erstmals den Namen von Hermann Lei ins Spiel, den er als seinen Anwalt bezeichnet. Aus seiner Sicht hat ihn sein Jugendfreund verraten. Wenige Stunden später bricht Reto T. zusammen, die folgenden Wochen verbringt er in einer psychiatrischen Klinik.

– 5. Januar: Die *Weltwoche* publiziert die Kontoauszüge von Philipp Hildebrand, die Hermann Lei (ohne das Einverständnis von Reto T.) zur Veröffentlichung freigegeben hat. Gleichtags schiebt Nationalbank-Chef Hildebrand an einer Pressekonferenz die Verantwortung für die Dollar-Geschäfte auf seine Frau ab: Sie habe für seine Konten stets eine

Philipp Hildebrand

Aufstieg nach dem Fall

Der erzwungene Rücktritt als Glücksfall: Heute amtiert der ehemalige Nationalbank-Präsident als Finanzorakel von Blackrock und ist mit einer Milliardärin verheiratet.



«Treuhänderische Grundsätze»: Hildebrand.

Er habe sich entschlossen, sein «Amt zur Verfügung zu stellen». Mit diesen Worten trat Philipp Hildebrand am 9. Januar 2012 vom Präsidium der Schweizerischen Nationalbank (SNB) zurück. In dieser Funktion war das die letzte seiner zahlreichen Schutzbehauptungen – in Tat und Wahrheit hatte das Aufsichtsgremium, der Bankrat, gedroht, geschlossen zurückzutreten, sollte Hildebrand im Amt verbleiben.

Etwas voreilig bemühten zahlreiche Kommentatoren die naheliegende Metapher vom «tiefen Fall» des einstigen «Rockstars der Eurokrise» (*Tages-Anzeiger*). Aus der Optik des Geldes, zu welcher der frühere SNB-Präsident erwiesenermassen eine Neigung hat, war sein Fall ein Aufstieg. Nur sechs Monate später folgte die Nachricht, Philipp Hildebrand sei wieder im Geschäft – als einer von drei Vizepräsidenten des weltgrössten Vermögensverwalters Blackrock, direkt dem Chef Laurence «Larry» Fink unterstellt! Sein Jahreslohn beträgt seither mindestens das Sechsfache jener Million Franken, die er bei der SNB verdiente.

Auch stand Hildebrand schon bald wieder im Scheinwerfer der Öffentlichkeit. Anfang Juni trat er am Swiss Economic

Forum auf, Seite an Seite mit Bundesrätin Doris Leuthard (CVP). Das Protokoll vermerkt langanhaltenden Applaus.

Aus dem Privatleben gab es 2013 bemerkenswerte Neuigkeiten: Gut ein Jahr nach dem gescheiterten Versuch, die Verantwortung für die umstrittenen Devisenspekulationen bei seiner Ehegattin Kashya abzuladen, liess sich Hildebrand 2013 scheiden und liierte sich mit der Milliardäerin Margarita Louis-Dreyfus.

Umschwärmt bei der SNB

Heute erinnert nichts mehr an den Hildebrand-Skandal. Ob am Weltwirtschaftsforum in Davos, bei den Treffen der Group of Thirty, eines hochkarätigen wirtschaftspolitischen Beratergremiums, oder bei den Zusammenkünften einflussreicher Wirtschaftsführer und Politiker im Rahmen der Bilderberg-Konferenzen: Philipp Hildebrand ist gesetzt. Sogar bei der SNB ist er inzwischen wieder ein wohlgelittener Mann – jedenfalls nahm Hildebrand letztes Jahr am traditionellen Ehemaligentreffen als umschwärmter Gast teil.

Zwischen 2012 und Ende 2015 war er für die Kontaktpflege gegenüber den grössten institutionellen Kunden von Blackrock in Europa und aus dem Mittleren Osten zuständig, darunter viele Regierungsstellen. Anfang 2016 übernahm der frühere SNB-Präsident die Leitung des neugeschaffenen Blackrock Investment Institute, welches den Erfahrungsaustausch zwischen den hausinternen Anlageexperten sicherstellen soll. Was aussieht wie eine interne Herabstufung, hat jedenfalls Hildebrands Präsenz in der Öffentlichkeit eher noch gesteigert. Als eine der ersten Amtshandlungen in dieser neuen Funktion gab er letzten Februar eine Warnung vor den wirtschaftlichen Folgen des Brexit heraus.

Mancherorts gilt Philipp Hildebrand sogar als Experte für Wirtschaftsethik. Jedenfalls liess er sich vor einiger Zeit auf der Website des *Wall Street Journal* in einem Beitrag zur «Ethik des Bankings» mit dem Gedanken zitieren: «Wir brauchen wirklich einen Wandel, einen Fokus auf treuhänderische Grundsätze, anstatt einfach den eigenen persönlichen Wohlstand und jenen der Arbeitskollegen zu maximieren.» *Florian Schwab*

Vollmacht gehabt und «ohne mein Wissen mit E-Mail an unseren Kundenberater» die Transaktionen in Auftrag gegeben. Bankrats-Präsident Raggenbass outet Hermann Lei bei dieser Gelegenheit mit vollem Namen. Wie diese geheime Information aus dem laufenden Verfahren der Staatsanwaltschaft Zürich zu Raggenbass gelangte, wurde nie geklärt.

– 6. Januar: Sarasin-Kundenberater Felix Scheuber leitet seinen E-Mail-Verkehr mit Hildebrand an den Prüfungsausschuss der Nationalbank weiter. Die Unterlagen zeigen, dass Hildebrand sehr wohl über die Dollar-Transaktionen informiert war, die er zuvor an seine Frau delegiert hatte. Das Gremium kommt zum Schluss, dass Hildebrand als oberster Währungshüter der Schweiz damit nicht mehr tragbar sei, und empfiehlt seinen Rücktritt. Eine halbe Stunde vor ihrem Auftritt in der SRF-«Arena» zur Affäre Hildebrand wird die frisch gekürte Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf über den E-Mail-Verkehr informiert, der alles auf den Kopf stellt. Widmer-Schlumpf hält trotzdem an Hildebrand fest und fordert ein hartes Vorgehen gegen die Urheber der Bankgeheimnisverletzung.

– 7. Januar: Der Bankrat fordert einstimmig den Rücktritt von Philipp Hildebrand. Erfolglos sucht Widmer-Schlumpf im Bundesrat Rückendeckung für ihren Schützling, der zwei Tage später seinen sofortigen Rücktritt bekanntgibt. Im Gegenzug erhält er noch während eines Jahres den vollen Lohn von insgesamt 995 000 Franken.

«I saich i d Hose»

Exakt fünf Jahre sind vergangen seit jenen hektischen Neujahrsereignissen, welche die Nation noch wochenlang in Atem hielten und in zwei unversöhnliche Lager spalteten. Das Kalkül von Hildebrands PR-Beratern ging auf. Nach dem Rücktritt des Notenbank-Chefs verlagerte sich der Fokus endgültig auf Christoph Blocher und dessen Antagonistin Eveline Widmer-Schlumpf. Hermann Lei, der Überbringer der schlechten Nachricht, geriet damit zwischen die Fronten. In einem zweistündigen Interview versuchte er sich dem TV-Magazin «10 vor 10» zu erklären. Doch das Einzige, was die Fernsehmacher ausstrahlten, war ein unbedachter Spruch («I saich i d Hose»), den er am Rande des Gesprächs anlässlich der überraschenden Meldung von Hildebrands Rücktritt fallen liess. Das blieb hängen.

Dass Lei die verfremdeten Kontoauszüge ohne das explizite Einverständnis von Reto T. zuerst Christoph Blocher und später der *Weltwoche* übergeben hat, mag unschön anmuten. Doch im Grunde tat er dasselbe, was Reto T. vor ihm schon getan hatte: Er gab unerlaubt ein Geheimnis preis, um ein Unrecht aufzudecken. Was hätte er sonst tun sollen? Hätte er sich nicht zum Komplizen des Unrechts gemacht, wenn er weggeschaut hätte? Immerhin war abgemacht, dass Blocher die Kontoaus-



Umbiegen: Andreas Brunner.



Entlastet: Christoph Blocher.



Rückendeckung: Widmer-Schlumpf.

züge der Bundespräsidentin bloss zeigen und danach vernichten sollte. Blocher hielt sein Wort, es war Calmy-Rey, die ihr Versprechen brach.

Nach dem bundesrätlichen Persilschein für Hildebrand mit dem nebulösen Dementi angeblicher «Gerüchte» kurz vor Weihnachten und erst recht nach der PR-Kampagne der vereinten Sonntagspresse gab es ohnehin kein Bankgeheimnis mehr zu schützen. Lei hatte jetzt allen Grund, die Unterlagen publik zu machen. Der weitere Verlauf sollte ihm recht geben. Ohne den Eklat, den der Bericht der *Weltwoche* auslöste, wäre der entlarvende Mail-Verkehr zwischen Hildebrand und dem Sarasin-Berater kaum je publik geworden.

Als die Zürcher Staatsanwaltschaft am 13. Januar 2012 nach einer Hausdurchsuchung Hermann Lei erstmals befragte, legte er die Fakten auf den Tisch. Aufgrund des E-Mail-Verkehrs, der Telefondaten und der Aussagen aller Beteiligten liess sich der äusserliche Ablauf relativ schnell und sauber klären. Doch während der Bundesrat und seine Experten gerade mal fünf Tage brauchten, um Hildebrand von Schuld und Strafe reinzuwaschen, ist im Strafverfahren gegen den Whistleblower Lei selbst nach fünf Jahren noch kein Ende in Sicht.

Das Verfahren gegen Lei und Reto T. ist das vielleicht traurigste Kapitel in dieser Geschichte. Unter der Regie des zwischenzeitlich pensionierten Oberstaatsanwaltes Andreas Brunner liessen die Strafverfolger fast nichts unversucht, um den Fall Hildebrand in einen Fall Blocher umzubiegen. Die Verteidigungsstrategie von Reto T., der die Initiative auf Lei abschieben wollte, kam ihnen dabei zupass. Die Tatsache, dass sowohl Christoph Blocher wie auch der *Weltwoche*-Chef Roger Köppel bereits im Frühling 2011 die Währungspolitik von Philipp Hildebrand hart kritisiert hatten,

lud zu einer Verschwörungstheorie geradezu ein. Doch die Chronologie der Ereignisse zeigt in aller Deutlichkeit, dass es Reto T. war, der die Initiative ergriff. Dass er sich zusammen mit Lei an Blocher wandte, war naheliegend.

Trotzdem veranstaltete die Zürcher Staatsanwaltschaft III am 20. März 2012 vor laufenden TV-Kameras eine Hausdurchsuchung bei Christoph Blocher. Dieser wehrte sich juristisch bis vor Bundesgericht gegen die «Fishing Expedition» in seiner Privatsphäre. Das führte zwar zu einer Verzögerung des Verfahrens, doch das war nicht Blochers Schuld. Denn im wesentlichen Punkt bekam er recht: Artikel 264 der Strafprozessordnung, der journalistischen Quellenschutz garantiert, gilt auch im Verkehr mit SVP-Politikern.

Im Dezember 2015 stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Blocher ein und entschädigte ihn mit 132 281 Franken. Doch die Ermittler rächten sich auf ihre Weise: Sie «ver-

Die Perfidie solcher Strafprozesse liegt in ihrer Dauer. Das Verfahren an sich ist die Strafe.

gassen» einfach, eine CD aus den Akten zu entfernen, welche die Telefonkontakte von Christoph Blocher mit Journalisten aufzeigte, die gemäss Bundesgericht tabu waren. Für das Verfahren erwiesen sich diese Telefonate als irrelevant. Doch die Daten fanden den Weg zum *Tages-Anzeiger*, der daraus eine süffige Story machte («Standleitung von Herrliberg zur *Weltwoche*»). Tatsächlich hatten Engeler und Köppel über die Festtage 2011, zur Hauptsache aber nach Neujahr, Blocher mehrmals kontaktiert. Die beiden Journalisten hatten schlicht und ergreifend ihren Job gemacht und recher-

chiert. In Tat und Wahrheit entlasten die illegal erhobenen Daten Blocher sogar, zeigen sie doch, dass es vorher kaum Kontakte gab.

Beim Schutz der Privatsphäre von Philipp Hildebrand nahm es die Zürcher Staatsanwaltschaft derweil sehr genau. Wegen Gehilfenschaft und versuchter Verleitung zur Verletzung des Bankgeheimnisses (durch Reto T.) belegte sie Hermann Lei im September 2013 per Strafbefehl mit einer bedingten Geldstrafe. Lei erhob Einsprache. Zwar bestreitet er seinen Tatbeitrag nicht, er beansprucht bloss den gesetzlichen Schutz des Whistleblowers, der einen Missstand ohne Eigennutz aufdeckt.

Rache der Justiz

Die Justiz rächte sich auf ihre Weise: Sie liess den Fall einfach zweieinhalb Jahre lang liegen. Im letzten März bestätigte das Bezirksgericht Zürich das Verdikt. Den Einwand des Whistleblowings schmetterte das Gericht mit der Begründung ab, Lei hätte sich nicht an Blocher, sondern direkt an die Aufsichtsbehörde der Nationalbank wenden müssen. Seither harret der Fall am Obergericht seiner Erledigung.

Die Perfidie solcher Strafprozesse liegt in ihrer Dauer. Ob das Bundesgericht Hermann Lei in ein paar Jahren vielleicht freisprechen oder ihm irgendeine bedingte Geldstrafe aufbrummen wird, ist Nebensache. Das Verfahren an sich ist die Strafe. Hermann Lei hat ausgerechnet, dass ihn der Prozess bislang rund eine Viertelmillion Franken gekostet hat, die eigene Arbeitszeit miteingerechnet. Für einen, der bloss das Richtige tun wollte, ist das doch eine Stange Geld. Vielleicht hatte sein Vater doch recht. Vielleicht sollte er sich das nächste Mal, wenn ihm fremdes Unrecht zugetragen wird, die drei Äfflein zum Vorbild nehmen: nichts sehen, nichts hören, nichts sagen. ○

Der Steiert-Clan

Die Konstellation ist brisant: Der bisherige SP-Nationalrat Jean-François Steiert ist neu im Freiburger Staatsrat, sein Bruder Thierry Präsident der Kantonshauptstadt. Sorgen die Brüder endlich für Frieden im Dauerstreit zwischen Stadt und Kanton? Von Hubert Mooser

In Freiburg geht es schnell: Zwei Wochen nach seiner Wahl in die Freiburger Regierung sitzt SP-Nationalrat Jean-François Steiert bereits in seinem neuen Büro an der Chorherrengasse, dem Sitz der Umwelt-, Raumplanungs- und Baudirektion. Das Gespräch mit dem neuen Staatsrat beginnt bei einer Zigarette am offenen Fenster – trotz Rauchverbot im ganzen Haus. Aber das schmale Fenstersims, das hat der neue Staatsrat schnell herausgefunden, zählt nicht zum Innenraum, er strahlt wie ein Bub nach einem gelungenen Streich, wenn er das erzählt. Und wenn man ihn so sieht, wirkt er auch irgendwie unscheinbar und fast harmlos.

Aber der schnauzbärtige Freiburger SP-Politiker, der so leise redet, dass man ihn kaum versteht, war in den vergangenen Jahren der wohl einflussreichste Parlamentarier in Bundesbern. Keiner spielte so virtuos auf, wenn es darum ging, im stillen Kämmerlein den politischen Gegnern ein paar substantielle Zugeständnisse abzurufen – manchmal mit teuren Folgen für die Bundeskasse und entgegen dem von den bürgerlichen Parteien verordneten Spartrend, wie etwa im letzten Jahr, als das Parlament die schon üppigen Kredite für Bildung, Forschung und Innovation für die Jahre 2017–2020 um weitere 395 Millionen Franken aufstockte.

Familiäre Verflechtungen

In den kommenden Jahren wird Jean-François Steiert nun die kantonale Freiburger Politik aufmischen. In der Stadt Freiburg und im deutschsprachigen Sensebezirk sind die Steierters seit je eine einflussreiche Familie, wie SVP-Nationalrat Jean-François Rime sagt. Und im letzten Jahr ist dieser Einfluss noch ein bisschen grösser geworden: Im April wählten die Stimmbürger der Kantonshauptstadt Jean-François' um zwei Jahre jüngeren Bruder Thierry zum Stadtpräsidenten. Anfang Dezember schaffte Jean-François im zweiten Wahlgang die Wahl in die Kantonsregierung. Ein Steiert als Stadtpräsident, ein anderer als Staatsrat, das ist selbst für Freiburg, wo man mit familiären Verflechtungen in der Politik Erfahrungen hat, aussergewöhnlich.

Der Bruder von Bundesrat Joseph Deiss, Nicolas Deiss, war während Josephs Amtszeit Freiburger Präfekt, also Oberamtmann. Anton Cottier war zwischen 1987 und 2003 Ständerat und präsierte zeitweise auch die CVP Schweiz. Sein Bruder Marius war von 1976 bis 1991 Freiburger Staatsrat. Auch der frühere

CVP-Fraktionschef Urs Schwaller hatte einen Bruder in der Politik. Roman Schwaller war Präsident der Gemeinde Tafers zu einer Zeit, als Urs Schwaller erst Staatsrat, später Ständerat war und CVP-Fraktionschef wurde.

Bei den Steiert-Brüdern ist die Konstellation brisanter, denn die Stadt Freiburg trat in den letzten Jahren häufig als grosse Gegenspielerin des Kantons auf. Die Interessen der Stadt und des Kantons gehen weit auseinander. «Der Kanton hat die Mobilität beispielsweise auf das Auto ausgerichtet», so Thierry Steiert, «die Stadt dagegen auf den öffentlichen Verkehr.» Es gibt auch unterschiedliche Vorstellungen zur Raumplanung. Die beiden Brüder könnten also politisch aneinandergeraten. Thierry Steiert findet aber: «Es ist schon einmal von Vorteil, dass wir beide in der gleichen Partei sind.» Diese Situation eröffne ausserdem auch Chancen, dass Stadt und Kanton umstrittene Fragen vielleicht einfacher und pragmatischer lösen könnten. Ein Dossier, bei dem die Steierters aufeinandertreffen könnten, ist der Bau des neuen Eistempels für den Eishockeyverein Fribourg-Gottéron. Kanton und Stadt sind mit hohen Beiträgen an Planung und Bau des neuen Eisstadions involviert.

Es gibt noch einen dritten Steiert-Bruder, Laurent – zehn Jahre jünger als Jean-François –, der etwas im Schatten seiner Brüder steht, aber ebenso erfolgreich in der Freiburger Kulturpolitik mitmischte und zurzeit im Departement von Alain Berset (SP) stellvertretender Leiter der Filmförderung des Bundes ist. Und wenn die Sprache auf das neue Eisstadion kommt, hat er sofort Einwände. Seine Brüder seien nicht die richtigen Eishockeyfans, sagt der begeisterte Anhänger von Fribourg-Gottéron mit breitem Lachen, darum sei er in der Familie der einzige Kompetente in der Frage des Stadionbaus.

Das *animal politique* der Familie

So etwas wie eine institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen den drei Steiert-Brüdern gibt es aber nicht. Die drei gehen eigene Wege. Und: «Sie sind alle drei ein bisschen anders», sagt der frühere langjährige SP-Präsident der

Stadt Freiburg, Christoph Allenspach, der alle drei seit Jahren kennt. Anders aber als im Film von Francesco Rosi aus dem Jahre 1981 «Tre Fratelli», wo die drei Brüder grundverschiedene Weltanschauungen vertreten, unterscheiden sich die Steierters eher durch Nuancen. Jean-François und Thierry Steiert gehören der SP an, Laurent ist zwar nicht Parteimitglied, kandidierte aber einmal auf einer linken Liste erfolglos für den Gemeinderat in Düdingen bei Freiburg. Jean-François ist mehr der strategische Kopf des Clans, oder wie sein Bruder Thierry



Eigene Wege: Thierry Steiert, Jean-François Steiert.

sagen würde: das *animal politique* der Familie. Allenspach will in Jean-François Steiert schon einen künftigen Staatsrat gesehen haben, als dieser noch als Siebzehnjähriger barfuss gegen Autoritäten rebellierte. Thierry sei dagegen von seiner Art her mehr der klassische Exekutivpolitiker, findet Allenspach. Sein Bruder Thierry sei etwas protestantischer unterwegs als Jean-François und er selber, meint Laurent Steiert. Will heissen: Er vertiefe sich lieber in Dossiers, Apéros und Repräsentationsaufgaben habe er dagegen nicht so gerne. Hier protestiert Thierry Steiert: Er sei zwar kein Selbstdarsteller wie andere Stadtpräsidenten, aber bei wichtigen Empfängen repräsentiere er die Stadt gern – wie beim Festakt zum «Ewigen Frieden», also dem 500-Jahre-Jubiläum des Friedensvertrags zwischen Frankreich und der

Schweiz im Beisein der Verteidigungsminister beider Länder.

Auf Umwegen in höchste Ämter

Eines zeichnet die Brüder aus: Was sie tun, tun sie seriös und gründlich, sie suchen nie den grossen Auftritt. Ihre solide Arbeit schlägt sich auch in den Wahlergebnissen nieder: Thierry Steiert wurde mit dem besten Resultat in die Freiburger

Eines zeichnet die Brüder aus: Was sie tun, tun sie seriös und gründlich.

Stadtexekutive, Jean-François 2015 mit dem kantonalen Bestergebnis in den Nationalrat gewählt. Dabei sind die Steierters keine alteingesessene Freiburger Familie. Grossvater Anton Steiert zügelte vor dem Zweiten Weltkrieg aus dem Thurgau nach Freiburg, wo er als Arzt am dama-



ligen Bürgerspital arbeitete. Später habe sich ihm die Möglichkeit geboten, in Düdingen die Praxis eines plötzlich verstorbenen Arztes zu übernehmen. Von den drei Söhnen Jean-François, Thierry und Laurent wollte keiner die familiäre Tradition weiterführen. Der Vater war im katholisch-konservativen Milieu verankert, politisch aber nicht aktiv. Die Mutter war Musiklehrerin und für die musikalische Erziehung verantwortlich. Das Politik-Gen haben sie wohl vom Grossvater mütterlicherseits auf den Lebensweg mitbekommen. Grossvater René Binz war Mitglied der konservativen Partei und 35 Jahre lang Staatskanzler der Freiburger Regierung, damals ein prestigeträchtiger Job.

Der Werdegang der beiden ältesten Steiert-Söhne verlief ähnlich. Jean-François entwickelte sich vom Messdiener der Freiburger Kathedrale

zum stadtbekanntem Enfant terrible, antiautoritär und langhaarig. Obwohl Politik eigentlich schon immer seine Passion war – nebst Skifahren –, wählte er nicht den steilsten Einstieg und verdiente sich nach dem Geschichtsstudium seine Sporen zuerst als Parteifunktionär ab. Unter SP-Präsident Peter Bodenmann wird er 1993 Parteisprecher. Als Ursula Koch Bodenmann an der SP-Spitze ablöst, wählt ihn der SP-Parteitag gegen den Willen Kochs zum neuen Generalsekretär der Partei. «Das war schon etwas speziell», erinnert er sich. Unter anderem wegen dieser Geschichte werde heute der Generalsekretär nicht mehr vom Parteitag gewählt.

Nach zwei Jahren unter Koch wechselte er ins Waadtländer Erziehungsdepartement, als Berater von SP-Staatsrätin Francine Jeanprêtre. Später wird er Generalsekretär des Departements.

Erst 2007 kandidiert er für den Nationalrat und wird gewählt. Die Situation hatte sich in Bern seit den Bodenmann-Zeiten aber verändert. Zwei Freiburger Jungpolitiker und Polit-Talente gaben jetzt bei der SP den Ton an: der neue Präsident Christian Levrat und Ständerat Alain Berset. Drei sozialdemokratische Freiburger Alphanime auf engstem Raum, das barg Zündstoff für parteinterne Positionskämpfe. «Wir kamen aber gut aneinander vorbei, da wir unterschiedliche Dossiers bearbeiteten», sagt Steiert. Der frühere Parteisekretär konzentrierte sich auf die Bereiche Bildung und Sozialversicherungen. Die soliden Dossierkenntnisse prädestinierten ihn für die künftige Rolle im Parlament als weit über Parteigrenzen hinweg bestens vernetzten Strippenzieher. Man wisse nicht, wie er es anstelle, aber am Ende komme es meistens so heraus, wie es Steiert wolle, sagt CVP-Nationalrätin Barbara Schmid-Federer.

Auch Thierry Steiert war rebellisch und machte Umwege. Er studierte Jus, arbeitete eine Zeitlang als Schreiber am Bezirksgericht in Murten. Danach wechselte er als Jurist ins kantonale Justiz- und Polizeidepartement. Wie sein Bruder Jean-François wurde er später Generalsekretär. 1998 liess er sich ins Stadtparlament von Freiburg wählen. Dort wurde man auf den mittleren der Steiert-Brüder schnell aufmerksam und schickte ihn 2011 als SP-Kandidaten für die Stadtexekutive ins Rennen. Fünf Jahre später ist er Präsident des Kantonshauptortes. Die Lokalpolitik gefalle ihm am besten, antwortet er auf die Frage nach seinen weiteren politischen Ambitionen. Hier sei man nahe an den Entscheiden dran. Wie auch immer – was sich auf jeden Fall sagen lässt: 2017 wird in Freiburg ein Steiert-Jahr. ○

Banken

ZKB knickt ein

Die neueste Einigung regt den Appetit der deutschen Steuervögte an.

Aus Sicht der Zürcher Kantonalbank ist es eine gute Nachricht: Die ZKB hat sich mit den Steuerbehörden aus Nordrhein-Westfalen (NRW) auf eine Busse von 5,7 Millionen Euro geeinigt. Ein Schnäppchen im Vergleich zur Basler Kantonalbank, die fast vierzig Millionen Franken zahlen musste. Im Zürcher Fall gilt die Abmachung zudem explizit für das ganze deutsche Staatsgebiet und nicht nur für das Bundesland.

Für die übrigen Banken, die noch in Verhandlungen mit NRW sind, ist die Nachricht weniger gut. In juristischen Kreisen war man der Ansicht, dass die Deutschen gegenüber der ZKB äusserst wenig in der Hand hätten. Die ZKB, so wurde gestreut, werde nicht klein begeben. Eine Art Winkelried, wer das juristische Gelände ausmessen werde.

Geringe Ablasszahlung

Offenbar war die Geringfügigkeit der Ablasszahlung gar zu verlockend. Mit dem Einknicken der kantonalzürcherischen Staatsbank ist die Wahrscheinlichkeit ein Stück kleiner geworden, dass sich jemals ein Gericht mit der rechtsstaatlich fragwürdigen Hexenjagd der Steuerfahnder auf Schweizer Banken befassen wird. So harrt etwa die Frage der Klärung, ob Deutschland bei Steuerdelikten den offiziellen Weg der Rechtshilfe beschreiten muss, anstatt Banken direkt zu kontaktieren.

Zumal offenbar bereits der nächste Angriff aus NRW läuft. Diesmal sollen Schweizer Banken im Zusammenhang mit Abgabebetrug deutscher Anleger bei sogenannten Cum-Ex-Geschäften juristisch angegangen werden. Die ZKB hat es verpasst, ein Exempel zu statuieren. *Florian Schwab*

Gegendarstellung

Gegendarstellung zum Artikel «Strafverfahren gegen die Ruag», Weltwoche Nr. 51/52 vom 22. Dezember 2016, S. 21

In der Ausgabe vom 22. Dezember 2016 behauptet die *Weltwoche*, die Eidgenössische Finanzkontrolle habe gegen die Ruag eine Strafanzeige eingereicht und die Bundesanwaltschaft habe gegen die Ruag ein Strafverfahren eröffnet. Beide Behauptungen sind falsch. *Ruag Holding AG*

Mama wird's schon richten

Selbstgesteuert sollen die Schüler heute lernen. Die Lehrer sind nur noch Coaches. In Wahrheit werden Hausaufgaben an die Eltern ausgelagert. Von Daniela Niederberger und Anna Sommer (Illustration)



Alle schreiben alles ab.

Ein Sechstklässler kam aus der Schule heim: «Mami, muesch hälfe.» Er sollte auf einer gezeichneten Landkarte die Berge anschreiben. Und hatte keine Ahnung, wie, die Mutter aber auch nicht. Sie erzählt: «Ich musste nun herumrennen und schauen, wie das Zeug heisst. Auch war auf der Zeichnung nicht klar, ob die Lehrerin jetzt den hinteren *Hoger* oder den vorderen meint.» Ihr Mann erledigte es dann: «Er ist besser am *Compi*.» Ein anderes Mal sagte die Tochter, sie müssten die Kontinente anschreiben. Sie hatte noch weitere Aufgaben – also waren wieder die Eltern gefragt. «Die Idee, dass die Kinder selbständig lernen, ist ja schon recht, aber es bedeutet, dass wir *röifled*», sagt die Mutter aus dem Thurgau.

«Selbstorganisiert»

An einer ersten Oberstufe wurde den Dreizehnjährigen die Aufgabe nach Hause gegeben, auf einer Zeitachse je ein wichtiges Ereignis pro Jahr einzutragen. Nur: Wo nachschauen, wie suchen? Wieder andere Schüler sollten sich selber beibringen, wie man bei einem Dreieck einen In- und einen Umkreis konstruiert. Mit einem Film von «Simple Maths» auf Youtube. Das tönt dann so: «Die können nützlich sein oder verdammt schwer zu bauen [Bild einer Pyramide], manche schmecken einfach nur geil [Fotos von Sandwiches]. Was? Dreiecke! Und was die alle

gemeinsam haben? Alle haben einen Inkreis und einen Umkreis.» Es geht rasant vorwärts mit Musik und flotten Sprüchen («Ihr nehmt einen Zirkel, und den haut ihr an beiden Ecken rein»). Was das alles soll? So geht Schule heute vielerorts. Die Kinder sollen «selbstgesteuert» oder «selbstorganisiert» lernen, ein jedes nach seinen Fähigkeiten und in seinem Tempo, weil die Schulklassen ja heterogener sind als früher. So weit die an sich einleuchtende Theorie, die im Lehrplan 21 in mehr oder weniger ausgeprägter Form Einzug hält und schon heute getestet wird. Zum Beispiel an der Oberstufenschule Rietwies in Müllheim TG.

Hier gibt es Lernlandschaften, die Lehrer heissen Coaches. In einem Grossraumbüro sitzen alle Schüler eines Jahrgangs, vom Kleinklässler bis zum ehemaligen Sekundarschüler, «niveaudurchmischt». Die Kinder haben individuelle Stundenpläne. Klassenlehrer gibt es zwar noch, aber die «Klasse» hat kaum je gemeinsam Unterricht. Eine Mutter, die zwei Kinder an der Schule hatte, erzählt: «Eine Schülerin hatte nicht eine Lektion bei ihrem Klassenlehrer. Will der Lehrer wissen, wie sie in Mathe oder Deutsch ist, muss er seine Kollegen fragen. Es entsteht keine Beziehung zu den Schülern.»

Und die Kinder? Sie nutzen die lange Leine. «Man kann sich als Kind verstecken, und niemand nimmt das wahr», sagt die Mutter. «Der

Faule liess sich sausen.» Etwa ihr Sohn. Nach den Input-Lektionen durften jene, die die Theorie begriffen hatten, zurück ins Büro, um selbständig zu arbeiten. Ihr Sohn spickte vor allem *Gümmeli* herum und hielt die anderen vom Arbeiten ab. «Er ist ein Gescheiter und erledigte die Aufgaben im Hui daheim.» Seine Freunde aber nicht. Auch in der Gruppe der Tochter wussten sich die Schüler zu helfen. In der Mitte des Grossraumbüros war die «Insel». Darauf standen alle Lösungsbücher. Die Mutter: «Der Beste war mit seinen Aufgaben fertig, ging zur Insel, um sie zu korrigieren. Und fürderhin wanderte sein Heft vom einen zur anderen. Alle schrieben alles ab. An den Prüfungen merkte meine Tochter dann: «Ui, ich komme nicht draus.»»

Mittlerweile ist die Familie umgezogen, der Sohn besucht das Gymnasium, die Tochter eine normale Oberstufe, wo sie anfangs «sackschlecht» war. Sie hat wieder richtige Hausaufgaben und muss selber lernen. «In einem halben Jahr war alles aufgeholt, und heute gehört sie zu den Besten», sagt die erleichterte Mutter.

In Niederhasli ZH gibt es eine ähnliche Schule, die Oberstufenschule Seehalde. Es hat altersdurchmischte Lernhäuser, die Klasse heisst «Homepage». Man lernt im Office mit Kabäuschen. Nicole Fuchs' Sohn besuchte die «Seehalde». Anfänglich scheinbar mit Erfolg. Im «Infomentor» können Eltern nachlesen, wie es um die Leistungen ihrer Sprösslinge steht. «Weiter so!», las dort die Mutter. Es fiel ihr auf, dass der Sohn oft «geladen» nach Hause kam. «Die zeigen einem nichts!», klagte er. Jedes Kind hat ein iPad, auf dem es mit Anleitungen die Lösungswege selber finden soll. «Es geht so viel Zeit verloren mit Suchen», sagt Fuchs. «Zeit, die fürs Lernen fehlt.» Der standardisierte Multichecktest fiel «jenseits» aus.

Bei vielen Eltern stieg der Unmut. Nicht wenige zahlten teure Nachhilfestunden, andere, auch Nicole Fuchs, schickten ihr Kind in eine Privatschule. Die Eltern reichten Ende 2015 beim Volksschulamt Beschwerde ein, die aber abgewiesen wurde. Der Beschwerde waren Elternbriefe beigelegt. Fred Tanner beispielsweise schrieb: «Unser Sohn hat mehrere Stunden die Geometrie-Aufgabe komplett falsch gelöst», und niemand merkte es. Bei einer Aussprache war der Schuldige schnell gefunden: «Der Schüler hätte selbst am Computer seinen Lösungsweg überprüfen müssen. Bei Geometrie. Soll er das Blatt gegen den Computer halten?»

Ein ehemaliger Schüler schreibt: «Da wir nur 45 Minuten richtigen Unterricht in der Woche hatten, mussten wir den ganzen Stoff in der Homepage uns selber beibringen.» Vor allem aber «spielten wir Onlinespiele und chatteten». Die Schule gilt als Vorzeigeschule: «Schulleiter von überallher kamen, und wir mussten sie herumführen.»

Markus Haumüller schreibt, weil sein Sohn kaum Französisch sprechen konnte, habe er um ein Gespräch mit dem Lerncoach und der Leh-

rerin gebeten. Ja, da müsse der Junge sich selber an der Nase nehmen, hiess es. Er könne ja im Selbststudium Französisch lernen und mit seinen Freunden Französisch sprechen. «Sorry, welches Kind spricht freiwillig französisch?», fragt Haumüller.

Einfaches Telefongespräch geht nicht

Thomas Baer ist Lehrer an der Privatschule Müller's Students-Coaching. Er gibt vielen Kindern von Schulen mit Selbstorganisiertem Lernen (SOL) aus der Umgebung Nachhilfeunterricht. Eine seiner Schülerinnen macht eine Lehre im Reisebüro. «Nach drei Jahren Sekundarschule an der <Seehalde> spricht sie kaum einen Satz Französisch. Ein einfaches Telefongespräch geht nicht. Es erstaunt mich nicht.»

Es gebe keine Konversation. Die Schüler bekämen vielleicht den Auftrag, ein *Filml* mit einem vorbereiteten Dialog zu drehen und es dem Lehrer zu schicken. Die Grammatikkenntnisse der Tochter seien «haarsträubend», obwohl sie eine gute Schülerin sei. Den Kindern Youtube-Filme auf den Computer laden, sie ihre Aufgaben selber korrigieren lassen, «das ist einfach. Und das bei einem vollen Sekundarlehrerlohn», kritisiert Baer. Ein guter Lehrer stelle sein Material sorgfältig zusammen, zeige den Schülern etwas, lasse sie selber arbeiten und bespreche das Ganze wieder im Plenum. «Aber das ist heute als Frontalunterricht verschrien.»

Ist der Lehrer vor der Klasse präsent, können die Schüler sofort fragen. An den SOL-Schulen muss ein Schüler, der etwas nicht versteht, mit dem Fachlehrer einen Termin abmachen. Doch der ist vielleicht erst übermorgen im Haus.

«Wir hatten ein gutes Schulsystem. Das wird mutwillig zerstört. Ganze Schülergenerationen werden verbraten», sagt Thomas Baer, der die Beschwerde mit unterzeichnet hat. An der SOL-Schule Ruggenacher in Regensdorf ZH hat sich zwischen 2011 und 2014 die Gymi-Quote halbiert. Und doch fand die Fachstelle für Schulbewertung der Zürcher Bildungsdirektion 2012 lobende Worte für die Schule. Die respektvolle Umgebung wurde erwähnt, die individuelle Förderung und auch das eigenverantwortliche Lernen. Das ist nicht verwunderlich. Der Kanton Zürich führt demnächst den Lehrplan 21 ein, in dem all dies eine wichtige Rolle spielt.

Wohin die Selbststeuerung führen kann, zeigt sich im Bundesland Baden-Württemberg, das bislang in Sachen Bildung einen innerdeutschen Spitzenplatz belegte. Es ist weit abgerutscht, wie die neuste Studie «Bildungstrend 2015» zeigt. Der Rückgang ist vor allem bei der Lesekompetenz markant. Das Bundesland hat unter der Regierung der Grünen und der SPD grosse Schulreformen durchgeführt. Es wurden Gemeinschaftsschulen errichtet, «Lernbegleiter» kamen auf und das «selbstgesteuerte» Lernen, man schwärmte, «wie bereichernd Unterschiedlichkeit sein kann». Aber das kennen wir ja. ○

Meinungsmacher

Gegen Schwätzer und Umverteiler

Thomas Sowell's eindruckliche Karriere als unbeirrbarer Kompass für freiheitliche Ordnungen. Von Beat Gygi

Einige Tage im Mai im Yosemite-Nationalpark, ohne Zeitung und ohne TV-News, dafür mit Kollegen und dem Fotoapparat – da reifte der Entschluss, das aufwendige Beobachten, Analysieren und Beschreiben der Politik künftig zurückzustellen und sich lieber auf die Fotografie zu konzentrieren. So kam es, dass der bekannte amerikanische Ökonom und Publizist Thomas Sowell in der Altjahrwoche nun seine Abschiedskolumne veröffentlicht hat. Mit 86 Jahren, so Sowell, sei er ja einiges über die Pensionierungsgrenze hinaus, da müsse man nicht gross begründen, warum man aufhöre. In den vergangenen sechzig Jahren hat Sowell mehr als fünfzig Bücher und um die hundert wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht. Und seit den neunziger Jahren hat er mit seiner wöchentlichen Kolumne für die Plattform Creators Syndicate und andere Medien immer wieder gezeigt, was eine freiheitliche Gesellschaftsordnung eigentlich ist, wo die Trennlinie zwischen privat und staatlich oder zwischen mein und dein verläuft und wie immer wieder neue Bedrohungen für Eigentum und Eigenverantwortung auftauchen.

Sowell hat gewaltige Veränderungen der Lebensverhältnisse erlebt. Materiell, meint er im Rückblick, seien die Leute heute viel besser dran als zur Zeit seiner Kindheit, als die wenigsten aus seinem Umfeld einen Kühlschrank oder Strom und fliessend warmes Wasser gehabt hätten. Wer dagegen heute offiziell arm sei, verfüge meist über Kabelfernsehen, Mikrowellenofen und Klimaanlage – die Habenichtse von heute seien komfortabler ausgerüstet als der amerikanische Mittelstand der achtziger Jahre. Dafür habe es in der Politik schwerwiegende Rückschritte gegeben. Vor allem das Vertrauen der Bürger in Staat und Regierung sei bachab gegangen. Präsidenten, die gelogen hätten, allen voran Johnson und Nixon, hätten nicht nur ihre eigene Glaubwürdigkeit und die des Amtes untergraben, sondern dem ganzen Land geschadet.

Auch anderswo in Sowell's Kolumnen entdeckt man ähnlich gelagerte Fälle. 2009 schrieb er vom «Chef-Scharlatan» Barack

Obama, der mit Blick auf sein Krankenversicherungsprojekt beteuert hatte, das Aufstocken der Versorgung erfolge ohne Kostensteigerungen. Immer wieder versuchten Politiker so zu tun, als gebe es einen «free lunch». Aber es sei typisch für Schwätzer, nicht zu sagen, was Sache sei, sondern das, was das Publikum hören wolle. In einer anderen Kolumne sagt Sowell es so: «Wer den Menschen helfen will, sagt ihnen die Wahrheit, wer sich selber besserstellen will, sagt den Menschen, was sie hören wollen.» Als Ökonom hat er ein erstklassiges Instrumentarium und Gefühl für all die Tricks und Kniffe, die zur Einschränkung der Eigentumsrechte oder der Entscheidungsfreiheit der Menschen führen. So meint er: «Eigentumsrechte zählen zu den Dingen, die im Recht am häufigsten missverstanden und in der Politik am stärksten vernachlässigt werden.» Und für den politischen Kampf im Umverteilungsdschungel gelte: «In der ersten Lektion Ökonomie lernt man, dass Knappheit zentral ist: Es gibt nie genug von irgendetwas, um alle zufriedenzustellen, die das wollen. Die erste Lektion in Politik besteht darin, sich die erste Lektion Ökonomie aus dem Kopf zu schlagen.»

Sowell wuchs im amerikanischen Süden und in Harlem auf, war bei den Marines, studierte dann Ökonomie am Harvard College und der Columbia University und promovierte 1968 in Chicago. Nach Anstellungen beim US-Arbeitsministerium und im Konzern AT&T war er bis 1980 Professor an der Cornell University, der Brandeis University und der UCLA. Seit 1980 ist er Senior Fellow der Hoover Institution in Stanford. Themen wie Diskriminierung oder Diversity, die anfällig für Ideologie und Moralisieren sind, geht Sowell nüchtern und mit Blick auf Daten an. Besonders profiliert hat er sich, als er als Schwarzer umfangreiche Studien über Affirmative Action durchführte und diesen Programmen, die in den vergangenen Jahrzehnten zur Chancenangleichung verschiedenster Minderheiten und Bevölkerungsgruppen dienen sollten, schlechte Noten gab.



Trennlinien: Sowell.

Experimente mit unserem Geld

Die Vollgeld-Initiative soll in der Schweiz die Banken am Schaffen von Geld aus dem Nichts hindern. Sie hat grosse Mängel, führt aber vor Augen, welche riskanten Experimente die führenden Notenbanken zurzeit durchführen. *Von Beat Gygi*

Im November hat der Bundesrat die Botschaft zur Vollgeld-Initiative verabschiedet, die im vollen Wortlaut «Für krisensicheres Geld: Geldschöpfung allein durch die Nationalbank» heisst. Der Bundesrat empfiehlt die Ende 2015 eingereichte Initiative ohne Gegenvorschlag zur Ablehnung, denn die Schweiz würde bei Annahme dieser Vorschläge «zum Experimentierfall für unerprobte Reformen». Ähnliches schrieben kürzlich Ökonomen der Eidgenössischen Finanzverwaltung: «Ein unnötiges und riskantes Experiment mit vielen Unbekannten». Die Absichten seien zwar gut, die vorgeschlagenen Mittel aber die falschen.

Auf den ersten Blick scheint klar zu sein: Die Vollgeld-Initiative ist eine Art Irrläufer, mit dem man sich nicht näher beschäftigen muss. Aber ist es wirklich so? Was bedeutet die Formulierung, die Absichten seien zwar gut? Der Geldexperte Dirk Niepelt, Direktor des Studienzentrums Gerzensee und Ökonomieprofessor an der Universität Bern, weist deutlicher auf mögliche Vorteile des Vollgeldes hin; im Sommer schrieb er in einem Zeitungsartikel: «Im Idealfall hätte dies eine Reihe positiver Konsequenzen», beispielsweise die, dass das Zahlungsverkehrssystem vor den Folgen von Bankenzusammenbrüchen geschützt wäre, also vor dem in Krisen gefürchteten Ansturm der Anleger auf die Banken. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Vollgeld-Ansatz erscheint schon aus dieser Sicht sinnvoll.

Was ist Vollgeld? Normalen Leuten stehen im Prinzip zwei Arten von Geld bei Bedarf blitzartig zur Verfügung: einerseits Bargeld, das sie praktisch in der Hand haben, andererseits Buchgeld, auch Giralgeld oder Sichteinlagen genannt, das meist auf Bankkonten liegt und sofort elektronisch bewegt werden kann. Viele meinen, die beiden Geldarten seien gleichwertig, Tatsache ist aber, dass nur das Bargeld gesetzliches Zahlungsmittel ist. Es wird von der Zentralbank geschaffen und muss zum Bezahlen obligatorisch anerkannt werden. Buchgeld ist nur eine private Forderung des Kontoinhabers gegenüber der Bank. Buchgeld wird von den Banken geschaffen. Meist kann man damit bezahlen, aber gesetzliches Zahlungsmittel ist es nicht.

Peter Bernholz, emeritierter Professor für Nationalökonomie, insbesondere Geldtheorie an der Universität Basel, weist im Gespräch darauf hin, dass die Forderungen der Kontoin-

Buchgeld ist nur eine private Forderung gegenüber der Bank.



Überschiessende Aufschwünge und anschliessende Zusammenbrüche.

haber gegenüber den Banken unsicherer seien als Bargeld, dass dieser bedeutende Unterschied aber vielen nicht bewusst sei. Die meisten sähen ihre Buchgeldkonten als ihr Eigentum an, obschon diese nur Forderungen gegenüber den Banken darstellten. Beim Konkurs einer Bank gingen diese verloren, ausser es komme ein Einlegerschutz zum Tragen. Das

Thema Sicherheit von Giralgeld gewinnt laut Bernholz noch an Brisanz, wenn man sich die Bestrebungen von Politikern vergegenwärtigt, die Konten mit Beträgen über 100 000 Euro bei Bankenzusammenbrüchen vermehrt in die Haftung einbeziehen möchten.

Vollgeld ist in mancher Hinsicht der Gegensatz zu Buchgeld. Es wird von der Zentralbank herausgegeben; so gilt es erstens als gesetzliches Zahlungsmittel, weshalb im Bedrohungsfall ein Ansturm auf die Banken unwahrscheinlich ist. Zweitens ist Vollgeld immer in dem Umfang verfügbar, wie die Notenbank es bereitstellt, man kann es nicht vervielfältigen wie Buchgeld. Was heisst vervielfältigen? Im heutigen Finanzsystem können die Banken das Geld auf ihren Konten quasi aus dem Nichts schaffen. Dabei werden Kredite an Unternehmen oder Personen vergeben, und bei den Kreditempfängern werden diese als

Guthaben notiert, die dann zum Tätigen von Zahlungen dienen können. Dieser Vorgang kann immer wiederholt werden, was zu einer Geldmengenausweitung führt, die einerseits durch die Kreditvergabe der Banken und andererseits das Finanzgebaren ihrer Kunden bestimmt wird. Diese Geldschöpfung ist für die Zentralbank schwierig zu kontrollieren. Bildlich ausgedrückt: Jede Bank ist wie eine Brause-tablette, aus der Gase, Farben und Aromen herausprudeln, sobald sie mit Flüssigem in Berührung kommt. Wenn die Bankenbranche einer Ansammlung von Hunderten von Brause-tabletten gleicht, die alle auf eigene Weise sprudeln, ist gut vorstellbar, dass im Aufschwung viele zum Überschiessen neigen.

Private Lösungen

Thomas Mayer, früherer Chefökonom der Deutschen Bank, nun Gründungsdirektor des Flossbach von Storch Research Institute und Honorarprofessor an der Universität Witten/Herdecke, legt hier im Interview dar, wie er die Rolle von Kreditgeld heute sieht. Seiner Ansicht nach hat die Schaffung von Buchgeld durch Banken immer wieder zu überschüssigen Aufschwüngen und anschliessenden Zusammenbrüchen bei Krediten und damit auch bei Investitionen und Wirtschaftswachstum geführt. Vor allem nach der Finanzkrise

2007/2008 und der dadurch hervorgerufenen Regulierungswelle sei für ihn zunehmend klarer geworden, dass das Kreditgeld oder Buchgeld zu einem schädlichen Auf und Ab führe. Bernholz seinerseits bestätigt, er sehe weiterhin die Gefahr überschüssender Investitionen, vor allem bei Immobilien und Aktien. In der Schweiz seien die Bewegungen zwar gemässiger als anderswo, Hypotheken gälten für viele als sehr sicher, aber es sei bemerkenswert, wie einige nun von einer Lockerung der Bedingungen für Hypotheken sprächen.

Für Mayer steht die Erkenntnis im Vordergrund, dass mehr Regulierung das System nicht grundsätzlich stabilisieren könne. Mit dem enorm komplizierten Regulierungsgeflecht, das nach der Finanzkrise errichtet wurde, versuche man das Bankgewerbe nun weitgehend unter staatliche Kontrolle zu bringen, aber das könne nicht funktionieren. Staatliche Instanzen verfügten nicht über das Wissen, um dieses System detailliert zu steuern.

Drängt sich als Alternative also doch das Vollgeld auf? Bernholz wie auch Mayer betonen, dass dieses System ja auch schon von führenden Ökonomen in der Krise der dreissiger Jahre vorgeschlagen worden sei, etwa von Frank Knight oder Irving Fisher. Bezogen auf die schweizerische Initiative sind für Bernholz wie auch für Niepelt die Nachteile jedoch grösser als die Vorteile. Die Initiative sei falsch ausgestaltet und mache Versprechen über mögliche Gewinne, die nicht zu halten seien. Ausserdem gebe es gewichtige Übergangsprobleme, etwa mit der Übertragung des Eigentums am heutigen Buchgeld auf die vorgeschlagenen Zahlungsverkehrskonten, die auf Forderungen gegenüber der Nationalbank umgestellt werden sollen. Besonders brisant findet Bernholz die heutigen Negativzinsen und die Frage, ob die Leute auf Vollgeld dann Negativzinsen zahlen müssten.

Mayer sieht indessen nicht nur den staatlichen Weg à la «Chicago-Plan» oder Vollgeld-Initiative, um zu stabilem Geld zu gelangen, sondern auch private Lösungen. Er kann sich privat produziertes stabiles Geld vorstellen – und zwar gemäss Hayeks Vorschlag aus den siebziger Jahren so, dass die Konkurrenz unter Emittenten zum besten Ergebnis führt. Genau solche Entwicklungen beobachte man jetzt bei Kryptowährungen, etwa mit Bitcoin oder anderen Blockchain-Varianten. Für solche alternativen Geldformen sieht er grosse Chancen, sollte das Vertrauen in das existierende Geld verloren gehen. Kommt es denn einmal so weit? Mayer erinnert daran, dass die Zentralbanken mit ihrer Niedrigzinspolitik und ihrer Bilanzausweitung zurzeit ein gewagtes, historisch einzigartiges Experiment durchführten, dessen Ausgang unbekannt sei – und das im Euro-Raum, mit einer Kunstwährung für Volkswirtschaften, die sich auseinanderentwickelten. Auch die heutige Politik der Notenbanken scheint ein «Experimentierfall für unerprobte Reformen» zu sein. ○

Banken

Verhinderte Alternative

Ökonomieprofessor Thomas Mayer hält die heutige Regulierung für untauglich, um das Finanzsystem zu stabilisieren. Von Beat Gygi

Sie waren von 2010 bis 2012 Chefökonom der Deutschen Bank und damals mitten im Mainstream des Finanzsystems. Heute kritisieren Sie dieses System als instabil – wie kommen Sie dazu?

Aus meiner persönlichen Erfahrung heraus war ich erstaunt über das, was sich in der Finanzkrise 2007 und 2008 abspielte. In der Ökonomie, die ich lernte, war die Natur des Geldes nie ernsthaft ein Thema. In den gängigen ökonomischen Modellen wurde Geld wie ein beliebiger anderer Vermögensteil behandelt. Seine Natur, die Art, wie es entsteht, wurde nicht thematisiert, das war nicht auf dem Radar der Mainstream-Ökonomie.

Was wurde denn vernachlässigt?

Es kam nicht zur Sprache, dass unser Geld, wie es im Zuge der Kreditvergabe durch die Banken geschaffen wird, aus seiner Natur heraus zur Instabilität im Finanzsektor und in der Wirtschaft führt. Die Banken können das Buchgeld auf ihren Konten quasi aus dem Nichts schaffen. Damit wird die Geldmengenentwicklung schwierig kontrollierbar, es kann überschüssende Aufschwünge und anschliessende Zusammenbrüche bei Krediten und damit Investitionen und Wirtschaftsentwicklung geben.

Braucht es neue ökonomische Modelle?

Die Einsicht, dass solche Zyklen schädlich sind, ist nicht neu. Sie geht zurück auf die Arbeiten der Ökonomen der sogenannten österreichischen Schule in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, vor allem auf die von Ludwig von Mises und Friedrich A. von Hayek. Diese wurden dann aber in der Nachkriegszeit verschüttet. Heute dominieren im ökonomischen Mainstream neuklassische Ansichten.

Was brächte denn der Vollgeld-Ansatz?

Der Ansatz des Vollgeldes ist ebenfalls nicht neu. Dies war ja auch schon die Antwort von Ökonomen auf die Depression in den dreissiger Jahren, konkretisiert im sogenannten Chicago-Plan von 1933. Die Begründer der sogenannten Chicago-Schule wie Frank Knight oder Irving Fisher, also die Crème de la Crème der Wirtschaftswissenschaften, haben damals auf die Mängel des Geldsystems hingewiesen und ein Vollgeld-System vorgeschlagen, mit dem sich die Roosevelt-Administration auseinandersetzen musste. Der Bankenlobby gelang es dann, diesen Weg zu verhindern. Stattdessen ei-

nigte man sich auf das Glass-Steagall-Gesetz, also die Trennung zwischen Investment-Banking und Sparkassen. Das war 1933 für die Branche das kleinere Übel.

Aber heute vergeben die EU-Banken nach Meinung der EZB ja zu wenig Kredite. Ist die Gefahr der leichtfertigen und überschüssenden Kreditvergabe und Geldschöpfung denn noch aktuell?

Ja, viele Kredite wurden und werden eben doch leichtfertig vergeben. Die Kreditverschlechterung zeigt sich in zwei Formen. Zum einen kam es in Europa zur Überschuldung von Staaten und privaten Haushalten nach der Einführung des Euro, was Zinssenkungen auf breiter Front gebracht hatte und beispielsweise in den irischen, spanischen oder griechischen Immobilienmärkten zu Investitions- und Preisblasen führte. Nach deren Platzen sprangen dann die Staaten ein. Zum andern leiden Länder wie Italien darunter, dass ihre Wirtschaft im Euro-Regime nicht wachsen kann. Heute ist Italiens Pro-Kopf-Einkommen niedriger als 1998. Kredite, die in der Erwartung eines normalen Wirtschaftswachstums vergeben wurden, sind angesichts der enttäuschten Wachstumshoffnungen notleidend geworden. Auch da springt der Staat ein.

Wie steht der Vollgeld-Ansatz dazu?

Die Vollgeld-Initiative der Schweiz wäre meines Erachtens weitaus angebrachter im Euro-Raum. Das mit Abstand am meisten gefährdete Geld ist der Euro. Momentan lebt die Währung eigentlich nur noch dank des Geschenks der niedrigen Inflation. Damit kann die EZB ihre Niedrigzinspolitik begründen, mit der sie hochverschuldete Staaten stützt. Sollte die Inflation mal wieder steigen, kann die EZB die Zinsen nicht erhöhen, denn sonst würden diese Staaten bankrott gehen, und der Euro würde zerbrechen. Deshalb müsste man eigentlich genau im Euro-Raum am dringendsten und intensivsten über Alternativen zum Kreditgeldsystem nachdenken. Weil das aber so ist, wird dies gerade da am striktesten unterbunden.



Thomas Mayer, ehemaliger Chefökonom der Deutschen Bank, ist Gründungsdirektor des Flossbach von Storch Research Institute und Professor an der Universität Witten/Herdecke.

Höhle der Löwin

Mit Knoblauchscheider, Aprikosenparfüm und Fertigsuppen wurde die Teleshopping-Queen Judith Williams berühmt und reich. Jetzt will der Star aus der TV-Sendung «Die Höhle der Löwen» die beste Freundin der Schweizerinnen werden. Von Franziska K. Müller

Judith Williams trägt ein Etuikleid, Strümpfe mit Perlglanz und blickdichtes Make-up. Vor ihr müht sich eine Jungunternehmerin ab, die sich auf die Entwicklung von gesunden Mahlzeiten für stillende Mütter spezialisiert hat. Sie möchte von den Investoren in «Die Höhle der Löwen» – einer TV-Sendung, in der vielversprechende Unternehmer gecastet und gefördert werden – 100 000 Euro Kapital. Die Männer stampfen die seltsame Geschäftsidee mit gemeinen Worten in den Boden.

Williams allerdings, die einzige Löwin in der Runde, kostet vom dargebotenen Mango-Kürbis-Risotto und den glasierten Schweinerippchen, nickt wohlwollend und erkennt das wahre Potenzial des Produktes: Natürlich findet sie stillende Frauen ein ganz wichtiges Thema. Auch sie war eine pflichtbewusste Jungmutter, die darob die eigene Ernährung vernachlässigte. Berufsfrau und Mutter, Karriere und Liebe, Ansprüche und Aufgaben – da braucht man Hilfe. Und wie sie so erzählt, fliegen ihr die Sympathien zu.

Argumente, die jeder Frau einleuchten

Viele Minuten später, in denen die 44-Jährige das Publikum an ihrem bemerkenswerten Frauenleben teilhaben lassen und einen fantastischen Spagat zwischen semifeministischen Ideen und betont traditionellen Vorstellungen geschafft hat, lässt sie den Hammer niedersausen. Die Idee ist ihr zu schwammig, sie will nicht investieren. Ausserdem hat sie bereits ein kulinarisches Fertigprodukt im Portfolio. Seitdem die Teleshopping-Queen Biosuppen via Fernsehen anbietet, ist Little Lunch das erfolgreichste Start-up in der Geschichte der «Höhle der Löwen».

Wenig später fährt das Verkaufsgenie zur Arbeit: Richtung München, nach Ismaning, dem Hauptsitz von Home Shopping Europe (HSE24), dem grössten TV-Shopping-Unternehmen Europas. Im Jahr 2015 verzeichnete die Firma einen Umsatz von 626 Millionen Euro (2011: 468 Millionen Euro), hatte einen Radius von 70 Millionen Haushalten und 20 000 verschiedene Artikel. Neustens befinden sich auch Russland und die Türkei im Einzugsgebiet von HSE24.

In der Schweiz erreicht der Anbieter über zwei Millionen Haushalte. Rund 200 000 Kundinnen sorgen für ansteigende Millionenumsätze sowie Tages-Topverkäufe im Bereich von 140 000 Euro. «Im Verhältnis zur Einwohnerzahl ist die Schweiz ohne Frage einer unserer



«Meine Produkte sind die Stars. Nicht ich»: Unternehmerin Judith Williams, 44.

wichtigsten Märkte», erklärt Judith Williams gegenüber der *Weltwoche*.

Ein normaler Arbeitstag beginnt bei ihr um vier Uhr morgens und endet meist in der Nacht. Umfassendes Wissen zu den Produkten wird ihr nachgesagt, Fleiss bis zum Umfallen. Gute Laune, das Versprühen positiver Energie sind für sie eine Frage der Disziplin. Im Dirndl

steht sie an anderen Tagen den Kollegen zur Seite, die Romantikmode verkaufen. Sie wird sich vor der Kamera in der wasserabweisenden Magic-Hose präsentieren und bewirbt diese mit Argumenten, die nun wirklich jeder Frau einleuchten («Wir kennen es alle: Ein Lastwagen fährt bei Regen durch eine Pfütze, und schon ist man klatschnass»). Zu später Stunde

kommen die Zuschauerinnen in den Genuss des Jokers des Tages: ein Raumduftset, das alle negativen Stimmungen im Nu vertreibt. Nach der Präsentation wird tausendfach bestellt, was die Kundinnen in einem Ladengeschäft links liegen lassen würden.

Als sie vor fünfzehn Jahren zum ersten Mal als Verkäuferin vor eine Fernsehkamera trat, hat die ehemalige Schauspielerin ihre eigentliche Bestimmung erkannt: Der unpraktische Knoblauchschnaider wurde sofort zum Verkaufshit. Es folgten Bratpfannen, Salatsiebe, Stützstrümpfe, Werkzeugsets und Ladenhüter aller Art, die mit der Präsentation durch das Talent jenen Status erreichten, der in Teleshopping-Kreisen mehr wert ist als alles andere: Ausverkauft! Nächstes Jahr feiert die zweifache Mutter ihr Zehn-Jahre-Jubiläum bei HSE24. Über 5000 Verkaufssendungen hat sie in der Zwischenzeit moderiert.

Beliebter als Zalando

Heute macht die Deutschamerikanerin – deren Einschaltquoten bereits vor zwei Jahren höher waren als jene von «Wetten, dass ...?» – mit ihren eigenen Produkten in den Bereichen Kosmetik, Schmuck, Kleidung, Wellness und Heim einen Jahresumsatz von hundert Millionen Euro. Ihr phänomenaler Aufstieg ist mit dem des Teleshoppings verbunden, einer Branche, die verhöhnt und unterschätzt wird, aber weltweit boomt und dem Einzelhandel das Wasser abgräbt. Hunderttausend Anrufe verzeichnet HSE24 pro Tag, rund 60 000 verschickte Pakete lassen auch klassische Versandhäuser und Internethändler vor Neid erblassen. Zudem: Während Zalando einen Warenrücklauf von rund 70 Prozent verkraften muss, schicken die treuen Anhängerinnen von HSE24 und im Speziellen diejenigen von Judith Williams die bestellten Produkte praktisch nie zurück. Sie erklärt das mit ihrem Motto: «Nichts versprechen, was die Produkte nicht halten.» Während die Zalando-Generation per Mauseklick innert Minuten ganze Kollektionen bestellt, ist die emotionale Bindung an den Kautschuk-schwingbesen oder die Knautschleder-pantoffeln wohl aber auch einfach deshalb grösser, weil die Kunden sich bereits eine halbe Stunde lang mit dem Produkt befasst haben.

Die vor über vierzig Jahren in den USA entwickelte Idee, den Absatz von Lockenwicklern, Vorratsdosen und Autopolitur mit langdauernden Verkaufssendungen anzukurbeln, sei in der Neuzeit aus verschiedenen Gründen extrem erfolgreich, sagen jene, die das Phänomen international analysieren: «Homeshopping ist ein Einkaufszentrum, das 24 Stunden lang geöffnet hat, keine Parkplatzprobleme kennt sowie ohne

Dresscode, nörgelnde Ehemänner und Kinder funktioniert, die der Einkaufslaune abträglich sein können», sagt der amerikanische TV-Verkaufs-Experte Ron Perlstein. Einsamkeit und wenige Freunde begünstigen bei der älteren Kundschaft die Häufigkeit der Einkäufe via Bildschirm, das zeigen Untersuchungen und Umfragen.

Andere Kundengruppen verbringen mit den Präsentatoren einfach gerne mehr Zeit als mit dem Partner oder mit Freunden: Die Mehrheit der Teleshopperinnen ist weiblich, bei HSE24 sind es sogar über 80 Prozent. Als «wunderbar und selbstbewusst» bezeichnet Judith Williams jene, die in der Zwischenzeit zu ihren besten Kundinnen gehören: die Eidgenossinnen. Der Wunsch, den Kreis der Schweizer Freundinnen zu vergrössern, besteht. Und die Chancen stehen gut.

Wann immer die «TV-Lifestyle-Unternehmerin mit Herz» (Eden Books) vor die Kamera tritt, wickelt sie Hunderttausende von Geschlechts-genossinnen mühelos um den Finger. Das ist insofern ein Kunststück, als Judith Williams eine Frau ist, die Neid erwecken könnte. Die häufigsten Gemeinsamkeiten zwischen dem Idol und der typischen Teleshopping-Kundin betreffen die Geschlechter-zugehörigkeit und das Alter: über vierzig. Ansonsten sind die meisten Anhängerinnen das Gegenteil ihrer Heldin: Die ist dünn und komplett faltenfrei. Muss niemals auf Raten einkaufen. Träumt nicht nur davon, ein erfülltes Leben zu führen. Ist stattdessen mit einem Schönling verheiratet, der in Rosamunde-Pilcher-Verfilmungen mitwirkt und sich gleichzeitig um die Kinder kümmert.

Doch nichts von alledem wird ihr verübelt, denn: Jene, die ihr zu jeder Tages- und Nachtzeit und bis zu zehn Stunden lang an den Lippen hängen, erfahren zwischen dem Verkauf einer Schlankstützkollektion und von Beauty-Produkten scheinbar vertrauliche Freundinneninfos, die jede Anwendung von Eifersucht im Keim ersticken lassen: Aufgewachsen in ärmlichen Verhältnissen, so Williams, wisse sie, wie es sei, wenn man am Ende des Monats sparen müsse. Sie habe an Bulimie gelitten, aufgrund eines Tumors ihre Opernstimme verloren, habe beinahe das schwere

Joch der Kinderlosigkeit zu tragen plus unzählige andere Schicksalsschläge zu überwinden gehabt, fiese Liebhaber, ignorante Chefs und dumme Produzenten hätten sich ihrer Karriere und einem erfüllten Leben in den Weg gestellt.

«Die besten Verkäuferinnen figurieren als emotionale Brückenbauerinnen zwischen dem Nagelfeisel und der Kundschaft. Es ist ein Vorhaben, das nur gelingt, wenn das Publikum gerne mit der Moderatorin privat verkehren würde und diese gleichzeitig als Vorbild akzeptiert»,

sagt Verkaufsexperte Perlstein. Ist diese Hürde geschafft, können Sympathie und Vertrauen gestärkt werden, und die verkaufstechnische Überzeugungsarbeit ist bald ein Kinderspiel, sprich: Die Kundschaft glaubt, was erzählt wird, und erkennt auch in den angepriesenen Knöpfen an der Bluse oder im Deckel auf der Pfanne einen phänomenalen Zusatznutzen.

Von kalter Strategie will Frau Williams nichts wissen, von Sympathiewerbung in eigener Sache schon gar nichts: «Meine Produk-

te sind die Stars. Nicht ich.» Angebote, mit denen sie sich selbst nicht identifizieren kann, die qualitativ nicht halten, was sie versprechen, die sie nicht restlos begeistern, von denen sie sich keine ehrlichen Verbesserungen des weiblichen Wohlbefindens verspricht, kämen in ihren Sendungen nicht vor.

«Blühe, wo du gepflanzt wirst»

Dafür umso mehr persönliche Stolpersteine ins eigene Glück und viel Verständnis für das harte, aber nicht unabänderliche Los der Frauen. Sie trifft die Kundschaft mitten ins Herz, worauf ihr die Schicksalsgenossinnen bereitwillig in die fliederfarbene Judith-Williams-Markenwelt folgen. Die besteht aus zauberhaften Tiegeln und Töpfen, funkelnden Schmückstücken, schmeichelnden Kleidungsstücken, aber auch aus flauschigen Kissen, Aprikosenparfüm oder Bettwäsche mit Rosenmustern. Dazu gibt es viele Sätze, die der Stärkung des weiblichen Selbst dienen: «Lebe deine Träume», «Blühe, wo du gepflanzt wirst», «Lass dich nicht unterkriegen». Es ist ein ganz und gar weibliches Universum, wie es dieses in einer solch ungenierten Potenzierung seit dem Wirken der walisischen Designerin Laura Ashley nicht mehr gab. Eine trostreiche Kuschelzone, die jedem Mann einen kalten Schauer über den Rücken treiben würde, wäre er nicht längst in den Hobbykeller oder vor den Computer geflüchtet.

Stolz macht Judith Williams eine jüngst durchgeführte Umfrage: Die Kundinnen verbinden ihre Person mit den Begriffen «Vertrauen», «Nähe» und «Qualität». In ihrer Rolle als beste Freundin ist sie derart überzeugend, dass sich unglückliche Kreaturen via Facebook bei ihr melden, das Herz ausschütten, Rat erhoffen. Üble Probleme sind dabei. Doch diese kann die «beste Freundin» nicht regeln. Die Kundinnen werden an verschiedene Frauenhäuser oder das SOS-Kinderdorf verwiesen. ○



Das Versprühen von positiver Energie ist für sie eine Frage der Disziplin.



Einsamkeit begünstigt die Häufigkeit der Einkäufe via Bildschirm.

Rechts. Na und?

Sie gelten als staatsgefährdend, als «Rassisten ohne Rassismus», als düstere Macht. Eine Reise zu den geheimnisvollen «Identitären». Teil 1.

Von Matthias Matussek

Wie nicht anders zu erwarten, tritt mir Martin Lichtmesz am verabredeten Treffpunkt, dem Wiener Naschmarkt im sechsten Bezirk, verummmt gegenüber. Mütze tief ins Gesicht geschoben, Kragen des gefütterten Wintermantels hochgestellt.

Gut, sicher, ja, es sind Minusgrade, auch die anderen Passanten hier mummeln sich ein. Einerseits. Andererseits ist Martin Lichtmesz ein «neuer Rechter» und einer der Köpfe der Identitären Bewegung, die in Deutschland vom Verfassungsschutz «beobachtet» wird und laut Wikipedia von einigen Politikwissenschaftlern als «kulturrassistisch» eingestuft wird.

Ist dieser Typ dort drüben im grauen Wolfskin-Anorak einer von denen?

Wir müssen wohl einige grundlegende Dinge klarstellen, lieber Verfassungsschutz, bevor wir uns auf die Reise durch das rechte Deutschland begeben und zu den Identitären vorstossen, die offenbar eine so grosse Gefahr für das Land darstellen, dass sie Ihre kostbare Zeit verdienen.

Zur Sache: In Frankreich als «Génération Identitaire» gegründet, in Österreich 2012 und Deutschland 2014 als «Verein zur Erhaltung und Förderung der kulturellen Identität» eingetragen, verfolgt die Identitäre Bewegung das Konzept des Ethnopluralismus, also keiner biologischen, sondern einer europäisch-kulturellen Identität, was sie, ebenfalls laut Wikipedia, zu «Rassisten ohne Rassismus» macht.

Sollte man da nicht misstrauisch werden?

Nun ist Rassismus ohne Rassen, also ohne Biologie, eine irgendwie nur halbe Sache, weshalb man sich in der nicht näher spezifizierten «Rassismus»-Forschung den Begriff des «Kulturrassismus» erdacht hat.

Es wimmelt vor «rechts» und «rechtsextrem» in diesem Wikipedia-Verweis, immer wieder wird auch der Nationalsozialismus als Referenzgrösse angeführt, allerdings mit der Relativierung, dass sie eben nicht nationalsozialistisch sind, die Identitären, aber es sein könnten, wenn man genauer hinschaut.

Hm. Tatsächlich lohnt da mal näheres Hinschauen: Nehmen wir den «Kulturrassismus», verehrte Schlapphüte. War die Politik des sozialistischen Kulturministers Jack Lang, der sich bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankreich «für die Stärkung der europäischen Kultur durch die Quotierung einheimischer und europäischer Filmproduktionen im Fernsehen eingesetzt hat» (Wikipedia), damals allerdings gegen die ver-

hasste US-amerikanische imperialistische Kultur, war die also rassistisch?

Ja, war Jack Lang ein erster Identitärer im Ministerrang?

Nochmals hm, zur Identität: Wir leben in Zeiten, in denen führende EU-Politiker wie Peter Sutherland von einer Abschaffung der Nationalstaaten träumen. Unsere Bundeskanzlerin spricht von den Deutschen bereits nur noch als von «denen, die schon länger hier wohnen», als



«Unendliche Not»: Aktivisten Lichtmesz, Sellner.



Zugriff: Demonstration in Wien, 2016.

sei ihr Volk, von dem «Schaden abzuwenden» sie geschworen hat, nur ein vorüberziehender Nomadenstamm und die Flüchtlingskrise ein Streit um Weideplätze.

Dazu übrigens passt, dass «Flüchtlinge» in einem EU-Papier als «Neuansiedler» bezeichnet werden. Sollte man da nicht misstrauisch werden?

Doch nicht nur dieses, verehrte Herren vom Verfassungsschutz.

Zum Thema Identität: Wir leben ebenfalls in Zeiten, in denen die beiden führenden Vertreter der Kirchen in Deutschland auf Bitten ihrer muslimischen Gastgeber bei einem Besuch auf dem Tempelberg das Kreuz von der Brust nehmen, ihr Bekenntnis als Christen also verstecken – im Gegensatz zu jenen anderen, die in dieser Weltgegend für ihr christliches Bekenntnis geköpft werden. Sollten da nicht die Alarmglocken läuten?

Vielleicht gibt es, verehrte Agenten, doch Gründe für die Entstehung einer identitären Bewegung.

In Zeiten auch, liebe Herren Agenten, in der eine religiös nicht mehr ganz sattelfeste Politik vorschlägt, muslimische Lieder zur Christmette zu singen, was, neben dem Affront gegen christliche Messbesucher, auch für die angesprochenen Muslime unmöglich ist, denn es würde selbstverständlich eine Einladung zur Häresie bedeuten, da wir Christen an Weihnachten die Geburt des Messias feiern – all das also ein gedankenloser, breitärschiger Versuch der Willkommenskultur, Unterschiede plattzusitzen.

Vielleicht gibt es, verehrte Agenten, doch Gründe für die Entstehung einer Identitären Bewegung, denn wir leben in Zeiten, in denen der Zustrom von knapp einer Million antisemitischer, aufklärungsfeindlicher, grossenteils analphabetischer Muslime dafür sorgt, dass wir ernsthaft über verfassungswidrige Kinderehen diskutieren müssen, die allerdings von den Grünen aus Folkloregründen teilweise begrüsst werden, da sie in den Herkunftsländern Sitte seien.

Ach ja, die Medien

Darüber hinaus haben wir es mit einer grossen Koalition aus linksextremen und muslimischen Demonstranten zu tun, die verfassungsfeindlich «Juden ins Gas» gröhlen und ansonsten, zumindest bei Letzteren, mit kriminellen Übergriffen auf Frauen auffallen.

Gäbe es hier nicht Zugriffsgründe genug? Oder wäre da schlechte Presse zu befürchten?

Ach ja, die Medien: Als jüngst eine Studentin von einem afghanischen Jugendlichen vergewaltigt und getötet wurde – sie war tragischerweise in der Flüchtlingshilfe engagiert

– wollte die «Tagesschau» die Nachricht nicht bringen, da sie nur «regional von Bedeutung» sei. In der überregionalen Talkshow, die wie selbstverständlich drei Tage später folgte, wurde besonderer Wert auf die Feststellung gelegt, dass auch deutsche Männer solche Verbrechen verübten.

Jetzt mal unter uns, liebe Agenten, und ganz zu schweigen von der ständig präsenten Terrorgefahr – ist die Befürchtung einer von Politik und Leitmedien immer wieder klein- und schöngeredeten Überfremdung ganz speziell aus islamischen Ländern denn so ganz aus der Luft geholt?

Es gibt die Identitären mittlerweile auch in anderen europäischen Staaten, vor allem den osteuropäischen, denen die Vereinnahmung durch den kommunistischen Block und die erzwungene Treue zur Sowjetunion noch so gut in Erinnerung ist, dass sie mit unverhohlenen Nationalstolz auf die schöne neue Welt der EU reagieren.

Zum Schluss: Sollten Sie, liebe Herren vom Verfassungsschutz, nicht vielleicht doch sich selber beobachten, da kürzlich ein islamistischer Spion in Ihren eigenen Reihen aufflog? Das allerdings veranlasste wiederum die Grünen in Deutschland prompt, Sie aufzufordern, Ihre eigenen Mitarbeiter strenger zu untersuchen, insbesondere auf Verbindungen zu – Rechtsextremen.

Ja, diese Blickrichtung ist staatlich festgeschraubt. Insofern, verehrte Agenten, handeln Sie wohl regierungskonform, wenn Sie die Identitären «beobachten».

Frage nach Gott

Martin Lichtmesz und ich trotten durch den Weihnachtsbetrieb, durch jenen Glanz also, der ja eigentlich heidnischen Ursprungs ist, wie viele Schlaumeier wissen, der aber trotzdem wärmt und der laut Chesterton nur beweist, dass die «Heiden von damals viel verständiger waren als die Heiden von heute».

Martin Lichtmesz wirkt jünger als die vierzig Jahre, die er ist. Blassblaue Augen, blasses Gesicht, Anflug eines Lächelns.

Auf dem Weg zu seinem böhmischen Lieblingslokal spricht er nicht von einem neuen

Auf dem Weg zu seinem Lieblingslokal spricht er von Pasolini und dessen «Matthäus-Passion».

Führerstaat oder von Rohrbomben, sondern von Pasolini und dessen «Matthäus-Passion». Er schwärmt. Diese Gesichter, die Wüste, die Felsbrocken, gedreht wurde in Sizilien, weil im Heiligen Land unberührte Motive nicht zu finden waren.

Schliesslich die Wirtsstube. Gelbes Licht über karierten Tischdecken, an der Wand eine tschechische und eine amerikanische Fahne,

daneben ein Stich, der die Belagerung Wiens durch die Türken darstellt. Kartenspieler um einen Tisch, wir gehen ins Hinterzimmer, um ungestört zu sein.

Auch wollen wir, entschuldigen Sie, meine Herren vom Verfassungsschutz, ausserhalb Ihrer Beobachtung Subversives besprechen – nämlich die Frage nach Gott.

Mit seinem Buch «Kann nur ein Gott uns retten?» stellt Martin Lichtmesz – sein Name ist ein Anagramm aus seinem bürgerlichen Namen Martin Semlitsch – diese Frage und die nach unserer christlichen Kultur mit einem Brennen, das die Diskussionsrunden unserer katholischen Akademien verblassen lässt.

Jetzt, zwei Jahre nach seinem Erscheinen, wird es neu aufgelegt (Antaios-Verlag, 416 S., 22 Euro bei Amazon, doch «nur durch Drittanbieter», wie es dort heisst, offenbar heisse Ware, heiss wie eine Herdplatte).

Im Grunde ist sein Buch ein einziger tief melancholischer Klagegesang über Verluste, über weggerissene Verankerungen und die öden Triumphe der Moderne. Wer sind wir, wohin sind wir unterwegs? Lauter Fragen, doch «kein Besinnlicher fragt sie mehr», dichtete bereits Gottfried Benn.

Die *Wiener Zeitung*, als österreichisches Amtsblatt aus dem Jahre 1703 älteste Tageszeitung der Welt und keiner noch so genauen Beobachtung als rechtsradikal aufgefallen, urteilte: «Martin Lichtmesz hat ein aufrichtiges, ein schönes, ein grossartiges Buch geschrieben», und sie vermutet zu Recht, dass es deshalb kaum besprochen wurde, weil er ein



Kultschriftsteller Novalis.

Wie die deutschen Frühromantiker beklagt er die Entzauberung der Welt.

«scharfer Kritiker der Masseneinwanderung nach Europa» ist. Was wiederum mit unserem Thema zusammenhängt.

Internetplattformen wie «Schmetterlingssammlung» ersparten sich die Lektüre und begnügten sich mit Attacken gegen die *Wiener Zeitung* und dem Hinweis, dass Lichtmesz der «neuen Rechten» angehöre, nein, einer ihrer «führenden Köpfe» sei.

Was wiederum aufs Schönste belegt, was Lichtmesz im Vorwort beklagt, nämlich dass die entscheidenden Fragen, die nach unserem Schicksal und unserer Kultur, nur noch von rechts gestellt werden können, da der linke Diskurs in seiner Moderne-Raserei gar nicht mehr in die Nähe des Problems vordringt: dass wir die «Welt gewonnen haben, aber unsere Seele verloren».

Die Linke, die doch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts so aufregende Antworten gegeben hat, ist seit Adornos und Horkheimers «Dialektik der Aufklärung» ohne echte Entwicklung geblieben; auf die «Morgenröte folgte kein Mittag», wie der linke Romanist Peter Bürger in seinem Buch «Nach vorwärts erinnern» gerade beklagte.

Mittlerweile ist diese linke Gesinnung mit all ihren exotischen Minderheits- und Opferdiskursen Regierungspolitik geworden, der Weg durch die Institutionen war erfolgreich. In ihrer studentischen Variante ist diese Linke heute infantilisiert, verkümmert in ihren Echokammern, total verblödet in ihren «Schutzräumen» gegen «Mikroaggressionen», wo sie etwa im akademischen Bereich auf Trigger-Warnungen gegen Buchinhalte

Die Identitären

Eine neue Jugendrevolte macht von sich reden in Europa. Es ist die Generation der «Identitären». Ein knappes halbes Jahrhundert nach den linken 68ern kommt diese Revolte von rechts. Mit der Besetzung des Brandenburger Tors in Berlin oder der Verhüllung der Maria-Theresia-Statue in Wien erinnern die Identitären an Aktionsformen der Linken oder von Greenpeace. Im Manifest der Identitären heisst es: «Wir sind der Wandel der Zeit, wir sind der Wind der Bewegung, die nächste Generation.» Sie beklagen die Flurschäden der 68er – die Zertrümmerung der Familie, die Vernichtung der Religion, die Schredderung von Tradition und Heimat durch das missglückte Experiment von Multikulti samt einer nahezu ungebremsten Einwanderung des Islam und seiner Eroberungskrieger. Die Identitären wollen sich damit nicht abfinden, zu unglücklich ver-

einzelten Konsumtrotzeln eines gleichgültigen, globalen Kapitalismus zu werden, der Grenzen auflöst, Brauchtum und Sitten einebnet und zum Verrat an dem, was das Eigene ist, aufruft. Ursprünglich 2014 in Frankreich entstanden, sind die Identitären besonders dort stark, wo eine hemmungslose Islamisierung auf eine hilflose und kapitulierende Politik trifft, eben in Frankreich, in Deutschland, in Österreich. Und dort wo die Islamisierung droht und der Widerstand massiv ist, in osteuropäischen Ländern.

In der Schweiz ist die Bewegung noch nicht vertreten, aber einige ihrer urdemokratischen Widerstandsformen, etwa die Abstimmung über das Minarettverbot, sind dem Geist der Identitären verwandt.

Sie sind die neue APO, die ausserparlamentarischen Opposition. Und sie werden, wie die APO damals, vom Verfassungsschutz beobachtet. *Matthias Matussek*

besteht, die sie traumatisieren könnten. Oder wo ein Politologiestudent im 15. Semester den Auftritt eines schwarzen AfD-Kandidaten aus Benin an seiner Heimatpenne bei Hamburg mit einem Internet-Flash und Telefonterror verhinderte. Nachdem einige Schüler scharf gegen ihn ausgeteilt hatten, wandte sich der Aktivist der Grünen Schwulen an die «Beratungsstelle zur Gewalt gegen rechts» («Einer hält die Stellung», *WamS*, 24.5.2014).

Avantgarde von rechts

Das alles bei insgesamt zunehmender Aggressivität «gegen rechts», mit «Nie wieder Deutschland»-Gegröle und risikofrei, da sie den Nanny-Staat auf ihrer Seite wissen. So herabgesunken ist das, was 1968 mit widerständiger Lektüre, mit Samisdat und Raubkopien von Marx und Sartre, mit Hunger nach dem ganz Neuen begann.

Nein, heute sind alle Arterien verstopft, alle Bohrungen vergeblich, nichts geht mehr, der Traum vom Aufbruch endete leider längst mit dieser verwöhnten, bildungsfernen Denunziantenbrut. Doch knapp fünfzig Jahre nach der 68er-Revolve gibt es eine neue, eine von rechts. Und die Identitären sind deren Avantgarde. Statt Sartre, Marx oder Mao allerdings wird hier Heidegger gelesen oder Ernst Jünger.

Also mal von rechts her denken, wo es nicht um Zwecke und Wohlstand und neue Technologien geht, sondern wo die Reflexion auf das Dasein aufleuchten kann und womöglich das Numinose?

Maria, die Wirtin, bringt warme Mohnnudeln und grossen Braunen, und Lichtmesz erzählt von einer Freundin, die ihren Klavierschüler verlor, nachdem sie bekannt hatte, dass sie wohl den Hofer, den Kandidaten der Rechten, wählen werde. Bei so einer wollte er keine Chopin-Etuden lernen.

Aber das ist die blöde Tagseite, die der einfachen Antworten, jetzt ist Abend, jetzt ist die Zeit des Zweifels, der Fragen, der nachdenklichen Bohrungen, der Melancholie.

Wie die deutschen Frühromantiker beklagt Lichtmesz in seinem Bekenntnisbuch die Entzauberung der Welt, «das Verschwinden des Geheimnisses, des Mystischen, des Wunderbaren, des Sakralen», Novalis wird zum Zeugen aufgerufen, der Träumer der Christenheit und des Mittelalters und einer Nation, bevor es sie gab.

Seine Reise zu den grossen Fragen beginnt Lichtmesz mit Dante und dessen Wanderung in den Wald der «Göttlichen Komödie» an der Hand Vergils, einen Wald aus Fragen, Irritationen, Versuchungen und der Schwärze der Verzweiflung. «Kann nur ein Gott uns retten?», diese Frage Heideggers aus dem berühmten *Spiegel*-Gespräch mit Rudolf Augstein ist wieder virulent geworden anlässlich einer umdüsterten Zukunft mit ihren politischen, demografischen, ökologischen, kulturellen und ethnischen Verheerungen. Und wo wäre er zu suchen?

Lichtmesz, unglücklich aufgeklärt wie viele von uns, weiss: «So sehr sich der analytische und objektivierende Geist auch bemüht: Im subjektiven Pol ist die Religion als inneres Drama und als Sehnsucht zwischen Furcht und Zittern nicht totzukriegen.»

Er begegnet auf seiner Suche Religionsphilosophen wie Walter Schubart und William James, dem Apostel Paulus, später dann Kierkegaard und Heidegger, Ernst Jünger, dem



Burka: Maria-Theresien-Denkmal in Wien, 2016.



Weggerissene Verankerungen: Identitäre, Wien.

grossen Einzelnen, und in den hinteren Kapiteln Nietzsche – ein Wald aus einzeln beleuchteten Stämmen, von denen er hofft, dass sie im Kopf des Lesers «eine Spur ergeben».

Er fragt mit Hans Blüher, woher der Gebetstrieb kommt, und er sinniert mit Wittgenstein über den, der «unendliche Not» fühlt, denn nur für ihn, «der unendliche Hilfe braucht», bietet sich das Christentum an. Ja, es geht auch um den christlichen, genauer: den katholischen Glauben. Lichtmesz ist katholisch aufgewachsen, den Protestantismus gewahrt er nur noch in seiner gegenwärtigen Verfallsform, im «Stande seiner tiefsten Erniedrigung», der kaum noch brauchbar ist für die «entscheidenden Schlachten», die nach Jean Raspail «in der Seele geschlagen werden».

Sicher, das war mal anders. Das war mal heroisch, zu Zeiten Nietzsches, des Pfarrerssohns, dem fast schwindelig wurde mit seinem Ausruf «Gott ist tot», diesem Verzweiflungsschrei in ein leeres, kaltes, ewiges Universum; er war der «tolle Mensch», der aus dem Heroismus der Gottverlassenheit den Übermenschen träumte, aber zitternd. Heute zittert keiner mehr, denn allen ist klar, dass Gott tot ist, endlich, heute sind da nur noch «die letzten Menschen», die «blinzeln» (Nietzsche) und ihr Lüstchen für den Morgen und den Abend brauchen und sonst nichts mehr.

In Lichtmesz' Augen leuchtet es, als er hier im warmen Licht der Wirtsstube von seiner Wallfahrt nach Chartres erzählt, lächelnd, zwei Tage lang ist er vorne mitmarschiert unter den Bannern und Fahnen, Blasen an den Füssen, der Wald wie ein grüner Dom, hundert lange Kilometer von Paris aus, das endlose Band der Pilger und schliesslich der Dom selbst mit seinen in die Höhe gejubelten Spitztürmen, diese Andacht in Stein, und das Glücksgefühl bei seinem Anblick. Da lebt doch noch was in der armen, der

Statt Sartre, Marx oder Mao wird hier Heidegger gelesen oder Ernst Jünger.

kirchensteuerbefreiten katholischen Kirche Frankreichs! Charles Péguy, der frühe Sozialist und Mystiker, hat die Wallfahrt vor dem Ersten Weltkrieg ins Leben gerufen, er starb 1914 im Kugelhagel an der Front. Péguy ist einer der Gründer des «Renouveau catholique», der katholischen Erneuerungsbewegung um 1900, aus der sich Michel Houellebecq für «Soumission» bediente, für diesen Roman über die Dekadenz und die Selbstaufgabe der meinungsbildenden Hedonistenklasse im Angesicht des islamischen Ansturms.

Wilde Romantik

Lichtmesz' Buch endet mit Péguy, mit einer Meditation aus dem Jahr 1911, in der jener im Kampf um den Glauben in glaubensfernen Zeiten eine «besondere Grösse», ja «die Schönheit des Widerstandes» entdeckt. Wilde Romantik: «Wir stehen heute alle an der Front. Die Front ist überall. Der Krieg ist überall, in tausend Stücke aufgespalten, zerteilt, zerbröselte. Wir stehen heute alle an den Marken des Königreiches.»

Später wird mir Lichtmesz in seiner kleinen Einzimmerwohnung in der Nähe eine Briefmarke mit dem Kopf Péguy zeigen, die er auf Ebay ersteigerte und in die grüne, ledergebundene Erstausgabe des Péguy-Romans «Clio» geklebt hat, stolz, darin auch eine Postkarte mit Widmung von Jean Raspail, dem aristokratischen Ethnologen und Romancier, dessen seherische Flüchtlings-Dystopie «Heerlager der Heiligen» er neu übersetzt hat. Sein Zimmer ist mit in die Höhe gewachsenen Bü-

cherstapeln vollgestellt, er steigt darüber hinweg wie über Minen, die Matratze liegt auf dem Boden, Postkarten mit seinen Geistes- und Glaubenshelden sind an die überquellenden Bücherregalbretter geheftet, Erzengel Michael, Ernst Jünger und John Donne, sein Lieblingslyriker – so leben Samurais, Krieger, Einzelkämpfer.

Wir verabreden uns für den nächsten Morgen vor dem Stephansdom, die Wintersonne strahlt aus einem eisig blauen Himmel, Lichtmesz weist auf die rätselhaften Reliefsäulen mit den Fertilitätssymbolen Eichel und Vulva hin, die das Eingangsportal rahmen, auch auf die hellen Tonunterschiede in der Fassade; als Kind hat er sie nur eingeschwärzt erlebt, nun wird sie blank geschrubbt. «Schön», sagt er, «dass der Dom restauriert wird.»

Und dann stehen wir im Halbdämmer des Hauptschiffes, links ein Motivbild der Thérèse von Lisieux, Kerzen vor den Seitenaltären, die Heiligenfiguren in den gotischen Säulen, der Gewölbehimmel – «Mausoleen für den toten Gott», so hat Nietzsche die Dome genannt. Tatsächlich sind Kirchen, zumindest in Deutschland, mittlerweile eher Abklingbecken für den Glauben.

Dann zur Südfassade, zum «Zahnweh-Herrgott», dem Schmerzensgesicht des Gekreuzigten, all das hat er aufgesogen als Kind und Teenager in seiner katholischen Familie. Seine Freunde haben hier geheiratet, im Stephansdom, sie wollten diesen Moment eingespannt wissen in einen tausendjährigen Rahmen, eine Kultur, die bis in die Antike reicht.

An der Front zum Gestern

Anschließend, im Café «Wien», erzählt er sein Leben. Wie er in den frühen Teenagerjahren in die Grufti-Szene geraten ist, in den Gothic-Folk, eine Protestgeschichte in schwarzen Klamotten, dann zum Filmstudium nach Berlin, sein Buch «Besetztes Gelände» weist ihn als klugen, ja überaus scharfsinnigen Kinointerpreten aus. Pasolini, immer wieder, dann Robert Bresson. Vor allem die semireligiösen Filme «Der Teufel möglicherweise» und «Das Geld», und er möchte alles genau wissen über mein Treffen mit ihm vor dreissig Jahren, dem verschlossenen Kultregisseur und Schweiger aus Paris.

Im Café, wo er eine Freundin erwartet, die sich als wache und hübsche Dresdnerin herausstellen wird, summt sein Handy. Er liest, und er lächelt. Die Identitären Wiens haben in der letzten Nacht eine ihrer kühnen Sponti-Aktionen durchgezogen. Er selber sympathisiert mit der Bewegung, aber er ist formell kein Mitglied (Entwarnung, Verfassungsschutz!) – er gibt mir die Nummer von deren Anführer, von Martin Sellner, der mich im Café «Eiles» erwartet.

Im Café «Eiles» mit seinen Spiegeln und roten Samtnischen sitzt der junge Martin Sellner mit einem bärtigen WDR-Reporter zusammen, den er über Aktionismus und Gandhi belehrt. Der Reporter soll über die Identitären

Wiens berichten und über den «europäischen Rechtspopulismus». Ja, die Identitären sind im Gespräch. Soeben hat Mariam Lau über sie in der *Zeit* geschrieben, unter der sinnvollen Überschrift «Die Avant-Gestrigen».

Jawohl, die Identitären stehen an der Front zum Gestern und seinen Traditionen, sie blicken wie Walter Benjamins «Engel der Geschichte» auf einen wachsenden Trümmerhaufen, sie sehen die Opfer, und sie haben die europäische, die



Wo ist Gott zu suchen? Philosoph Heidegger.

abendländische Geistesgeschichte im Blick, die so rasend schnell verabschiedet und abgeworfen wird wie nutzloser Ballast. Mariam Lau über die Identitären: «Sie sind rechts und bedienen sich der Strategien der Linken.» Die Autorin bemüht sich um Gerechtigkeit, auch wenn sie von Ver-

Sollten Sie, liebe Herren vom Verfassungsschutz, nicht vielleicht doch sich selber beobachten?

bindungen zur Le-Pen-Truppe gefährlich raunt, und jedes Mal, wenn sie Sellner zu Wort kommen lässt, «behauptet er», statt dass er einfach «sagt», etwa, dass die Identitären einen scharfen Trennungsstrich zu Neonazis gezogen haben: «Wer bei uns einen Judenwitz erzählt», so Sellner, «fliegt sofort raus.»

Die Aktion der vergangenen Nacht: Die Identitären haben der zwanzig Meter hohen Statue der Kaiserin Maria Theresia eine schwarze Burka übergestülpt, eine Verhüllungsaktion im Stile des Aktionskünstlers Christo, wie sie erklären. Der US-Sender CNN hat die Sache gefilmt. Es sind wagemutige Burschen in ihren Zwanzigern, die mit einem Baukran und Schutzwesten und Scheinwerfern in der Nacht wie offizielle Stadtangestellte auf der Statue he-

rumturnten und ein Schild mit dem Schriftzug «Islamisierung – nein danke!» abstellten. Mariam Lau: «Strassentheater, Kunstblut und hippe Undercuts statt Springerstiefel und Glätze – die Identitären wollen nicht mit den Neonazis verwechselt werden. Auch wenn etliche aus ihren Reihen stammen. Offiziell distanzieren sie sich von Gewalt. Sind sie gefährlich?» Innerer Leserkommentar: Wahrscheinlich, sie verstellen sich, sie «behaupten» nur.

«Gipfel der Verlogenheit»

Worin aber besteht die Gefahr? In der Ablehnung einer beliebigen und prinzipienlosen Multikulti-Gesellschaft, der die Kanzlerin selber 2003 eine entschiedene Abfuhr erteilte? In einer gar nicht mehr so schleichenden und von vielen Politikern geleugneten Islamisierung, nach dem Motto der Grünen Göring-Eckardt: «Uns werden Menschen geschenkt»? Oder ist es nicht doch eine Unverschämtheit, gegen die Identitären gleich die Nazikeule zu ziehen und den Verfassungsschutz zu mobilisieren? Angela Merkel, zumindest die von 2003, würde hier eindeutig bejahen.

Damals rief sie dem hingerissen applaudierenden Parteivolk zu: «Manche unserer Gegner können es sich nicht verkneifen, uns in der Zuwanderungsdiskussion in die rechtsextreme Ecke zu rücken, nur weil wir im Zusammenhang mit Zuwanderung auf die Gefahr von Parallelgesellschaften aufmerksam machen.» Ach was?

Und sie fuhr fort: «Das, liebe Freunde, ist der Gipfel der Verlogenheit! Eine solche Scheinheiligkeit wird vor den Menschen wie ein Kartenhaus in sich zusammenbrechen. Deshalb werden wir auch weiter eine geregelte Steuerung und Begrenzung von Zuwanderung fordern!»

«Der Gipfel der Verlogenheit», der «Scheinheiligkeit»! Und nun? Die Drehung um 180 Grad ist wahrscheinlich die noch unverschämtere, weil arrogantere Haltung der Macht, ein willkürlicher politischer Scheinwerferschwenk, der es gar nicht mehr nötig hat, sich rational zu erklären, samt der Verdächtigungen und Schikanen gegen die Abtrünnigen von heute.

Aber immerhin: Die Identitären Wiens erinnern sich. Sie sind frei. Sie wildern. Sie sprengen Schablonen auf wie Eierschalen. Sie denken selbständig, ohne Angst vor der sozialen Ächtung als «rechts», das stets das «rechtspopulistisch» oder «rechtsradikal» oder eben den schlichten «Nazi» als Schatten mitführt und mittlerweile Berufsverbote und wirtschaftliche Erpressung und Boykottaufrufe gegen Anzeigenkunden nach sich ziehen kann nach dem Motto: «Kauft nicht bei Juden.»

Lesen Sie nächste Woche in Teil 2: Die wilden Identitären Wiens, die Land-Identitären Bayerns, die coolen Aktionisten Berlins – und die weise Einordnung der Szene bei einem Essen mit Romantik-Spezialist und Regierungskritiker Rüdiger Safranski.



Moral

Wie beweisen, dass man gut ist, wenn man nie vor der Wahl steht, entweder zwanzig Leute zu erschiessen oder selbst zu sterben?

Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Im Bericht einer Online-Zeitung über Trinkwassermangel wurde die Frage gestellt: «Würden Sie für Wasser töten?» Man konnte abstimmen, ich habe «Ja» geklickt. Vor zwei Jahren machte ich nämlich im Inneren Australiens die Erfahrung, wie schnell man in der Wüste unter einem existenziellen Durst zu leiden beginnt. Es ist ein Durst von völlig anderer Art, als man ihn in unseren Breitengraden normalerweise erlebt; seither schliesse ich nicht mehr aus, dass ich, wenn ich zusammen mit einem anderen in der Wüste in Not geriete, ihn nicht wegen des letzten Liters Wasser umbringen würde. 55 Prozent der Abstimmenden wollten das gleichfalls nicht ausschliessen und klickten gleichfalls

Und nur dann zählt ja das Gute: wenn es unter Gefahr und in der Not bewiesen wird.

«Ja». Da die in diesem Fall realistischste Option «Weiss nicht» nicht zur Verfügung stand, ergab sich also ein erstaunlicher Anteil von 45 Prozent Altruisten, die gemäss ihrer Selbsteinschätzung lieber verdursten würden, als jemanden umzubringen. An dieser hohen Zahl sind Zweifel berechtigt. Denn die Erfahrung zeigt, dass in Situationen, in denen Gruppen von Menschen in Lebensgefahr geraten, sich die Faustregel bewahrt, nach der 10 Prozent aller Menschen richtig gute Typen sind, 10 Prozent richtige Mistkerle und 80 Prozent indifferent. Wenn fünfzig Menschen in der australischen Wüste zu verdursten drohen, sind mit hoher Wahrscheinlichkeit fünf darunter, die bereit sind, für die anderen ihr Leben zu riskieren. Sie teilen ihr eigenes Wasser mit den Verletzten und hindern die fünf Mistkerle daran, die Wasserration der Babys zu stehlen. Wie sich die restlichen 80 Prozent der Gruppe verhalten, hängt von den Umständen ab. Solange die Lage bedrohlich, aber noch nicht hoffnungslos ist, werden einige zu den Mistkerlen überlaufen, andere zu den Guten, aber die meisten werden weder den Babys das Wasser stehlen noch ihre Wasserration mit den Verletzten teilen. Wenn sich die Situation verschlimmert und hoffnungslos zu werden droht, werden viele der Indifferenten dem Vorschlag der Mistkerle zustimmen, kein Wasser mehr an die Verletzten zu verschwenden. Sie sind jetzt dazu bereit, für Wasser zu töten. Wenn dann aber das letzte Wasser verbraucht ist und keine Hoffnung auf Rettung mehr besteht, werden die Indifferenten ange-

sichts des nahen Todes wieder altruistisch und verschenken ihren letzten Schluck.

Friedliche Welt des Überflusses

Wenn man also von den 45 Prozent der Nein-Stimmenden die 10 Prozent der guten Menschen abzieht, bleiben 35 Prozent, die sich für gute Menschen halten, die sich aber in einer Notsituation bestenfalls indifferent verhalten würden, schlimmstenfalls so wie die Mistkerle. Die Frage ist nun, warum so viele Menschen sich falsch einschätzen. Ich glaube, es liegt daran, dass es in unseren Gefilden seit siebzig Jahren ausserordentlich leicht ist, ein guter Mensch zu sein. Wir leben in einer weitgehend friedlichen Welt des Überflusses, in der es kaum Konflikte gibt, die einen zur Entscheidung zwingen, ob man einen Vorteil nutzen soll, auch wenn es einem anderen schadet. Selbst die Konkurrenzkämpfe im Beruf verlaufen in den meisten Branchen in geordneten Bahnen; es ist alles geregelt, alles wird beobachtet und wenn nötig im Mitarbeitergespräch besprochen. Der Kühlschrank ist gefüllt, das Konto gepolstert, die Ehe steht unter Aufsicht eines Therapeuten, und der Vorgesetzte ist ein Sozialdemokrat mit Schuld-komplexen. Unter solchen Umständen des fast völligen Fehlens moralischer Dilemmata und existenzieller Entscheidungen ist es geradezu schwierig, ein Mistkerl zu sein – andererseits wird man sozusagen gratis ein guter Mensch.

Das Gute ist wohlfeil, weil es ohne Anstrengung und ohne materielle Einbussen gelebt werden kann, mit Verlaub gesagt von jedem Trottel. Man müsste schon in den Südsudan fahren, um eine Ahnung davon zu bekommen, wie schwierig es ist, unter widrigen Umständen ein guter Mensch zu sein. Und nur dann zählt ja das Gute: wenn es unter Gefahr und in der Not bewiesen wird. Wie aber könnten diese 35 Prozent Nein-Stimmenden beweisen, dass sie gute Menschen sind? Den Beweis zu erbringen, ist nahezu unmöglich in einer Gesellschaft, in der das Überleben in einem so hohen Mass gesichert ist, dass den meisten Menschen bis zu ihrem Tod gar nie bewusst wird, dass sie einen Überlebens-trieb haben. Wie beweisen, dass man gut ist, wenn man nie vor der Wahl steht, entweder zwanzig Leute zu erschiessen oder selbst zu sterben? Entweder einen Freund zu verraten oder gefoltert zu werden?

Es ist eine merkwürdige Tatsache, dass freiheitliche, demokratische Wohlstandsgesellschaften den tätigen Beweis der moralischen Integrität erschweren oder sogar verunmögli-

chen. Natürlich kann man, wenn man darunter leidet, in den Südsudan fahren und sich um Kranke und Verwundete kümmern. Aber es ist andererseits auch eine Zumutung, um die halbe Erde reisen zu müssen, nur um zu beweisen, dass man sich nicht nur für einen guten Menschen hält, sondern es auch ist. Also bleiben die meisten zu Hause, spenden für Médecins sans Frontières, stimmen für mehr Einwanderung, und bei einer Online-Umfrage «Würden Sie für Wasser töten?» klicken sie fast wütend auf «Nein». Das alles ist manchmal für andere schwer zu verstehen, aber ich werbe für ein wenig Mitleid: Es ist wirklich ein Problem, die eigene Moral nicht unter Beweis stellen zu können, und natürlich führt es dazu, dass man inflationär gut zu werden beginnt. Am Schluss lebt man gemeinsam mit anderen inflationär Guten in einer Moralblase, die wie jede Blase keine Substanz hat, die aber durch ihre imposante Aufgeblasenheit imponiert.

Ich persönlich weiss nicht, ob ich ein guter Mensch bin. Ich habe einmal jemanden verraten, in meiner Jugend, und es hatte für die Person Folgen – seither bin ich eher skeptisch, was meine moralische Integrität betrifft. Diese Skepsis hat aber auch etwas Befreiendes: Sie erspart mir den Wunsch, gut zu sein. Vielleicht geht es den anderen 55 Prozent Ja-Stimmenden ähnlich: Es ist unter den gegebenen Umständen wirklicher, zu seiner moralischen Unzuverlässigkeit zu stehen und nichts anderes anzustreben als ein Leben in der Ungewissheit, ob man, wenn es hart auf hart kommt, nicht vielleicht zu den 10 Prozent Mistkerlen gehört. Wenn die moralischen Grundsätze, die man sich selber zuschreibt, nicht unter Beweis gestellt werden müssen oder können, ist der Zweifel, ob man diesen Grundsätzen im Notfall treu bliebe, womöglich ethischer als das Gutsein selbst.

Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Manitoba» (Galiani-Verlag). Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.





Sündenbock Israel: US-Aussenminister Kerry (r.), israelischer Ministerpräsident Netanjahu.



Maximale Vorbedingungen: Stadtteil At-Tur in

Netanjahus Hoffnungsträger

Jerusalem, Siedlungspolitik, Uno-Resolution: Wie der amerikanische Präsident Barak Obama in seinen letzten Amtstagen die Friedenssuche von Israelis und Palästinensern erschwert und was sein Nachfolger Donald Trump besser machen kann. *Von Pierre Heumann*

Das Kabinett von Premier Benjamin Netanjahu kann es kaum noch erwarten, bis Donald Trump am 20. Januar im Weissen Haus das Zepter übernimmt. Jerusalems Hoffnungsträger bezeichnet sich als Israels «bester Freund» in Washington und wirft Obama eine Haltung «totaler Verachtung und Respektlosigkeit» gegenüber Israel vor. Israel-kritische Uno-Resolutionen werde seine Regierung nicht zulassen, stellt Trump in Aussicht und verspricht allerhand. Sein Schwiegersohn Jared Kushner, ein frommer Jude, werde ihn in der Nahostfrage beraten.

Als Botschafter schickt Trump einen Mann nach Israel, der Siedlungen unterstützt: David Friedman. Friedman leitet eine Stiftung, die in den USA Gelder für die Siedlung Bet El sammelt. Im Auftrag des gewählten Präsidenten will er die amerikanische Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem verlegen. Ein Team sei dort bereits auf der Suche nach Immobilienobjekten, kolportieren Medien in Washington. Im State Department weiss man davon allerdings nichts.

Ob Trump die Botschaft tatsächlich nach Jerusalem verschiebt, ist eine andere Frage. Vor ihm hatten das in ihren Wahlkämpfen bereits Bill Clinton und George W. Bush versprochen; sie änderten nach dem Einzug ins Weisse Haus aber ihre Meinung – aus Respekt vor der arabischen Reaktion.

Auch wenn Trumps Politik noch unklar ist: Obama sei jetzt Geschichte, frohlockt Netanjahus Kulturministerin, und der Erziehungsminister will die Gunst der Stunde für ein Gesetz nutzen, mit dem grosse Teile des Westjordanlands annektiert werden sollen.

«Obama» ist in Jerusalem schon fast ein Schimpfwort. Er hat mit Netanjahu zwar ein rekordverdächtiges, 38 Milliarden Dollar schweres Rüstungspaket unterschrieben. Aber die letzten Tage seiner Regierungszeit benutzen er und sein Team, um Israel noch einmal gründlich die Leviten zu lesen. Im Uno-Sicherheitsrat verzichtete Obama kurz vor Weihnachten darauf, eine Resolution zu verhindern, in der Israel zu einem vollständigen Siedlungsstopp in den besetzten Palästinensergebieten aufgefordert wird. Dass dabei auch Ostjerusalem als besetztes Gebiet bezeichnet wird, empfindet man in Jerusalem als «absurd». Und dass Obama die Resolution nicht mit einem Veto verhinderte, ist für Netanjahu ein Verrat. Zumal George W. Bush in einem Briefverkehr mit dem damaligen Premier Ariel Scharon zugesichert hatte, dass Ostjerusalem und dessen Umgebung zu Israel geschlagen würden, sollte es eines Tages zur Zweistaatenlösung kommen.

Kaum war die Uno-Resolution angenommen, doppelte Obamas Aussenminister Kerry in einer mehr als einstündigen Rede nach. Un-

verblümt machte John Kerry Israel für das Scheitern des Friedensprozesses verantwortlich. Kerry rechnete vor, dass die Zahl der Siedler im Westjordanland seit Obamas Amtsantritt um 100 000 gestiegen sei. Das, so mahnte er, könnte die angestrebte Zweistaatenlösung verhindern. Zudem rüffelte Kerry das israelische Kabinett: Nie zuvor sei in Jerusalem eine Regierung an der Macht gewesen, die weiter rechts politisiert habe. Das ist durchaus richtig, aber die Bemerkung sei erlaubt: Es ist nachvollziehbar, dass die Wähler in einem Staat nach rechts rutschen, der während Jahren von Dschihadisten terrorisiert worden ist. Das könnten demnächst auch Länder wie Deutschland oder Frankreich erfahren.

Zugeständnisse wurden nicht honoriert

Zurück zu Obama und in den Nahen Osten: Das Thema «Siedlungen» brachte Obama gleich beim ersten Treffen mit Netanjahu im Oval Office vor acht Jahren auf. Um die Zweistaatenlösung aufrechtzuerhalten, sei es höchste Zeit, dass die Bautätigkeit in den Siedlungen eingestellt werde, sagte Obama. Denn die Wurzel aller Probleme im Nahen Osten sei der israelisch-palästinensische Streit. Obamas Credo: Stabilität im Mittleren Osten lasse sich erst erreichen, wenn dieser Konflikt gelöst werde. Der Baustopp in den Siedlungen war für ihn eine



Ostjerusalem.



Schwindender Einfluss im Orient: US-Präsident Obama (l.), Palästinenserchef Abbas.

Vorbedingung für Verhandlungen zwischen Israel und Palästinensern. Damit war Obama radikaler als der ehemalige Palästinenserführer Jassir Arafat. Dieser hatte toleriert, dass während Verhandlungen in den Westjordanland-Siedlungen weiter gebaut wurde.

Obamas Forderung nach einem Baustopp radikalisierte Mahmud Abbas, Arafats Nachfolger. Er passte seine Haltung derjenigen Obamas an. Abbas konnte ja nicht «weniger palästinensisch sein als Obama», sagt Elliot Abrams vom Council on Foreign Relations, einer der einflussreichsten Denkfabriken Amerikas.

Mit anderen Worten: Obama hat Abbas dazu verleitet, seine Forderungen auf ein Maximum hochzuschrauben. Gleichzeitig hielt er an einer Strategie fest, die in den neunziger Jahren im Trend lag: die Zweistaatenlösung. Sie wurde in einer Zeit verfolgt, als der Mittlere Osten stabil war und Diktatoren ihre Länder zusammenhielten. Damals galt die Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts als Schlüssel zum regionalen Frieden.

Das ist inzwischen längst nicht mehr der Fall. Eine Einigung im betreffenden Konflikt würde das Chaos in der Region nicht beenden. Denn das Scheitern von Staaten wie Syrien, Libyen oder Jemen und der Aufstieg des Islamischen Staates blieben davon unbeeinflusst: Sie haben nichts mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt zu tun. Sehr wohl aber mit Obamas Nahostpolitik.

Amerikas Einfluss im Orient ist so gering wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Während Obama seine Ambitionen im grössten Teil des Orients massiv reduzierte, konzentriert er sich nur noch auf einen einzigen Krisenherd, obwohl dieser für das Elend in der Region irrelevant ist.

Washingtons historische Alliierten im Mittleren Osten – vor allem Saudi-Arabien und Israel – hat Obama enttäuscht, verraten, im Stich gelassen. Er wollte eine politische Lösung der Syrien-Krise; jetzt bestimmt Moskau das Geschehen und stützt Baschar al-Assad, den Despoten, dessen Ende Obama zuvor gefordert hatte. Obama versagte den Iranern, die im Jahr 2009 mit der Grünen Revolution den Aufstand gegen die Mullahs gewagt hatten, die Hilfe. Später schloss er aber mit Teheran den Atom-Deal und erklärte, dass er damit die Ajatollahs gezähmt habe.

Doch es kam bekanntlich anders: Der Iran stieg zur schiitischen Regionalmacht auf und ängstigt jetzt Washingtons sunnitische Freunde, die Golfstaaten. Die Islamische Republik destabilisiert mit ihren Waffen und Truppen

Mit seinen Forderungen ist Obama radikaler als der ehemalige Palästinenserführer Jassir Arafat.

zudem den Irak, Syrien und Jemen. Obama hatte auch versprochen, den Dschihad zu beenden. Stattdessen ziehen weltweit Islamisten ihre Blutspur. Und doch: Obama betrachtet – im Gleichklang mit der Uno – Israel als den grössten Störfaktor im Nahen Osten. Er macht Israel, das neben Jordanien einzige stabile Land im Nahen Osten, zum Sündenbock. Die Proportionen scheinen hierbei völlig verlorengegangen zu sein.

Doch selbst wenn er damit recht hätte: Er übersieht dabei, dass Israels Vorleistungen für den Frieden von den Palästinensern nie honoriert wurden. Im Jahr 2005 räumte Israel zum Beispiel den Gazastreifen und zwang alle rund 8000 Siedler, den Küstenstreifen zu ver-

lassen. Zum Dank gab es Raketen aus Gaza. Statt mit den reichlich fließenden Hilfsgeldern aus dem Westen die Wirtschaft des Küstenstreifens aufzubauen, legte die radikalislamische Hamas Angriffstunnel an. In Israel lernte man: Zugeständnisse zahlen sich nicht aus.

Frieden ohne Uno-Diktat

Um die Palästinenser an den Verhandlungstisch zu locken, war Netanjahu auf Bestreben Obamas zu einem Einfrieren der Siedlungsaktivitäten bereit. Im November 2009 verfügte er ein zehn Monate dauerndes Moratorium (von dem er Ostjerusalem ausnahm). Doch die Palästinenser liessen sich durch diese Vorleistung nicht überzeugen. Abbas blieb stur, und er liess das Moratorium ungenutzt ablaufen.

Doch eigentlich war das keine Überraschung – zumindest nicht in Jerusalem. Denn Abbas hat in den letzten acht Jahren mindestens zwei israelische Friedensofferten in den Wind geschlagen. Sie glichen übrigens jenen Friedensvorschlägen, die von Kerry letzte Woche vorgelegt wurden.

Jetzt sei ein Frieden noch schwieriger geworden, befürchtet der emeritierte Harvard-Rechtsprofessor Alan Dershowitz, der nicht nur Israel, sondern auch Obama und der Demokratischen Partei sehr nahe steht. Die Palästinenser seien nun mehr denn je überzeugt, dass sie an die Aufnahme von Verhandlungen maximale Vorbedingungen knüpfen können. Sein Vorschlag für die Ära Trump: Der amerikanische Kongress solle sich von dieser jüngsten «destruktiven» Resolution distanzieren. Das würde implizieren, dass Frieden nicht durch die Uno diktiert werden könne. Sondern nur durch direkte Verhandlungen von Israel und Palästinensern. ○



7. Festival Next Generation in Bad Ragaz

Rendez-vous mit den Stars von morgen

Die besten Nachwuchsmusiker der Welt zeigen am Festival Next Generation im Kursaal des «Grand Resort Bad Ragaz» ihr Können. Erleben Sie die jungen Talente im bewusst kleingehaltenen Zirkel bei einer exklusiven Klavier-Matinée mit anschliessendem Künstlerlunch.

Bereits zum siebten Mal geht das Klassikfestival vom 10. bis 17. Februar 2017 mit einer erlesenen Auswahl hochtalentierter internationaler Nachwuchskünstler über die Bühne, die das Potenzial besitzen, zur Elite von morgen zu zählen. Der Bernhard-Simon-Saal und der Musiksalon im denkmalgeschützten Palais des «Grand Resort Bad Ragaz» bieten den ehrwürdigen Rahmen für die erstklassigen Konzertdarbietungen.

Die Stars der Klavier-Matinée in diesem Angebot sind die 19-jährige Aurelia Shimkus («Echo Klassik»-Preisträgerin des Jahres 2016), der 23-jährige Dmytro Choni (Preisträger San Marino und Triest) und als Neuentdeckung der erst 15-jährige Robert Neumann. Beim anschliessenden 3-Gang-Lunch

im mediterranen Restaurant «Olives d'Or» haben Sie Gelegenheit, mit den Solisten und dem Festival-Intendanten Drazen Domjanic in einen anregenden Dialog zu treten.

Mit seiner grossartigen Gastronomie und dem europaweit führenden Spa-Bereich mit eigener Thermalquelle ist das «Grand Resort Bad Ragaz» nicht nur die ideale Plattform für hochkarätige Darbietungen und generationenübergreifende Begegnungen, sondern auch eine Oase der Erholung und der kulinarischen Genüsse. Kurz: ein Fest für alle Sinne.

Weltwoche-Spezialangebot

7. Festival Next Generation Klavier-Matinée und Künstlerlunch

Datum und Ort:

Sonntag, 12. Februar 2017, im Kursaal des «Grand Resort Bad Ragaz»

Programm:

11 Uhr: Konzert «Sieben Tastentiger, Teil 1» mit Aurelia Shimkus, Robert Neumann und Dmytro Choni.

12.45 Uhr: 3-Gang-Lunch im Restaurant «Olives d'Or»

Spezialpreis:

Fr. 115.– pro Person

Reservation:

Buchen Sie Ihren Platz telefonisch über Tel. 081 303 20 04 oder per Mail unter info@festivalnextgeneration.com. Bitte Stichwort «Platinclub» angeben.

Veranstalter:

Verein Festival Next Generation
c/o Grand Resort Bad Ragaz
7310 Bad Ragaz
www.festivalnextgeneration.com
www.resortragaz.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



«Zweistaatenlösung ist unrealistisch»

Nach Obamas Versagen lasse sich die Zweistaatenlösung als Ausweg im Nahostkonflikt bis auf weiteres nicht mehr umsetzen, sagt der israelische Schriftsteller Abraham B. Yehoshua.

Für die israelisch-palästinensische Koexistenz sei ein neues Denken notwendig. *Von Pierre Heumann*

Als Mitbegründer der Friedensbewegung trat er vehement für das Recht der Palästinenser auf einen eigenen Staat ein. Doch nun sorgt der israelische Autor Abraham B. Yehoshua für Schlagzeilen, nachdem er sich in Radio-interviews und in der Tageszeitung *Haaretz* von der Zweistaatenlösung distanziert hat. Warum dieser Meinungsumschwung?

Herr Yehoshua, Sprechen Sie den Palästinensern das Recht auf einen Staat ab?

Ich sehe, dass die Realisierung der Zweistaatenlösung immer schwieriger wird. Wer das Westjordanland kennt, der hat die Illusion abgelegt, dass es hier in nützlicher Frist zwei Staaten für zwei Völker geben wird. Das ist unmöglich geworden.

Weshalb?

Was seit den siebziger Jahren geschah, lässt sich nicht mehr umkehren. Bereits leben 450 000 Israelis in den besetzten Gebieten. Es ist unmöglich, sie aus ihren Häusern zu vertreiben. Und immer mehr Menschen denken wie ich, dass das, was die Siedler geschaffen und erzwungen haben, nicht reversibel ist.

Der ehemalige Friedenskämpfer spricht sich für die Verewigung der Besetzung aus?

Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass die Zweistaatenlösung die beste und die gerechteste Lösung wäre. Aber sie ist nicht mehr realistisch. Ich suche deshalb nach Wegen, die Auswirkungen der Besetzung für die Palästinenser erträglicher zu machen. Man mag das als faulen Kompromiss ablehnen. Aber ich behaupte, dass ein neues Denken nötig ist. Dieses muss berücksichtigen, dass sich die Zweistaatenlösung bis auf weiteres nicht umsetzen lässt.

Was schlagen Sie vor?

Ich erinnere Sie zunächst an die Aufteilung des Westjordanlands. Die meisten Palästinenser leben im Gebiet der palästinensischen Autonomiebehörde. Dazu gehören alle palästinensischen Städte und einige Dörfer. Dort sind die palästinensischen Behörden zuständig für die zivile Verwaltung und teilweise auch für die Sicherheit. Das wurde im Oslo-Vertrag von 1993 so geregelt. Rund 100 000 Palästinenser wohnen in Gebieten, in denen auch Siedler leben. Das ist die sogenannte Zone C, in der palästinensische Behörden keine Kompetenzen haben. Dort sind diese 100 000 Palästinenser täglich mit der israelischen Besetzung kon-



«Gleiche Rechte»: Konfliktzone Westjordanland.

frontiert, sowohl mit der Armee als auch mit den Siedlern. Diese 100 000 Palästinenser sollten von Israel ein Aufenthaltsrecht erhalten. Für Siedler und Palästinenser würde dort dann dasselbe Recht gelten.

Was würde das beinhalten?

Dazu sollten zum Beispiel die Sozial- und die Arbeitslosenversicherung oder der Zugang zu unseren Spitälern gehören und natürlich auch die Bewegungsfreiheit. Zudem hätten sie damit gegenüber israelischen Behörden und der israelischen Justiz einen besseren Status. Damit erhielten sie die gleichen Rechte wie die palästinensischen Bewohner Ostjerusalems.

Das tönt wie ein Trostpflaster für fehlende Selbstbestimmung.

Mein Vorschlag würde verhindern, dass Israel palästinensisches Land enteignen kann. Wenn nicht ganz, so würde er es im Vergleich zu heute wenigstens erschweren.

Mit dieser Politik verhelfen Sie doch der Rechten zum Sieg, die mit vollendeten Taten den Staat Palästina verhindern will.

Ich würde eher von einem Pyrrhussieg sprechen. Denn mein Vorschlag sieht die Integration von Palästinensern vor, was Siedler und deren politische Vertreter in der Regel strikt ablehnen. Es geht mir darum, für die Palästinenser das Ausmass des Schadens, der

durch die Besetzung verursacht wird, auf ein Minimum zu beschränken.

Das klingt so, als ob Sie die palästinensischen Gebiete, in denen Siedler wohnen, annektieren wollten.

Ganz und gar nicht. Der rechtliche Status dieser Gebiete bliebe im Vergleich zu heute unverändert.

Auf immer und ewig?

Die Zukunft dieser umstrittenen Gebiete müsste im Rahmen der künftigen Friedensverhandlungen geklärt und bestimmt werden. Bis es so weit ist, müssen wir dringend die humanitäre Lage der Palästinenser verbessern. Das Besatzungsgift soll abgebaut werden.

Die Besetzung würde damit perpetuiert. Deshalb hat Barack Obama in seinen letzten Tagen als US-Präsident nochmals Druck gemacht, indem er im Uno-Sicherheitsrat die Resolution zuliess, die die Siedlungen als Friedenshindernis anprangert.

Obama ist schwach. Er konnte in der syrischen Tragödie kein einziges Kind aus der Hölle von Aleppo retten. Und den Palästina-konflikt hätte er in den vergangenen acht Jahren lösen oder zumindest entschärfen können, statt seinen Aussenminister jetzt grosse Reden schwingen zu lassen.

Was hätte er tun sollen?

Es gibt genügend Möglichkeiten, unsere Regierung unter Druck zu setzen. So hätte er etwa die Lieferung von Kriegsflugzeugen an die Bedingung knüpfen können, den Palästinensern entgegenzukommen. Gleichzeitig hätte er aber auch die Palästinenser dazu bringen müssen, kompromissbereiter zu sein.

Hand aufs Herz: Fühlen Sie sich in Israel als Mitbegründer der Friedensbewegung noch zu Hause, wenn die Besetzung anhält?

Warum nicht? So ist eben der Mensch. Was er nicht sehen will, sieht er nicht. Das trifft nicht nur auf die Besetzung zu. Nehmen Sie zum Beispiel die Armut. Es gibt sie überall auf der Welt, aber sie wird ignoriert, indem man sich sagt: «Dafür bin ich nicht verantwortlich.» Der Trend zur Unsolidarität ist ein globales Phänomen.



Abraham B. Yehoshua, 80, zählt zu den bekanntesten und beliebtesten Schriftstellern Israels.

Fredys Mission in Afrika

«Gipfelkönig» Fredy Hiestand hilft «Ananaskönig» Johann Dähler, seine verlorenen Plantagen in der Elfenbeinküste wiederaufzubauen. In neuartigen Mischkulturen produziert der Backwarenponier biologische Lebensmittel, darunter Kakao für seine Schokogipfel. *Von Philipp Gut (Text und Bilder)*

Stundenlang fliegen wir über die Wüste, die mal bräunlich, mal rötlich schimmert, gemasert ist, gewellt wie der Sand im Meer, dunkle Flecken markieren die Schatten vereinzelter Wolken. Dann wird die Erde grüner, und als wir in Abidjan – Millionenstadt am Atlantik, altes koloniales Zentrum der Franzosen – aus dem Airbus steigen, sind wir in den Tropen, 33 Grad, die trockenen Schleimhäute atmen erleichtert die feuchte Luft. Johann Dähler und sein Chauffeur, der einige Brocken Schweizerdeutsch spricht («Huere Siech»), holen uns ab. Nach einer Nacht im Hotel fahren wir am nächsten Morgen ins Landesinnere, vorbei an einem Denkmal für Bundesrat Paul Chaudet, der hier einst zusammen mit Félix Houphouët-Boigny, dem langjährigen Präsidenten der Elfenbeinküste, die Autobahn Richtung Norden einweihte. Schweizer Firmen haben die Strasse gebaut. Sie ist noch heute in tadellosem Zustand.

Nach knapp zwei Stunden Fahrt biegen wir einige Kilometer nach der Stadt Tiassalé auf Dählers Farm ein, «Swiss Tropical Fruit» markiert eine Tafel, ein Wächter öffnet das grüne Tor. Als wir aus dem Auto steigen, grosser Bahnhof: Die Stadtmusik von Tiassalé intoniert die ivorische und die schweizerische Nationalhymne, die Mitarbeiter winken zur Begrüssung, das Kader steht Spalier. Etwas abseits kleben Dutzende Kinder unter einem grossen Baum wie ein Schwarm von Schwämmen.

Die Feier beschliesst ein Gottesdienst, einer der besonderen Art: Links sitzen die Christen in den Bänken, rechts die Muslime auf dem Teppich. Das Gotteshaus – nicht Kirche, nicht Moschee, sondern beides zugleich – ist der Stolz der Einheimischen. Ein katholischer und ein protes-

Durch Bürgerkrieg, wirtschaftliche Unbill, menschliche Tücke verlor er alles: Plantagen, Häuser, Heimat.

tantischer Pfarrer sowie ein Imam danken ihrem Gott – und sie danken vor allem dafür, dass er Fredy geschickt hat. Alfred «Fredy» Hiestand.

Die Geschichte, die auf diesen Seiten erzählt wird, hat wenn nichts Göttliches, so doch etwas Märchenhaftes: Es ist die Geschichte zweier Könige, die Geschichte von «Ananaskönig» Johann Dähler und von «Gipfelkönig» Fredy Hiestand. Dähler, bekannt geworden durch

mehrere Dokumentarfilme des Schweizer Fernsehens, war einst der grösste Ananas-Exporteur des Landes; durch Bürgerkrieg, wirtschaftliche Unbill, menschliche Tücke verlor er alles: Plantagen, Häuser, Heimat. Denn hier an der Elfenbeinküste lebte der Bauer und Unternehmer mit thurgauisch-appenzellischen Wurzeln seit Jahrzehnten, hier wurden seine Kinder geboren, hier arbeitete er sich von der Hilfskraft zum Grossgrundbesitzer hoch.

Im April 2000 musste Dähler mit seiner Familie Hals über Kopf fliehen, die lange als westafrikanischer Musterstaat geltende Côte d'Ivoire versank in Kämpfen und Chaos, sie warfen das Land um Jahre zurück. Vorübergehend regierten zwei Präsidenten gleichzeitig. Mit der Eidgenossenschaft und der Direktion



Hoffnung: Bio-Wald auf Dählers Farm an der Elfenbeinküste.

für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) liegt Dähler noch immer im Clinch, wegen eines vertraglich zugesicherten, aber nicht bezahlten Kredits, dessen Ausbleiben ihm den Schnauf nahm. Dähler plant sogar einen Spielfilm über sein Leben. Der grosse Mathias Gnädinger, jetzt tot, wollte die Hauptrolle übernehmen.

Doch mit Dähler geht es wieder aufwärts – und hier kommt der andere König ins Spiel, Gipfelkönig Hiestand. Dieser hat Dähler mit Millionen unter die Arme gegriffen und ihn gerettet, gleich zweimal. Der ehemalige Ananaskönig baute nämlich in Costa Rica wieder einen Betrieb auf und geriet auch dort in finanzielle Schwierigkeiten. Buchstäblich in letzter Minute suchte er Hiestand, den er zuvor persönlich gar nicht gekannt hatte, in der Schweiz auf. Dass man diesen, wie ihn selbst, «König» nenne, habe ihm irgendwie Vertrauen eingeflösst. Hiestand gewährte Dähler tatsäch-

lich den dringend benötigten Kredit und bewahrte ihn so vor dem zweiten Totalabsturz innert weniger Jahre. «Das hätte ich nicht überlebt», sagt Dähler.

Tropischer Garten

Es blieb freilich nicht bei der Unterstützung in Costa Rica: Mit Hiestands Hilfe baut Dähler die Plantagen in der Elfenbeinküste wieder auf. Als er 2012 zurückkam, sassen Usurpatoren auf dem Land, in seiner Villa hockten fremde Herren am Tisch. Von einstmalig 280 Hektaren an Gummibäumen sind heute noch 12 Hektaren übrig. Die riesigen Ananaskulturen von mehreren tausend Hektaren sind verschwunden. Dähler glaubt nicht, dass die Ananas in Côte d'Ivoire eine Zukunft haben wird, der Weltmarkt spielt längst anderswo, doch Kautschuk und Kakao liegen im Trend. Grosskonzerne wie Nestlé, Barry Callebaut und Mars fördern den Kakaoanbau, davon profitieren die Einheimischen, aber auch Johann Dähler, der Setzlinge züchtet und verkauft.

Fünfhundert Hektaren Land hat Dähler bereits wieder aufgeforstet. Das Kernstück aber ist «Fredy's Plantation», eine neuartige Mischkultur auf biologischer Basis, die seinem Retter und Freund Hiestand gehört. Agroforst nennt sich das in der Fachsprache. Bis jetzt sind es 100 Hektaren. Hiestands Vision ist es, dass er viele Nachahmer findet und dass es einmal 10 000 Hektaren im ganzen Land sein werden.

Worum es sich dabei genau handelt, erfahre ich auf einer Tour mit dem Pick-up im Gelände. Am Steuer sitzt Luca, ein junger Schweizer Agroingenieur, den die Einheimischen «le jeune patron» nennen, Fredy Hiestand neben ihm, Johann Dähler und ich stehen hinten auf der Ladefläche und lassen uns den Fahrtwind ins Gesicht blasen. Plötzlich lässt Hiestand das Auto stoppen, er hat am Wegrand in einem Busch ein Nest gesehen und einen kleinen gelbroten Vogel. Wir fahren vorbei an künstlichen kleinen Seen, später sollen hier Gäste Bootstouren machen und fischen können.

Nach etwa zehn Minuten Fahrt über die holprige Landwirtschaftsstrasse zeigt ein über den Weg gespanntes Schild den Beginn von «Fredy's Plantation» an. Der Unterschied sticht ins Auge: Die Monokulturen ringsum wirken im Vergleich dazu fast kahl. Hier nun ist alles grün, dicht, lebendig, man wähnt sich in einem tropischen Garten. Wir treffen Antoine, den schwar-



«Afrika braucht Unternehmer»: Johann Dähler (links), Fredy Hiestand.

zen Chef von «Fredy's Plantation», gelbes Hemd, Spitzhut, Gummistiefel. Er umarmt «Monsieur Fredy», wie ihn die Einheimischen nennen, und ich frage ihn, worin sich die Arbeit im *agroforest* von seiner bisherigen Tätigkeit unterscheidet. Er habe vierzig Jahre Erfahrung in der Land- und Forstwirtschaft, erzählt Antoine, er habe mit Ananas und in Baumschulen gearbeitet. Aber so eine Mischkultur habe er «noch nie erlebt». Bei Monokulturen könne man einfach einem Programm folgen, hier müsse man ständig dazulernen. Jede Pflanze habe eigene Bedürfnisse, die Pflege, der Schnitt, das Timing – alles unterscheidet sich. Man sei viel mehr gefordert als mit herkömmlichen Kulturen.

«Jede Pflanze hilft der anderen Pflanze»

Über zwanzig verschiedene Pflanzenarten enthält «Fredy's Plantation». Drei Reihen mit unterschiedlicher Bepflanzung wechseln sich ab, die vierte ist wieder gleich wie die erste. Zur horizontalen Abwechslung kommt die vertikale. Es gibt vier verschiedene Etagen: zuunterst der Kakao, dann Fruchtbäume wie Bananenstauden sowie Cashewnüsse, schliesslich Gummi- und Teakbäume und zuoberst, über allem thronend, weitere Holzbäume. Die ersten Pflanzen wurden im Mai 2014 gesetzt, und wenn sie einmal ihre volle Grösse erreicht

haben, wird die Plantage aus der Luft betrachtet wie ein Wald aussehen. Kein «Herz der Finsternis», sondern eine grüne Lunge der Vielfalt und der Nachhaltigkeit.

Wir fahren weiter und stossen auf eine Gruppe von Frauen, die mit Macheten das Elefanten-

Es ist kein «Herz der Finsternis», sondern eine grüne Lunge der Vielfalt und der Nachhaltigkeit.

gras zwischen den Reihen schneiden. Eine Knochenarbeit, in gebückter Haltung, bei dieser Hitze. Gegen die Sonne, gegen Insekten und kratzende Äste schützen sie sich mit mehreren Kleiderschichten und Kopftüchern. Ihre Arbeit gehört zum Konzept des Agroforsts: Die ganze Biomasse, die anfällt, wird wiederverwendet, Dünger gibt es nicht. «Jede Pflanze hilft der anderen Pflanze», erklärt Johann Dähler. Der Stamm von Bananenstauden etwa wird längs geteilt und mit der Schnittfläche nach unten unter die Bäume gelegt. Das hält den Boden feucht und versorgt ihn mit Nährstoffen. Zugleich wird das Unkraut unterdrückt.

Manche Pflanzen, wie der Baobab, der Affenbrotbaum, sind noch winzig, einst werden sie riesig sein. Andere sind schon ausgewachsen

und können geerntet werden. Antoine schneidet uns mit der Machete eine Papaya vom Baum und gibt sie uns zu probieren. Nie schmeckte sie besser als hier auf dem Feld! Ein paar Reihen weiter treffen wir Etienne; der Landarbeiter demonstriert, wie man Maniok erntet. Er haut den Stängel mit der Machete ab, schneidet ihn in Stücke und legt diese unter die Bäume und Sträucher. Mit einer Hacke gräbt er die Knolle aus, auch diese dürfen wir kosten, roh schmeckt sie allerdings nicht besonders.

Antoines grösste Sorge ist die Bewässerung. Besonders die Kakaopflanzen brauchen viel Feuchtigkeit. Mit Zisternenwagen und Schläuchen wird das Wasser ausgebracht, zwei bis vier Liter pro Bäumchen. Der Aufwand für die Mischkulturen ist gewaltig, das weiss auch Fredy Hiestand. In den ersten Jahren gebe es noch keinen Ertrag. Der Personalbestand betrage aber bereits gegen 150 Leute, und die müssten natürlich bezahlt sein. «Das können sich nicht viele leisten.» Doch sein Ziel sei es, zu beweisen, dass man mit Mischkulturen Geld verdienen könne.

Einen Teil der biologischen Kakaoproduktion will Hiestand für seine Schoggigipfel verwenden, die er in seinem Unternehmen Fredy's in der Schweiz produziert. Wenn «Bio» draufstehe, sei oft nicht «Bio» drin, sagt er. In-



Zwanzig verschiedene Pflanzenarten: Etienne und Antoine mit Maniokknollen.

dem er den Kakao auf der eigenen Plantage selbst herstellt, hat er die Kontrolle, dass wirklich alles natürlich ist.

Nach der Rückkehr von unserer Tour entbrennt beim Sundowner in Dählers Farmhaus eine angeregte Debatte. Der Hausherr macht kein Hehl daraus, dass er selbst die Monokultur bevorzugen würde, da sie wirtschaftlicher sei. Er würde nur Gummibäume pflanzen, das sei am sichersten. Hiestand wendet ein, Monokulturen seien anfälliger für Krankheiten. Doch

Der Gin steht dafür, dass der Gast sich abkühlt und mit sauberen Füßen ins Haus tritt.

auch Dähler ist überzeugt, dass die «Bio-Nischenprodukte» von «Fredy's Plantation» Erfolg haben werden. Wer genau wissen wolle, woher ein Produkt stamme und wie es produziert worden sei, der werde dafür auch einen angemessenen Preis zahlen.

«Dieu est pour tout le monde»

Am nächsten Tag besuchen wir ein traditionelles Dorf am Rand der Plantagen, «Mafia» heisst es; der Name hat nichts mit der kriminellen Organisation aus Italien zu tun, sondern stammt von einem gleichnamigen Flüsschen in der Nähe. Die Hütten sind aus Lehm gebaut, Beton gibt es keinen, Autos erst recht nicht. Die Männer sitzen auf blauen Plastikstühlen im Kreis unter einem grossen Akazienbaum. Uns werden drei Plätze vis-à-vis des Dorfchefs und seiner zwei *sous-chefs* zugewiesen, die mit Stoffen ausgelegt sind. Der Chef trägt ein glänzendes Gewand – gelb, rot, weiss –, die übrigen Bewohner erscheinen in T-Shirt

und Jeans oder Röcken. Die Frauen stehen etwas abseits. Zur Begrüssung vollführen sie einen Tanz, begleitet von Trommeln.

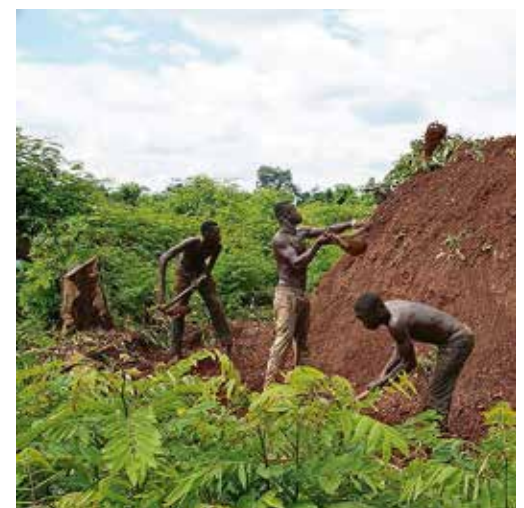
Wir tauschen Geschenke aus, vor uns auf dem Boden liegt eine Flasche Gin, ein Präsent mit Symbolcharakter: Es steht dafür, dass der Gast sich abkühlt und mit sauberen Füßen ins Haus tritt. Überdies erhalten wir einen lebendigen Hahn, die Beine sind ihm zusammengebunden. Wir sollen ihn später zum Mittagessen verspeisen, geben ihn dann aber den Hennen auf der Farm zur Unterhaltung ins Gehege.

Das Gespräch mit dem Dorfvorsitzenden verläuft nach strengen Regeln. Wir sprechen nicht direkt miteinander, sondern beide Seiten haben eine Art Botschafter und Übersetzer, die die Aussagen aufnehmen und überbringen. Über diese zwei Zwischenstationen werden wir gefragt, welche Neuigkeiten es gebe. Fredy Hiestand ergreift die Gelegenheit, um sein grosses Anliegen vorzutragen: die Verbreitung der Moringa-Pflanze, lateinisch *Moringa oleifera*, auch Meerrettichbaum genannt. Ursprünglich kommt dieser aus dem Himalaja-Gebiet, dort hat er den Spitznamen «Baum der Unsterblichkeit». Er enthalte mindestens neunzig verschiedene Nährstoffe und «mehr Vitamine als jedes Obst oder Gemüse», erklärt Hiestand. Er überreicht dem Dorfchef ein Pack mit Moringa-Tee, worauf dieser den Wunsch ausdrückt, man möge ihnen einige Pflanzen schenken. Hiestand entgegnet, er wolle nicht einfach nur Samen oder Setzlinge verteilen, sondern die Bewohner zu Kursen und Schulungen auf Dählers Farm einladen, damit sie lernten, wie man Moringa anbaue und nutze. Sofort werden drei Leute, zwei Männer und eine Frau, bestimmt, die später gleich mit uns fahren sollen, um an einer ersten Lektion teilzunehmen.



Soll sich rechnen: «Fredy's Plantation».

Aufgelockert wird das Gespräch durch eine weitere Tanzeinlage der Frauen, Hiestand und ich werden aufgefordert, mitzumachen. Der Schweiß rinnt mir schon bald von der Stirn. Zur Erfrischung bietet man uns Palmwein aus einem Plastikkanister an, ich nehme drei grosse Schlucke und richte den rechten Daumen in die Höhe, zum Zeichen, dass er mir schmeckt. Die Einwohner klatschen vor Freude. Bevor wir gehen, meldet sich ein unscheinbarer älterer Mann. Er möchte Johann Dähler für die Schule danken, die er vor Jahren in der Gegend gebaut hat. Sein Sohn studiere jetzt in der Hauptstadt Yamoussoukro am Institut National Polytechnique und wolle Ingenieur werden. Bevor wir aufbrechen, müssen wir der Tradition gemäss dreimal nach dem Weg fragen («demander la route»). Der Dorfälteste ist einverstanden, gibt uns aber nur die Hälfte des Wegs frei – auf dass wir wiederkehren mögen.



«Baum der Unsterblichen»: Moringa-Ernte.



Muslim», entgegnet Mohammadou. «Dieu est pour tout le monde», Gott ist für alle da. Gelächter, prost!

Engagement für gesunde Lebensmittel

Die *réunion* dient auch dazu, von den leitenden Mitarbeitern zu erfahren, wie es läuft im Betrieb und was man vielleicht noch besser machen könnte. In seinen Unternehmen in der Schweiz und anderswo habe er immer den Kontakt mit den Angestellten gesucht, sagt Hiestand. Sie wüssten am besten, was funktioniere und was nicht. Wie von selbst kommt die Rede auf Moringa, Fredys Mission. Eine Mitarbeiterin sei zu ihm gekommen und habe gesagt, sie könne am folgenden Tag nicht zur Arbeit kommen, erzählt Mohammadou. Als Grund habe sie angegeben, sie habe kein Moringa-Pulver mehr zu Hause. Es stellt sich heraus, dass auch andere Teeblätter oder gemahlenes Moringa mitnehmen, «damit die ganze Familie profitiert». Manchen habe die «Superfood»-Pflanze beim Stoffwechsel geholfen, anderen bei Herzbeschwerden, Hautproblemen oder Arthrose. Eine Frau berichtet, sie habe in ihrem Garten einen Baum gepflanzt. Auf die Nachfrage, ob sie ihn denn auf der Farm gestohlen habe, antwortet sie ohne Umschweife: «Ja.» Alle lachen, auch Monsieur Fredy. Sie hätten ihn auf eine Idee gebracht: Er wolle künftig allen Angestellten jede Woche ein Säckchen mit Teeblättern und Pulver des Moringa mitgeben, verkündet er. Dieses stärke die Abwehrkräfte und steigere die Vitalität.



Die Begeisterung ist ansteckend, das Moringa-Fieber ist ausgebrochen.

Jedes Mal, wenn Hiestand auf der Plantage zu Besuch ist, lädt er die Kadermitarbeiter zum Lunch in ein nahegelegenes Restaurant ein. Wir fahren mit dem Lastwagen hin, ich zwänge mich zwischen etwa zwanzig Einheimischen auf einen der Sitzbänke um die offene Ladefläche. Es gibt Hähnchen, eine der beliebtesten Speisen in der Elfenbeinküste, und gebratenen Fisch. Neben Süssgetränken reicht man Bier der ivoirischen Marke Flag, nebst Tuborg, auch Mohammadou, der Imam, trinkt mit. Die Kollegen lachen, nennen ihn scherzhaft «Mathieu», weil er als Muslim doch keinen Alkohol konsumieren dürfe. Er sei eben ein «moderner

Man spürt es allenthalben: Die Begeisterung von Hiestand wirkt ansteckend, sie überträgt sich auf die Angestellten, ja auf eine ganze Region. Das Moringa-Fieber ist ausgebrochen. Es muss dasselbe innere Feuer gewesen sein, das ihn, den Bauernbuben aus dem Zürcher Oberland, der mit vierzehn Jahren von der Schule abging, zum innovativen und erfolgreichen Unternehmer machte. Er hat den Laugengipfel erfunden und durch die vorgegarten Teiglinge die Branche revolutioniert. Diese Methode ermöglichte es, Gipfel direkt aus dem Tiefkühler in den Ofen zu schieben. Bäckereien, Cafés und Restaurants zählten ebenso zu den Kunden wie die neu entstandenen Tankstellenshops, deren Boom er mitbegründete. Nach dem Börsengang von Hiestand schied der Gründer und Hauptaktionär Anfang der 2000er Jahre aus der Firma

aus. Mit Fredy's («The Fine Art of Bread») gründete er ein neues Unternehmen, das sich gesunden Qualitätsprodukten verschrieben hat. Seinen Broten mischt Hiestand den natürlichen Anteil an Weizenkeimen bei, «das Wertvollste vom Korn». Dieses wird normalerweise entfernt, weil das Mehl durch den ölhaltigen Keim ranzig werden könnte. Mit den Mischkulturen und der Moringa-Produktion auf «Fredy's Plantation» setzt Hiestand sein Engagement für gesunde Lebensmittel fort. Zehn Prozent des Gewinns, den er mit seinen Backwaren erwirtschaftet, investiert er in der Elfenbeinküste. Hiestand träumt davon, in Côte d'Ivoire tausend Stellen zu schaffen. In Afrika fehle es an Unternehmern, Beamte gebe es genug.

Das Märchen ist noch nicht zu Ende

Das Angebot soll laufend ausgebaut werden. Biologisches Palmöl steht in der Pipeline, und es wird eine agrotouristische Infrastruktur für Besucher aufgebaut, die hier hautnah miterleben können, wie die Produkte hergestellt werden. Sie sollen auch selbst Hand anlegen und Bäume pflanzen. Ein Laden ist geplant, in dem eigene Gemüse und Früchte verkauft werden, und eine Tankstelle mit Ladestationen für Mobiltelefone und sauberen Toiletten. Diese unternehmerische Herausforderung fasziniert auch Johann Dähler. «Es ist einfacher, 20 000 Tonnen Ananas zu produzieren», sagt er, als er uns zum Flughafen in Abidjan zurückbringt. «Aber dies hier ist interessanter.» Zum Abschied umarmen sich die Freunde. «Ohne dich wäre ich jetzt nicht da», sagt der Ananaskönig. «Und ich wäre ohne dich nicht da», antwortet der Gipfelkönig. Das Märchen ist noch nicht zu Ende.



Lebendiger Hahn als Gastgeschenk: Empfang im Dorf Mafia.

www.fredys-plantation.ch
www.fredys-moringa.ch

Kopfkino mit Alberto Venzago

Von Mark van Huisseling

Du machst, gemäss Medienberichten, zurzeit Porno-Bilder – stimmt das [«... veröffentlicht ein Porno-Buch, das es noch nie gegeben hat», *Blick*?]» – «Haha, Medien stürzen sich auf Superlative – das Grösste, das Schönste ... – und Porno ist der Superlativ von Sex. Wir machen, sagen wir, ein Buch, das kein Tabu kennt. Wir provozieren damit, und natürlich hat's auch, in Anführungszeichen, pornografische Bilder drin. Aber Pornografie ist etwas, was man als Intention beim Fotografieren feststellt, ob es Porno oder Erotik ist. Und man will ja, dass es bei dem, der es anschaut, das Gleiche evoziert.» – «Deine Absicht ist, etwas Erotisches zu machen, nehm' ich an?» – «Ja, aber es ist auch politisch. Es geht durch alles durch.»

Alberto Venzago, 66, ist ein Schweizer Fotograf und Filmemacher. Zu seinen Fotoarbeiten gehören Reportagen über einen Voodoo-Priester in Westafrika, Mitglieder der Yakuza (Kriminellenorganisation) in Tokio oder über sich prostituierende Kinder auf den Philippinen. Ausserdem hat er etwa die Dokumentarfilme «Mounted by the Gods» über die Naturreligion Voodoo gemacht oder «Gergiev: A Certain Madness» über den russischen Dirigenten. Seit einiger Zeit ist er – zusammen mit Julia Fokina – an einer Arbeit mit Namen «One – Seduced by the Darkness»; eine Auswahl von zirka 300 der in den vergangenen vier Jahren aufgenommenen 140 000 Fotos soll in einem Bildband (dem «Porno-Buch») veröffentlicht werden. Geplant ist ein Format von fast zwei mal zwei Metern in einer Auflage von neun Stück, zu einem Preis in der Höhe eines «guten Mercedes» (Angaben: Venzago). Ab heute sind Bilder daraus zu sehen an der Ausstellung «Photo 17» in Zürich. Venzago, geboren in Zug, hat eine erwachsene Tochter; er lebt mit Julia Fokina und einer ihrer drei Töchter in Zürich.

«Pornografie elegant darzustellen, sei anspruchsvoll, hat mir Helmut Newton gesagt. Ihm sei's gelungen ... Und dir?» – «Ich find's schön, dass mein *hero* das sagt; Helmut hat ja das erste Nacktfoto von mir gemacht, 1971. Und er hat natürlich recht, es ist anspruchsvoll, wenn man von Ästhetik spricht. Aber wir sind Geschichtenerzähler, ein Bild allein funktioniert für mich weniger, es muss eingebettet sein in eine Geschichte. Und sehr gut sein, damit es das Kino im Kopf des Betrachters triggert.» – «Dein Objekt und deine Muse, Julia, ist jünger als du.» – «Zum Glück.» – «Aber sie ist kein *spring chicken*.» – «Wenn ich zurückschaue, was ich in meinem Leben für Frauen lässig gefunden habe [es sollen viele

gewesen sein, hört man], dann sind das Frauen, die etwas unternehmen – sie dürfen auch schön sein – und die kreativ sind oder in mir Kreativität auslösen. Sie ist genau das. Sie hat eine Verrücktheit. Und eine ganz andere Entwicklung durchgemacht als ich: Sie ist in Moskau geboren, zur Zeit des Kalten Kriegs, ich war ein Hippie und wurde um Drogen, freie Liebe und all das herum gross ... Aber sie hat innerhalb von zwei Jahren meine zwanzig Jahre [Vorsprung] nachgeholt.» – «Musstest du Überzeugungsarbeit leisten, damit sie dein Porno-Modell wurde?» – «Ich sage, sie ist meine Muse, was ich ein schönes Wort finde, aber wir sind auf dem gleichen Level. Deshalb nennen wir uns nicht Venzago oder Fokina, sondern «One»; wir sind symbiotisch verschmolzen miteinander. Ich muss sie nicht dazu überreden, dass sie einen Hirsch, den sie erschossen hat, nackt durch drei Grad kaltes Wasser schleppt oder nackt über die Brooklyn Bridge läuft, die ganze Brücke ... Und bei uns ist alles echt: Wenn wir mit Wölfen arbeiten, sind es echte Wölfe. Wenn sie mit einer Dogge kopuliert, ist's eine echte Dogge.» – «Solches Zeug kommt vor?» – «Ja, ja.»

An der goldenen Leine

«Ihre grösste Leistung ist, glaub' ich, dass sie den einsamen Wolf Alberto Venzago domestiziert hat. Und es geschafft hat, dass er in einer Partnerschaft und Zusammenarbeit aufgeht, so sieht's aus [er und ich sind miteinander bekannt].» – «Genau, ich bin vierzig Jahre [beruflich] herumgehechelt, eigentlich immer allein. Und auf einmal hab ich eine Mitspielerin gefunden, die mich perfekt ergänzt. Oder um auf die Dogge zurückzukommen: Ich bin an der Leine, aber an einer goldenen.» – «An einer langen Leine?» – «Sehr lang. Und ich fühl' mich extrem wohl.» – «Voodoo konnte dich nicht verhexen, aber die Russin hat's geschafft.» – «Voodoo lässt mich auch nicht mehr los.» – «Wie viel des Porno-Buchs zeigst du an der Ausstellung?» – «Wir machen die Tür nur einen Spalt auf.» – «Wann kommt das ganze Buch raus?» – «Ha, vor zwei Jahren hätt ich gesagt: «In einem Jahr.» Vor einem Jahr hätt ich auch gesagt: «In einem Jahr.» Und jetzt sag' ich: «In einem Jahr.» Aber langsam haben wir den *body of work* zusammen.»

«Photo 17» mit Bildern von Alberto Venzago: 6. bis 10. Januar 2017, Maag-Halle, Zürich



«Auf dem gleichen Level»: Fotograf Venzago in



seiner Zürcher Wohnung.



Die Bibel Neujahr

Von Peter Ruch

Unmittelbar nach der bekannten Weihnachtsgeschichte liest man im Lukas-Evangelium den kaum bekannten Satz: «Und als acht Tage vorüber waren und er beschnitten werden sollte, da wurde ihm der Name Jesus gegeben.» Bei der Beschneidung wird die Vorhaut am männlichen Glied entfernt. Das ist weder eine Verstümmelung noch eine Beeinträchtigung. Sie wird nach jüdischem Brauch am achten Tag nach der Geburt vollzogen. Den Juden, zu denen auch Jesus gehörte, gilt sie als Zeichen des Bundes, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat (Genesis 17). Das ist etwas merkwürdig und nicht ganz erklärbar. Aber es ist nun mal so.

Zählt man von der Weihnacht acht Tage weiter, so landet man beim ersten Januar. Was wir an Neujahr feiern, ist also eigentlich die Beschneidung Jesu. Das war nicht immer so. Noch im Mittelalter wurde je nach Region der Neujahrstag am 1. März, am 25. März, zu Ostern, am 1. September oder am 25. Dezember gefeiert. An den 1. März erinnert noch immer der Schalttag Ende Februar.

Der Jahresanfang und die Beschneidung Jesu stehen in einem sinnvollen Zusammenhang. Was an Jesus geschah, betrifft alle Menschen. Gottes Bund gilt allen. Daran muss man denken, wenn man vorwärts aufs neue Jahr blickt. Manche erwarten nichts Gutes, weil schon das alte Jahr einige bedenkliche und bedrückende Ereignisse brachte. Schon die alten Israeliten waren Niederlagen und Belastungen ausgesetzt. Aber Gott liess sie nie fallen. Genauso wird er uns die Treue halten.

Der Name Jesus, hebräisch Jehoschua, bedeutet «Gott rettet». Das heisst so viel wie einen Verunglückten in Sicherheit bringen. Nicht zufällig hiess auch derjenige, der die alten Israeliten ins Gelobte Land führte, Jehoschua oder Josua. Dass Gott uns Menschen zum ersehnten Ziel führt, ist die Verheissung des Neujahrsfestes. Diese Zusage wird unser Wesen und unser Tun und somit auch das neue Jahr erhellen. Und übrigens war das alte Jahr besser als sein Ruf. Seit Generationen verbessern sich die Lebensumstände weltweit.

Peter Ruch, Theologe, war vor seiner Pensionierung reformierter Pfarrer in Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Kultur

Der Anker-Code

In der neuen Staffel der SRF-Krimiserie «Der Bestatter» dreht sich alles um Albert Ankers «Kinderbegräbnis». Enthält das Gemälde tatsächlich eine versteckte Botschaft? Von Rico Bandle

Der US-amerikanische Meisterautor Dan Brown dürfte die Vorlage geliefert haben. In seinem Bestseller «The Da Vinci Code» wird der Chefkurator des Pariser Louvre tot im Museum aufgefunden. Die Leiche liegt nackt auf dem Boden, die Glieder von sich gestreckt, um den Körper herum sind ein Kreis und ein Quadrat gezeichnet – genau wie bei Leonardo da Vincis «Proportionsstudie nach Vitruv». Der Leichenfund ist Ausgangspunkt für einen wilden Ritt durch die Kunst- und Kirchengeschichte, es geht um Geheimbünde, Verschwörungen, versteckte Botschaften – schlicht: um Macht, Leben und Tod.

Beim «Bestatter» ist alles auf Seldwyla-Format heruntertemperiert, die Ausgangslage aber dieselbe. Ein Unbekannter stellt im Kunsthaus Aarau einen Kindersarg mit einem Skelett direkt vor Albert Ankers Gemälde «Kinderbegräbnis». Die Platzierung ist bewusst gewählt: Zwar geht es nicht um die Rettung der Welt wie bei Dan Brown, aber immerhin um einen Vater, der ob seinem gestorbenen Kind dem Wahnsinn verfallen ist. Auch da spielen Symbolik und versteckte Botschaften eine zentrale Rolle.

Ankers Frühwerk aus dem Jahr 1863 zeigt eine Trauergemeinde auf dem Friedhof Ins, dem Geburtsort des Künstlers. Im Vordergrund stützt sich der Bestatter an-dächtig auf die Schaufel, links sind die Frauen mit der schmerz-erfüllten Mutter und den Geschwistern gruppiert, rechts die Männer, in der Mitte singt, hell erleuchtet, der Kinderchor, dirigiert vom Lehrer. Der kleine Sarg auf dem Wagen ist mit Kränzen bedeckt.

Die singenden Kinder spenden Trost, allein schon ihre Anwesenheit verbreitet Hoffnung. Die Unschuld der Landmädchen und -buben gehört zu Ankers Hauptinteressen, in der Kunst wie im Leben: Der Maler hatte nebst den eigenen Söhnen und Töchtern 25 Patenkinder. Beim Kind, das auf dem Gemälde beerdigt wird, handelt es sich der Überlieferung nach um ein Mädchen, das Anker mehrmals Modell stand. Todesursache: eine Blutvergiftung.

Als Albert Anker das «Kinderbegräbnis» mit 32 Jahren malte, hatte er bereits mehrere Erfahrungen mit dem Tod im engsten Familienkreis hinter sich: Ankers Mutter und die

beiden Geschwister waren schon gestorben. Ausserdem sollten zwei seiner sechs eigenen Kinder die ersten Lebensjahre nicht überleben.

In Albert Ankers Darstellungen nehmen die Menschen ihr Schicksal widerstandslos hin; gedankenversunken und ohne zu murren, widmen sie sich der ihnen zugedachten Aufgabe. Das harte Leben, inklusive der hohen Kindersterblichkeit, wird keineswegs geschönt wiedergegeben. Doch dem Künstler gelingt es, bei allen Widrigkeiten eine «von der Gnade Gottes durchdrungene Welt» zu zeigen, abseits aller Konflikte – genau dies wird oft als Kitsch abgetan.

Wo ist der Pfarrer?

Der Kanton Aargau hat das «Kinderbegräbnis» 1865 erworben, nach der Präsentation des Gemäldes im Pariser Salon. Seither ist es Teil der Sammlung des Kunsthauses. Anlässlich der Ausstrahlung der «Bestatter»-Serie hat das Museum das «Kinderbegräbnis» zum «Bild des Monats» ernannt. Man erhofft sich einen Publikumsansturm. Tatsächlich lohnt es sich, das Bild im Original zu sehen. Der faszinierende Detailreichtum, die liebevoll dargestellten Kindergesichter, die alle ihren ganz eigenen Charakter haben, und das durchdachte Spiel

mit Licht und Schatten kommen in den Reproduktionen nur schlecht zum Ausdruck. Die Anteilnahme dieser Menschen, der Schmerz, die Ohnmacht gegenüber dem Tod und auch die Hoffnung, dargestellt durch die Kinder, sind berührend.

Das grossformatige Gemälde aber nach geheimen Inschriften oder Symbolen abzusuchen, ist vergebliche Mühe – das Berner Seeland ist nicht der Vatikan, Anker nicht da Vinci.

Doch es gibt sehr wohl einige Auffälligkeiten. So ist auf dem

Gemälde zwar die Kirche ersichtlich, es fehlt aber ein Geistlicher. Aus zwei Gründen ist dies bemerkenswert: Erstens war Anker sehr gläubig. Er begann ein Theologiestudium, gab es dann aber gegen den Willen des Vaters auf, um sich der Kunst zu widmen. Zweitens hatte der Maler für das «Kinderbegräbnis» ein Vorbild: Gustave Courbets «Ein Begräbnis in Ornans» (1850). Dort nimmt der Pfarrer einen prominenten Platz ein. Anker hingegen stellt den



Das makabre Rätsel um das Anker-Bild übt einen spannungsvollen Sog aus.



Schmerz, Ohnmacht und Hoffnung: «Kinderbegräbnis» von Albert Anker, 1863.

Bestatter in den Vordergrund – und mit diesem künstlerischen Entscheid erklärt sich auch die Verbindung zur gleichnamigen Fernsehserie.

Mehr Tempo und Intensität

Ein mysteriöser Rächer (Roeland Wiesnekker) setzt das Bild als Teil eines Rätsels ein. Bestatter Luc Conrad (Mike Müller), der der Polizei beim Lösen der Fälle ungefragt mithilft, merkt bald einmal, dass die Botschaft ihm selbst gilt: Er hat etwas mit dem toten Kind zu tun. Bloss was? Die Gräber der Habsburger und die Liedtexte von Franz Schubert bergen weitere Puzzleteile, die zur Lösung des Falls führen. Luc Conrad ist immer tiefer in die Angelegenheit verwickelt. Steht er überhaupt noch auf der Seite der Polizei?

Die fünfte Staffel gehört zu den bisher besten, zumindest den ersten drei Folgen nach zu urteilen, die SRF den Journalisten zur Vorbesichtigung zur Verfügung gestellt hat. So konstruiert die Story um das Anker-Bild auch ist, das makabre Kunsträtsel übt einen spannungsvollen Sog aus. Tempo und Intensität – bisher eine Schwäche beim «Bestatter» – konnten im Vergleich zum letzten Mal gesteigert werden. Und auch die Nebenhandlung hat ihren Reiz: Bestatter Luc Conrad

kommt in seinen Ermittlungen der mondäne Museumsdirektorin näher, auch privat. Für sie setzt er sich sogar in die von ihr konzipierte Ausstellung, in der leere, weisse Wände betrachtet werden («Wir wollen das Nichts anbeten»). Als ob das Aargauer Kunsthaus diese Parodie auf den aktuellen Kunstbetrieb bestätigen wollte, hat es für die derzeitige Ausstellung ein paar zerbrochene Holzlatten vor Ankers «Kinderbegräbnis» auf den Boden gelegt – es soll sich um ein zeitgenössisches Kunstwerk handeln.

Vor allem ist es dem Schweizer Fernsehen über die Jahre gelungen, Figuren zu kreieren, die wiederzusehen man sich freut. Den Bestatter Luc Conrad natürlich, seinen skurrilen Jungassistenten Fabio Testi (Reto Stalder) und vor allem den österreichischen Rechtsmediziner Alois Semmelweis (Martin Ostermeier) mit seinem wunderbar trockenen Humor.

Volksmaler in der Millionenmetropole

In der letzten «Bestatter»-Staffel fanden sich noch einige peinliche Szenen, zum Beispiel jene, in der eine rückständige und verblödete Landbevölkerung einen unschuldigen Verdächtigen mit der Heugabel durchs Dorf trieb. So etwas gibt es nicht mehr. Bloss einen Hor-

ror-Clown gilt es zu ertragen, zum Glück nur in einer Folge (der zweiten).

Vielleicht hat hier der Einfluss Albert Ankers positiv gewirkt. Der Künstler hätte nie eine Person der Lächerlichkeit preisgegeben, schon gar nicht eine aus der einfachen Bevölkerung. Und dies, obschon der grosse Maler des Landlebens eigentlich ein Stadtmensch war. Besser: ein Grosstadtmensch. Schon früh war er nach Paris gezogen, er liebte die französische Hauptstadt über alles. Den Winter verbrachte er in der Millionenmetropole, dort gingen seine Kinder auch zur Schule. In den Sommermonaten war er in Ins, wo er im Dachstock des Elternhauses sein Atelier eingerichtet hatte. Anker war zugleich weltoffen und heimatverbunden, genoss die Vorzüge der Grosstadt, verspürte jedoch für die Leute vom Land tiefsten Respekt und Hochachtung. In Zeiten, in denen ein zunehmendes Auseinanderklaffen von Stadt und Land beklagt wird, ist diese Einstellung wohl ein entscheidender Faktor für die anhaltende Popularität des Genremalers. Oder, um bei Dan Brown zu bleiben: der Anker-Code.

Der Bestatter: Dienstag, 20.05 Uhr, SRF 1

Albert Anker: Kinderbegräbnis. Bildbetrachtung mit Brigitte Haas, 10., 17., 24. und 31. Januar, 12.15 Uhr, Aargauer Kunsthaus, Aarau

Tribut an einen Schattenmann

Von Peter Rüedi

Ich wage es schon kaum mehr zu wiederholen, so sehr fürchte ich die Wichtigtuerei mit Geheimtipps, die der Mehrheit entgehen. Dennoch: Der Jazz ist nun mal in grossen Teilen eine Kunst der verkannten Genies. So sehr, dass man sich davor hüten muss, nicht vorschnell mit Verachtung zu reagieren, sollte einer mal ausnahmsweise mit seiner Musik ein grosses Publikum erreichen. Es gibt tatsächlich Musik, die gut und erfolgreich ist – Miles Davis sei Zeuge, Dave Brubeck oder Keith Jarrett. Die Regel ist es nicht, einige der wichtigsten Jazzmusiker agierten ein Leben lang im Halbschatten, wahrgenommen gerade von ihresgleichen. *Musician's musicians.*

Zum Beispiel der Tenorsaxofonist Clifford Jordan (1931–1993). Zu Beginn rasch als «Chicago tenor» klassiert (wie sein berühmterer Highschool-Kollege Johnny Griffin), entwickelte er bald einen lyrisch luftigen, eindringlichen Saxofonsound, ohne je die Nabelschnur zu seinen roots zu kappen, der direkten Rede des Chicago Blues. Das machte ihn zum gesuchten Partner von Horace Silver, J.J. Johnson, Max Roach und vor allem Charles Mingus, mit dem er im Frühling 1964 eine legendäre Europatournee (mit einem denkwürdigen Konzert im Zürcher Limmathaus) absolvierte. Als besonders fruchtbar sollte sich dann die Zusammenarbeit zwischen Jordan und dem Pianisten Cedar Walton erweisen, zumal im Quartett zusammen mit Sam Jones und Billy Higgins.

Beide neigten zu gleichzeitig komplexen und mitreissenden Kompositionen, voll überraschender *changes* und kühner melodischer Wendungen. Nun erinnert ein Tenorist an seinen grossen Vorgänger, der viel mit ihm gemeinsam hat: in seinem unterschätzten öffentlichen Status und in seinem Spiel. Tenorist Andy Scherrer vermeidet die servile Perspektive der Verehrung, mit dem Trio Jean-Paul Brodbeck (p), Fabian Gisler (b) und Claudio Strüby (dr) interpretiert er sieben Titel seines «Tribute to Clifford Jordan» (Stücke von diesem selbst, Cedar Walton, Sam Jones und Billy Higgins) auf Augenhöhe. Am bewegendsten sind die Balladen («Angel in the Night» und vor allem «Weaver of Dreams»). Hohe Schule.



Andy Scherrer, Jean-Paul Brodbeck, Fabian Gisler, Claudio Strüby: Bearcat. A Tribute to Clifford Jordan. Zu bestellen bei: www.cede.ch

Trügerische Wahrheiten

Israel ist die neue TV-Serien-Schmiede. Jüngstes Beispiel: «Fauda» über den israelisch-palästinensischen Konflikt.

Von Wolfram Knorr



Alltag der Absurdität: «Fauda».

Die Zeit der Helden, die zwischen Himmel und Erde gross waren und lange Schatten warfen, ist vorbei. Sie sind geschrumpft und missgelaunt, aggressiv und borniert; sie haben Probleme, Schulden, Familie und keine Hoffnung auf privaten wie politischen Frieden. Es sind gebrochene Helden, wie in «Fauda», der hochgelobten israelischen TV-Serie (von Netflix sofort gekapert). Sie schleppen Ungelöstes mit sich herum, sind permanentem Stress und gefährlichen Situationen ausgesetzt, spielen ständig mit dem Feuer und werden Mistaaravim genannt, Undercoveragenten, die perfekt arabisch sprechen und sich in den palästinensischen Autonomiegebieten bewegen wie Fische im Wasser. Sie müssen Hamas-Terroristen unterwandern, Anschläge vereiteln. Ein mörderischer Beruf, dem Doron (Lior Raz, auch Co-Autor der Serie) glücklich den Rücken kehrte, nachdem er den langgesuchten und gefürchteten Terroristen Abu Ahmad liquidiert hatte. Jetzt endlich kann er sich der vernachlässigten Familie widmen. Doch dann erfährt er, dass man ihn und seine Gruppe reingelegt hat und Abu Ahmad noch am Leben ist. Doron ist fassungslos, verabschiedet sich kurzerhand wieder von der Familie und schliesst sich, besessener denn je, erneut seiner Gruppe an, um den Auftrag zu Ende zu bringen.

Frei von politischer Korrektheit

«Fauda», auf Arabisch Chaos, erzählt in der ersten Staffel die wechselreiche Jagd nach Abu Ahmad, der den Häschern immer wieder entkommt und das Chaos sukzessive vergrössert. Doch der Plot, so spannend und rasant und professionell er auch hingefetzt wird, ist keineswegs

das Wesentliche an der Serie, sondern die ungewöhnlich gelungene Umsetzung eines brisanten Konflikts voll trügerischer und nie fassbarer Wahrheiten. Wo sind die wahren Werte? Bei den Israelis, die ihr Land vor Attentaten – mit welchen Mitteln auch immer – schützen möchten? Bei den Palästinensern, die ihre Haut mit fragwürdigen, am ehesten noch durch den Glauben gerechtfertigten Praktiken zu retten versuchen? In den privaten Beziehungen, die zu lauter Missverständnissen führen?

Den Autoren Lior Raz und Avi Issacharoff gelingt das Kunststück, all diese Wert- und Verhaltenskomplexe mit einer Beiläufigkeit in die Story zu integrieren, von der deutschsprachige Serien-Autoren nur träumen können. Zwischen den Agenten, die sich in Ramallah und Umgebung völlig normal bewegen, und den Palästinensern kommt es zu Bindungen, die den Konflikt besonders grotesk erscheinen lassen, auch wenn sich, völlig entspannt, Mossad- und Hamas-Funktionäre treffen. Die Sprache wechselt vom Hebräischen ins Arabische und umgekehrt und steigert dadurch das Klima der Empathie. Die Welt, die hier mit naturalistischer Power ins Bild gebracht wird, ist nicht eine Modellwelt, sondern ein Alltag der Absurdität, der durch die Uno-Sanktionen gegen die Siedlungspolitik hochaktuell ist.

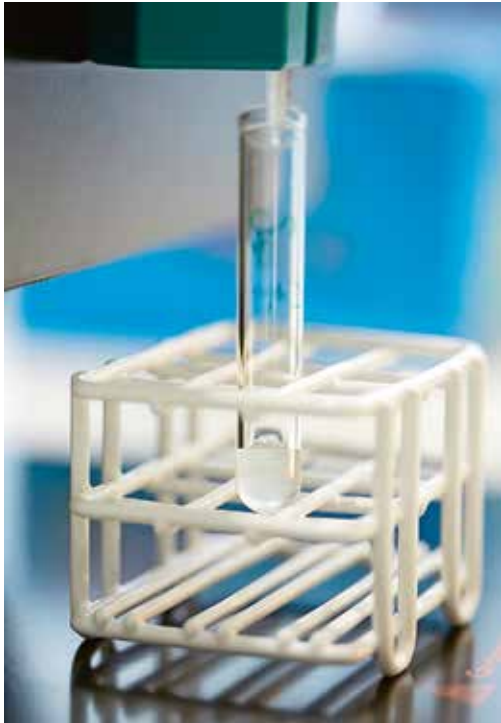
Kein Wunder, dass sich «Fauda» auch in den arabischen Ländern grosser Beliebtheit erfreut. Die Serie schert sich nicht um politische Korrektheit und ist deshalb überzeugend; es ist nicht die erste aus Israel, die durch ihre Qualität auffällt. Das Land wird von Fernsehmachern schon lange intensiv beobachtet. Bekannt wurde die Therapeuten-Serie «BeTipul», aus der «In Therapy» wurde. Aus «Hatufim» wiederum entstand «Homeland». Inzwischen sind Anbieter von HBO bis BBC hinter neuen Formaten her, wie etwa «House of Wishes» (ein Psychiater erfüllt geheime Wünsche seiner Patienten), «The A Word» (Autismus), «Allenby» (übers Sexgewerbe). Dass «Fauda» – eine zweite Staffel ist in Arbeit – lieber gleich im Original übernommen wurde, spricht für die Qualität.

Fauda. Serie von Assaf Bernstein. Bei Netflix abrufbar

Labor der Untreue

Bei In-vitro-Befruchtungen in den Niederlanden wurden mehrfach Spermien verwechselt. Wie werden Eltern damit fertig?

Von Beatrice Schlag



Kuckuckskinder aus der Retorte.

Die Kurzmeldung ging kurz vor Jahresende um die Welt: In einer renommierten Fruchtbarkeitsklinik im niederländischen Utrecht hatte das Labor Eizellen von Patientinnen irrtümlich mit falschem Samen befruchtet. Statt der Spermien des Partners wurden zwischen April 2015 und November 2016 vermutlich die eines fremden Mannes in die Eizellen von über zwei Dutzend Frauen injiziert. Rund die Hälfte von ihnen sind inzwischen schwanger oder haben bereits ein Baby geboren. Die Klinik erklärte, dass durch unsachgemässe Handhabung von Samenpipetten möglicherweise Restspermien eines anderen Spenders als des gewünschten bei den Befruchtungen involviert gewesen sein könnten, und bot kostenlose Beratung und DNA-Tests an.

Die Warnung war aber nicht der Grund, warum die Meldung in unzähligen Zeitungen, von der *New York Times* bis zu neuseeländischen Provinzblättern, abgedruckt wurde. Deren Leserinnen und Leser fahren nicht nach Utrecht, wenn sich eine Schwangerschaft auf konventionellem Weg nicht einstellt. Sie haben dafür eigene Kliniken. Der Grund war, dass sich jeder und jede, egal welchen Alters, fragte: «Wie würde ich reagieren?» Keiner ist schuld ausser dem Labor, und trotzdem erwarten oder bekamen Frauen möglicherweise das

Baby eines Mannes, den sie nicht kennen und von dem sie nicht wissen, ob er freundlich und klug oder dumpf und ungebildet ist. Sieht das Baby so aus, dass man auf Anhieb sieht, dass der Partner nicht der biologische Vater sein kann, oder ist es äusserlich irgendwie kompatibel? Wie reagieren die Mütter, die sich von ihrem Partner ein Kind erhofften? Können die Väter damit leben, ein Kuckuckskind zu haben, weil bei der In-vitro-Fertilisation (IVF) falsche Samen verwendet wurden? Fragen, die so neu sind, dass der Kopf raucht.

Männliche Urangst

Die Angst vor Kuckuckskindern ist eine männliche Urangst. Wenn ein Mann mit seiner Frau Kinder will, kann er nichts als hoffen, dass die Frau ihm treu ist. Die meisten untreuen Frauen lügen ihre Partner an, wenn sie nicht sicher wissen, von wem sie schwanger wurden, um ihren Kindern einen emotional und finanziell verlässlichen Vater zu geben. In einer Dokumentation über Kuckuckskinder schätzte das Schweizer Fernsehen, dass durchschnittlich in jeder Schweizer Schulklasse ein Kuckuckskind sitzt. Das scheint, seit DNA-Tests möglich sind, sehr hoch geschätzt. Aber einen DNA-Test einzufordern für ein Kind, dem man jahrelang ein liebender Vater war, ehe die Zweifel kamen, ist ein elender Kraftakt. Was tun, wenn der böse Verdacht sich bestätigt? Soll man sich von einer Frau und einem Kind trennen, nur weil der Besamer ein anderer war? Wiegt der Seitensprung der Ehefrau schwerer als das Familienleben, das mit der Geburt des Kindes begann? In den meisten Fällen ja, sagen Psychologen, weil die Lüge der Mutter für den vermeintlichen Vater einen Vertrauensbruch bedeutet, den er nicht verkraften kann.

IVF-Verfahrensfehler wie im Fall Utrecht stellen Paare vor eine ganz andere Situation: Mann und Frau kommen ganz ohne Untreue und Lügen zu einem Kuckuckskind mit fremdem Samenspender. Kann der aufgrund eines Irrtums nicht leibliche Vater das Kind annehmen, wie man ein Adoptivkind annimmt, weil nicht die Mutter, sondern ein Labor sein Vertrauen missbraucht hat? Kommt er über seine Verletztheit hinweg, um die eigene Verewigung betrogen worden zu sein? Wenn nicht: Muss der Mann das Kind anerkennen, dass zwar die Gene der Mutter, aber nicht seine hat? Letzteres wird voraussichtlich ein Richter entscheiden müssen. Man möchte nicht mit ihm tauschen.

Fernsehkritik

Mutig, mutig

Mit «Blackout» meldet sich SRF in der öffentlichen Debatte zurück. Von Alex Baur

Stromversorgung ist ein komplexes und technisches Thema – also ein Ablöcher, wie jeder Journalist weiss. Der Strom kommt aus der Steckdose, mehr wollen die meisten Konsumenten gar nicht wissen. Dass SRF just am Berchtoldstag, den andere Sender mit familientauglichen Komödien abfeierten, der Stromversorgung eine neunstündige Monstersendung widmete, war mutig, ja fast verwegen.

Zwei Jahre lang hatte Dok-Filmerin Nathalie Rufer die Sendung über den mehrtägigen Stromausfall vorbereitet. Herausgekommen ist ein Mix aus Reality-Soap, Interviews, Experimenten und Bildungs-TV. Gemessen an den aufwendigen *Netflix*-Produktionen, an die wir uns gewöhnt haben, wirkte vieles handgestrickt. Trotzdem: Der Aufwand hat sich gelohnt.

Nur schon die Ankündigung der Sendung sorgte für hitzige Kontroversen. Linke und grüne Kreise liefen Sturm – Welch eine Rarität – gegen die angebliche Panikmache von SRF. Doch gemäss Bundesamt



Ablöcher: «Blackout»-Intro.

für Bevölkerungsschutz ist ein Blackout mit mehrwöchiger Strommangellage die grösste Gefahr, die unserem Land droht, weit schlimmer als jeder AKW-Unfall.

Die laufenden Debatten um Atomausstieg und Energiewende verschafften der Sendung eine besondere Brisanz. Erhöht der Strom von Wind und Sonne wirklich die Versorgungssicherheit – oder machen ihn die Launen der Witterung nicht vielmehr zum Störfaktor, der früher oder später unweigerlich zum Blackout führt? Diese explosive Kontroverse wurde bloss angedeutet. Doch endlich hat SRF wieder einmal eine nationale Debatte lanciert.

Blackout: SRF 1, Montag, 2. Januar 2017, Themenschwerpunkt von 13 bis 22 Uhr

Nicht ohne meine Tochter

Zerstritten, wiederversöhnt und schliesslich unzertrennlich: Einen Tag nach dem Tod von «Star Wars»-Prinzessin Carrie Fisher starb ihre Mutter, Show-Legende Debbie Reynolds. Von Beatrice Schlag



«Ich weiss nicht, was das Problem war»: Debbie Reynolds (l.), Tochter Carrie Fisher.

Die Nachricht berührte auch die, die zu jung sind, um sich an Debbie Reynolds' Filme zu erinnern. Die Tatsache, dass die 84-jährige Hollywoodgrösse einen Tag nach dem Tod ihrer berühmten Tochter einem Hirnschlag erlag, fuhr allen irgendwie ins Herz. Es war, worauf jede Mutter und jeder Vater instinktiv hoffen, wenn sie eine Tochter oder einen Sohn verlieren: ohne eigenes Zutun von dem unerträglichen Schmerz befreit zu werden, ihr Kind zu überleben. «Ich will bei Carrie sein», waren nach Todd Fisher, Carries jüngerem Bruder, die letzten Worte seiner Mutter. Es klang nicht nach Hollywoodschmalz. Todd Fisher ist keine Berühmtheit, wie es seine Eltern und seine Schwester waren.

Debbie Reynolds war, als sie mit «Singin' in the Rain» 1952 neben Gene Kelly bekannt wurde, eine Zwanzigjährige, die nach eigener Aussage «weder sexy noch schön war. Nicht einmal hübsch, und tanzen konnte ich auch nicht.

Warum sollten sie mich nehmen?» Sie nahmen sie, weil Debbie Reynolds durchaus hübsch war und Begeisterung, einen unerschütterlichen Optimismus und eine augenzwinkernde Keuschheit ausstrahlte, die jugendfrei waren.

Sie war nicht aufregend wie Ava Gardner oder Lana Turner, deren Sinnlichkeit einen nur an Sex denken liess, sondern die Verkörperung keimfreier, aber prächtiger Laune in einem Jahrzehnt prüder Verklemmtheit. Debbie Reynolds tanzte und spielte sich nach «Singin' in the Rain» mit ansteckender Energie durch Filme, die man als Kinogänger ohne Risiko, danach in Beziehungsdiskussionen über Sex verwickelt zu werden, verliess. Sie wurde in den fünfziger Jahren zu einem der erfolgreichsten Hollywoodstars. Was ihr an schau-

spielerischer Bandbreite fehlte, machte sie durch unbändigen Einsatz wett. Sie wollte nichts als Optimismus verbreiten.

Ihr Mann verliess sie für Liz Taylor

1958 verliess Debbie Reynolds' damaliger Ehemann Eddie Fisher, Vater ihrer kleinen Kinder Carrie und Todd, die Familie, um die als schönste Frau der Welt gefeierte Liz Taylor zu heiraten. Fisher war ein erfolgreicher Sänger und blendend aussehender Charmeur. Der Skandal war immens. Reynolds verglich ihn vor ein paar Jahren mit dem Aufruhr, den Brad Pitt veranlasst hatte, als er Jennifer Aniston für Angelina Jolie verliess.

Nicht nur waren Liz Taylor und Debbie Reynolds langjährige Freundinnen gewesen. Nicht nur hatte Eddie Fisher seinen Sohn nach seinem besten Freund Mike Todd benannt. Hollywood-Produzent Todd, damals Ehemann von Liz Taylor, starb 1958 bei einem Flugzeugabsturz. Eddie Fisher tröstete die Witwe, «zuerst mit Blumen, dann mit seinem Penis», schrieb viele Jahre später Fishers Tochter Carrie mit bitterem Sarkasmus. Debbie Reynolds liess sich klaglos scheiden. Die Ehe zwischen Fisher und Superstar Liz Taylor dauerte fünf Jahre und erledigte Fishers Karriere. Dass er «Sweetheart» Debbie verlassen hatte, wurde ihm nie verziehen. Seine Tochter erzählt eine andere Geschichte: «Er bekam keine Auftritte mehr, weil er unwichtig und unzuverlässig geworden war als Sänger. Er war interessierter an Sex und Drogen als an allem anderen. Seine Stimme war dünner geworden. Dreizehn Jahre auf Speed knicken jede Karriere.»

Carrie Fisher, die ihren Vater an Liz Taylor verlor, haderte – das kennen viele Töchter – weit mehr mit ihrer Mutter als mit dem treulosen Vater. Eine Celebrity-Tochter zu sein, empfand sie als Strafe. Sie fühlte sich als Teenager dick, hässlich und unbeholfen. Eine, die nur angesprochen wurde in der Hoffnung, über sie Debbie Reynolds kennenzulernen. Sie sah die Mutter kaum, weil ihr Mami ständig irgendwo auf der Bühne stand, nachdem Hollywood in den sechziger und siebziger Jahren mehr an Zeitkritik als an harmlosen Tanzfilmen interessiert war.

Die Tochter rutschte widerwillig ins Filmbusiness. Das Angebot, Prinzessin Leia in «Star Wars» zu spielen, stellte finanzielle Unabhängigkeit und damit die Möglichkeit in Aussicht, unabhängig vom Geld der Mutter leben zu können. Die Vorstellung, als Leia mit Zopfschnecken, die an den Ohren klebten wie Kopfhörer, ein Erfolg zu werden, kam Carrie Fisher nie in den Sinn. Es wurde bekanntlich die erfolgreichste Filmreihe der Weltgeschichte. Dass sie während der Dreharbeiten auch ein Verhältnis mit Harrison



Sie war alles, was ihre Mutter auf der Leinwand nicht gewesen war.

Ford hatte, enthüllte sie erst in ihrem letzten Buch «The Princess Diarist», das wenige Wochen vor ihrem Tod erschien.

Leia blieb Carrie Fishers einzige erinnerungswürdige Rolle. Sie war alles, was ihre Mutter auf der Leinwand nicht gewesen war: hochbegabt, schön, sexy, rebellisch, ambivalent. Aber der vermeintlich neue Hollywoodsuperstar rutschte in Drogen- und Alkoholsucht ab und erreichte durch Feinden mit der berühmten Mutter mehr Aufsehen als mit den wenigen Rollen, die sie noch bekam.

Zehn Jahre lang wechselte sie kein Wort mit ihrer Mutter: «Ich wollte sie nicht in meiner Nähe haben. Unsere Familie drehte sich nur um die Eltern, während in normalen Familien

Die Wiederannäherung von Mutter und Tochter war langsam und vorsichtig.

das Aufziehen der Kinder im Mittelpunkt steht.» Debbie Reynolds sagte: «Ich weiss nicht, was das Problem war. Ich war eine gute Mutter. Aber ich stand immer auf der Bühne. Ich backe keine Kekse und bin nicht viel zu Hause, weil ich arbeiten muss. Aber die Entfremdung war sehr schmerzvoll.»

Schauspielerin wird Bestsellerautorin

Als Carrie Fisher klar wurde, dass sie als Schauspielerin trotz ihrer Bekanntheit keine Zukunft hatte, begann sie zu schreiben. Die Frau, die nicht nur jahrelang gegen ihre Alkohol- und Drogenprobleme ankämpfte, sondern auch als manisch-depressiv diagnostiziert wurde, verschwieg in ihren Büchern weder ihre Süchte noch ihre Krankheit. Der für Hollywood völlig ungewohnte Tabubruch machte sie nicht zur Aussenseiterin, sondern zur gefeierten Autorin. Ihre autobiografische Familiengeschichte «Postcards from the Edge» wurde ein Bestseller und später als Verfilmung ein Kinohit, ebenso ihre späteren Memoiren und Romane mit Titeln wie «Wishful Drinking». Ihr scharfer Witz, frei von jedem Selbstmitleid, war legendär.

Die Wiederannäherung von Mutter und Tochter war langsam und vorsichtig. «Es dauerte etwa dreissig Jahre, bis Carrie mit mir wirklich glücklich war», sagte Debbie Reynolds kurz vor ihrem Tod. «Ich bewundere sie dafür, dass sie überleben wollte. Ich will sie beschützen.»

Mutter und Tochter lebten in den letzten Jahren in benachbarten Häusern. «Manchmal», sagte Tochter Carrie, «geht sie mir immer noch auf die Nerven. Aber es gibt kaum Frauen ihrer Generation, die so hart arbeiteten wie sie, Kinder grosszogen, mit schrecklichen Männern zusammen waren, bankrott gingen und wieder auf die Beine kamen. Sie ist eine absolut aussergewöhnliche Frau.» ○

Biografien

Charlies Muse und Witwe

Die Schriftstellerin Maryse Wolinski, deren Mann beim Attentat auf *Charlie Hebdo* ums Leben kam, erinnert sich in einem bezaubernd frivolen Buch der Trauer an den genialen Zeichner. Von Jürg Altwegg



Foto auf dem Kaminsims: Ehepaar Wolinski.

Er war achtzig, sie auch schon knapp über siebzig. Am Nachmittag wollten sie sich treffen, sie mussten zu einer Wohnungsbesichtigung. Erst zum dritten Mal in ihrer fast fünfzigjährigen Beziehung ziehen sie um, der Vermieter braucht die Räume für seinen Sohn. «Wir haben zu gut gelebt, und da wir unsere Wochenendhäuser verkauft haben und uns das Geld durch die Finger geronnen ist, bleiben wir auf Lebenszeit Mieter.»

Für Georges Wolinski wird diese Lebenszeit in ziemlich genau zwei Stunden ablaufen. Er muss, wie jeden Mittwochmorgen, zur Redaktionskonferenz von *Charlie Hebdo*. Seine Frau steht noch unter der Dusche, als Wolinski den Vorhang zur Seite zieht: «Chérie, je vais à Charlie.» Es sind seine letzten Worte an seine Frau. Maryse Wolinski nahm sie als Überschrift für ihr Buch, das zum zweiten Jahrestag des Attentats vom 7. Januar 2015 auf *Charlie Hebdo* in deutscher Übersetzung erscheint.

Zwölf Menschenleben hat der Anschlag gefordert. Zahlreiche Bücher – auch von überlebenden Zeichnern und Journalisten – sind inzwischen erschienen. Maryse Wolinskis «Schatz, ich gehe zu Charlie» ist ein ganz besonderes. In den ersten Abschnitten beschreibt sie, was ihr fortan fehlen wird: der lüsterne Blick des geliebten Mannes auf ihre Hüften, ein Blick, «der Schwung gibt, Selbstvertrauen, die

Lust zu leben». Sie ist süchtig nach diesem Blick und verfolgt ihn «im Spiegel über dem Kamin».

Maryse und Georges Wolinski waren ein bekanntes öffentliches Paar. Kennengelernt hatten sie sich im *Journal du Dimanche*, Wolinski hatte seine erste Frau bei einem Autounfall verloren. Später arbeitete Maryse Wolinski für *Elle*, *F Magazine* und die Modebeilage von *Le Monde*. Sie hat zahlreiche Essays und Romane, die zum Teil verfilmt wurden, veröffentlicht. 2014 publizierte die Freimaurerin ein Stück über Edith Stein, das im Theater aufgeführt wurde. Die Rolle als Charlies Muse bleibt ihre liebste.

«Ewiges Provozieren»

Wie immer, hat es rückblickend Vorahnungen gegeben. Den Dezember über war Wolinski düsterster Stimmung und sprach oft von seinem Tod. Eine Woche vor dem Attentat bat er den Schwiegersohn, sich um Maryse zu kümmern. Am Vorabend sagte er im Restaurant seines Freundes, mit dem er eine Zigarre rauchte: «Ich habe die Nase voll von *Charlie*, das ewige Provozieren wird ein schlimmes Ende nehmen.»

An diesem Tag der Redaktionskonferenz erschien das neue Heft mit Michel Houellebecq auf dem Cover, dessen «Unterwerfung» gleichzeitig in die Buchhandlungen kam. Während des Blutbads war Maryse im Fitnessstudio und wurde durch die grosse Zahl entgangener Anrufe aufgeschreckt. Im Taxi wollte sie zur Redaktion und wurde nicht hingelassen. Scheinbar akribischer als die Polizei hat sie die Umstände rekonstruiert. Ein Polizeioffizier erklärte ihr, dass die Verantwortlichen der Zeitschrift die verordneten Sicherheitsmassnahmen vernachlässigt hätten. Sie beschreibt, wie die vom Bankrott bedrohte Redaktion plötzlich im Geld schwamm. Und schildert die Konflikte, die daraus entstanden. Die Attentäter bescherten *Charlie Hebdo* eine für alle Ewigkeit gesicherte Existenz – die Seele aber habe die Zeitschrift beim Attentat verloren.

Eine «Kampfansage und Liebeserklärung» ist dieses herrliche Buch der Trauer und der Wut. An dessen Schluss blickt Georges Wolinski von den Fotos, die in der neuen Wohnung seiner Frau stehen. Eines befindet sich auf dem Kaminsims. Die Liebe ist nicht erloschen, die Lust auf den Blick aber bleibt ungestillt. Manchmal fantasiert Maryse, Georges Wolinski würde leibhaftig aus dem Bilderrahmen treten.

Maryse Wolinski: Schatz, ich geh zu Charlie!
Residenz-Verlag, 144 S., Fr. 27.90



Thiel

Bethlehem

Von Andreas Thiel

Caspar: Seid gegrüsst! Ich bin Caspar, König von Chaldäa, und bringe Weihrauch mit.

Balthasar: Auch ich grüsse euch! Ich bin Balthasar von Saba. Ich bringe Myrrhe. Und du musst Melchior von Arabien sein.

Melchtal: Nein, ich bin Melchtal von Unterwalden.

Balthasar: Und was suchst du hier?

Melchtal: Den Werner Stauffacher von Schwyz und den Walter Fürst von Uri.

Caspar: Erwarten die auch den Erlöser?

Melchtal: Nein, der Tell kommt nicht.

Balthasar: Hast du das Gold dabei?

Melchtal: Wozu? Wir sind doch gekommen, um zu schwören, dass wir keine Abgaben mehr entrichten.

Caspar: Aber ihr wartet doch auch auf den Erlöser, nicht wahr?

Melchtal: Nein, wir kamen überein, dass es nichts bringt, weiter zu warten. Wir befreien uns selbst. Wer seid denn ihr?

Balthasar: Wir sind die Weisen aus dem Morgenland.

Melchtal: Ah ja, die von der Vogtei haben gesagt, es würden Fachkräfte aus dem Osten kommen.

Caspar: Ist das hier überhaupt das gelobte Land?

Melchtal: Wo Milch und Honig fliesst? Ich muss euch enttäuschen, hier wird gearbeitet.

Balthasar: Aber wir bringen Weihrauch und Myrrhe mit!

Melchtal: Wir brauchen Reinigungs- und Pflegepersonal. Grüss Gott!

Caspar: Ehre sei Gott in der Höhe! Verkünde allen, dass die Erlösung naht!

Melchtal: Ja, aber die kommt nicht vom Rumstehen.

Caspar: Seltsame Leute, diese Araber...

Melchior: Ach, hier seid ihr! Ich bin Melchior aus Arabien. Ich habe euch überall gesucht und bin dort drüben auf zwei seltsame Hirten gestossen, die haben mich fast erdolcht, als ich ihnen die Ankunft des Herrn verkündete. Ich musste ihnen schwören, dass ich nie mehr fremden Herren diene. Ist der Erlöser schon da?

Balthasar: Dort drüben im Stall höre ich ein Kind schreien. Hast du das Gold?

Melchior: Das habe ich sicherheitshalber bei den Hirten gelassen.

Namen

Wer etwas wird, wird Wirt

Neue Generation im Gastgewerbe; Glücksfall für das Bernhard-Theater. Von Hildegard Schwaninger

Das Gastgewerbe ist ein hartes Pflaster. Man muss fleissig und kreativ sein, um Erfolg zu haben. Trotzdem fühlen sich immer mehr Söhne und Töchter aus der – materiellen wie geistigen – Oberschicht zu diesem Metier hingezogen. «Wer nichts wird, wird Wirt» – der alte Spruch hat längst ausgedient. **Dieter Meier**, der intellektuelle Künstler, Musiker und Bankierssohn vom Zürichberg, machte es erfolgreich vor, mit «Bäregasse», «Ojo de Agua» et cetera, und auch Nico Maeder, sein Adlatus, der dazu auch noch erfolgreich die «Blaue Ente» führt, ist in einer gutsituierten Familie am Zürichberg aufgewachsen und spielt im Elite-Golfklub Zumikon. **Mike Gut**, auch er ein *player* in der Zürcher Gastro-Szene (unter anderem «Razzia»), ist Bankierssohn.

Silvana Spillmann, die 34-jährige Neu-Gastronomin, die kürzlich das «Puro» übernommen hat, ist ausgebildete Rechtsanwältin, hat ihren Beruf an den Nagel gehängt und in der Gastronomie ihre Erfüllung gefunden. Zusammen mit **Nadine Ledermann**, Tochter der Metzgerei Ledermann in Zollikon, die Juristin und Steuerberaterin war. Zum Quartett, das das «Puro» betreibt, gehören auch **Simon Dejung** und **Till Spillmann**. Die Unternehmer haben das frühere «Strozzi» an der Fraumünstergasse neu gestaltet, das «Puro» ist bei unserem Besuch rammelvoll, das Beef Tatar ausgezeichnet, und der Zürich Stadtrat sitzt in corpore beim Lunch.

Die Neo-Gastronomen führen auch die «Apotheke» an der Zürichbergstrasse. Hier, vis-à-vis der Metzgerei Reif, war früher eine Apotheke, heute sitzen da Mütter mit Kinderwägen, Studenten und Studienräte beim Kaffee oder Apéro.

Ihr Grossvater hätte Freude gehabt an der tüchtigen Silvana Spillmann. Es ist **Karl Schweri**, der legendäre Unternehmer, Gründer von Denner, der in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag feiern könnte. Spillmann ist die Tochter von **René Schweri**, Jurist und einer der vier Kinder von Karl Schweri. Den Geschäftssinn hat er vom Vater geerbt: Er besitzt Immobilien, vermietet Wohnungen im Mittelpreissegment («Da habe ich keine Leerstände wie in den Luxuswohnungen»). Die Luxusimmobilie, in der sich das «Puro» befindet, ist «ein spezieller Prachtsbau», sie gehört ihm. René Schweri hat einiges renoviert, die Beleuchtung im Treppenhaus gestaltete der Grafiker **Domenic Geissbühler**.

Auch René Schweris Söhne sind in bodenständigen Berufen tätig. **Danilo** ist Buchhalter, **Renzo** betreibt seit zehn Jahren – mit Geschäftspartner **Karl Dominic Blaesi** – die Flaschenpost, eine der grössten Internet-Weinhandlungen.

In der Gastronomie eine Rolle spielt auch **Cédric Schweri**, ein weiterer Schweri-Enkel. Der gutaussehende Polospieler, der mit TV-Sternchen **Karin Lanz** zwei Kinder hat (die beiden sind längst getrennt), hat Restau-



Fast verliebt

Innerer Marroniefen

Von Claudia Schumacher

Ist Ihnen auch so kalt? Ohne den Zauber der Weihnachtsmarktlichter macht der Schnee nur eisige Füsse statt strahlende Augen. Und die Sonne, ein Schatten ihres Sommerselbst, ist keine grosse Hilfe.

Kommt sie mal raus, scheint sie matt und distanziert wie ein Magermodell. Brrr. Zeit, den inneren Marroniefen anzuwerfen.

«Du glaubst es nicht. Rate!», befiehlt Céline, eine junge Journalistin, mit glühenden Apfelbäckchen beim Mittagessen im neuen Jahr. Dünnes Blüschchen, Rock, keine Rücksicht aufs Thermometer: klares Indiz einer jungen Bettgeschichte. «Der Neue aus der Sportredaktion!», klärt sie mich ohne Abwarten über den Kerl auf, der heute Morgen ihre Zahnbürste mitbenutzen durfte, weil alles so ungeplant kam – angeblich. Dabei hatten sie schon Silvester gemeinsam verbracht. «Ich weiss, ich weiss: Don't fuck the company!», begegnet Céline meinem skeptischen Blick. «Aber der hat mich umgehauen. Die Augen, der charmante Mail-Wechsel – und im Bett: Also, der Junge kennt keine falsche Scheu!» Céline kichert dümmlich. Dieser Zustand



Von Erfolg zu Erfolg: Hanna Scheuring.



Im Duo: Nadine Ledermann, Silvana Spillmann.



Vorzeige-Enkel: Cédric Schweri.

rants in Mexiko und in Zürich, neben anderen die Tapas-Bar «Tinto».

Karl Schweri war ein superschlaues Kopf, ein innovativer Geschäftsmann, ein streitbarer Unternehmer, der sich mit diversen Initiativen in die Politik einmischte. Am 31. März würde er hundert Jahre alt. Der Publizist Karl Lüönd schreibt aus diesem Anlass eine umfassende Biografie.

Es war für das Bernhard-Theater ein grosser Glücksfall, dass Hanna Scheuring die Zügel übernahm. Das Haus stand vor der Schliessung, es hatte – nach dem Tod von Gründer Rudolf Bernhard und dessen Nachfolger Eynar Grabowsky – einen solchen Direktoren-Wirrwarr hinter sich, dass es quasi als unleitbar galt. Bis – im Oktober 2014 – Hanna Scheuring erschien. Das Theater wurde der sehr hübschen Schauspielerinnen vom Opernhaus (unter dessen Schirmherrschaft das Bernhard-Theater steht) anvertraut, und seither eilt die Unterhaltungsbühne von Erfolg zu Erfolg.

Jetzt konnte das Bernhard-Theater seinen 75. Geburtstag feiern. Zum Dank für ihre tolle Leistung fiel Opernhaus-Intendant Andreas Homoki vor Hanna Scheuring auf die Knie: eine schon fast historische Geste (sein Vorgänger Alexander Pereira hatte den Kniefall geradezu inflationär zelebriert) anlässlich der grossen 75-Jahre-Gala im Bernhard-Theater, wo das Who's who der Schweizer Unterhaltungsszene vollzählig versammelt war: die Schauspieler Walter Andreas Müller (WAM), Erich Vock, Autor Domenico Blass, Elisabeth Schnell, die stolze 86 ist und erzählte, dass sie noch mit Rudolf Bernhard auf der Bühne stand: «Für 20 Franken pro Vorstellung, Nachmittagsvorstellungen die Hälfte, und an Feiertagen ohne Gage.»

ziehung. Ich habe mal von einem Journalistenpaar gehört, wo die Frau nach der Trennung für die Männerwelt verloren war und es als Nächstes mit einer Frau versuchte. Bei zwei anderen griff am Ende die Polizei ein. Céline hört sich mein lautes Nachdenken an. Unbeeindruckt. «Ach, das wird bei uns anders, ich hab echt ein gutes Gefühl!» Als sie geht – der Kaffee ist bereits dem Neuen vorbehalten – bleibe ich zurück, vor dem letzten Stück kaltem Sushi, und ziehe ebenso besserwisserisch wie neidisch meine Strickjacke enger. Brrr. Célines Hintern wackelt fröhlich davon.

Was aus ihr und dem Sportjournalisten wird? Mal sehen – hier, wo von nun an jede Woche ein bisschen Liebe erzählt wird. Die nächste gehört Maxim, der lauter Frauen hat, aber eben nicht die richtige.

kompletter Bumsbesoffenheit nach einer ersten Nacht – beneidenswert.

Am Ende kommt die Polizei

Allerdings verstösst Céline mit ihrer Affäre innerhalb ihrer Zeitung gegen ein Naturgesetz: Zwei gleiche Pole stossen sich ab. Zwei Sozialarbeiter? Haben gemeinsam mehr adoptierte Kinder und Katzen, als in jede Wohnung passen, die sie bezahlen könnten. Oder nehmen wir zwei Unternehmensberater: Während sie nach Frankfurt fliegt, wo sie siebzig Stunden die Woche an den slides für die Verlegung eines Zürcher Callcenters in den Kosovo bastelt, wird bei ihm plötzlich die Teamkollegin Natascha zum Star seiner privaten Portfolioanalyse.

Das Problem beim Inzest in der Medienbranche? Dort sind alle verrückt. Und mehr als ein gestörtes Element verträgt keine Be-



Unten durch

Totale Freiheit

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du und deine Freundin wohnen im selben Haus, aber in zwei Wohnungen, die übereinanderliegen. Vielleicht schnarchst du, oder sie hat ein Kind, das dich nicht mag, deshalb wollt ihr nicht zusammenziehen. Ihr findet es sogar sexy, mal in deinem und mal in ihrem Bett rumzualbern. Ihr glaubt, dass es eure Leidenschaft jung hält, wenn ihr abends nicht gemeinsam die Zähne putzt. Kann ja sein, dass das stimmt. Aber andererseits hast du Massivholzdiele aus der Gründerzeit. Sie auch, es sind zwei Altbauwohnungen, gleicher Grundriss. Aber du wohnst über ihr. Du gehst über diese schönen alten Dielen, die zwei Weltkriege und 116 Bundesräte überstanden haben, und jeden deiner Schritte kommentieren die Holzbretter mit einem «Krrräk, schnnn!»

Bisher hat dich das überhaupt nicht gestört, im Gegenteil, es war gemütlich, wie bei Regen im Auto zu sitzen. Aber bisher wohnte unter dir nur eine Nachbarin und nicht die Frau, die du liebst, und die jetzt jeden deiner Schritte hört. Sie sitzt in ihrem Wohnzimmer in roten Socken auf ihrem Elefantenhautsofa (natürlich Imitat, oder es war ein schon vorher toter Elefant) und liest einen Lokalkrimi und hört über sich dein «Krrräk, schnnn, krrräk, krrräk, schnnn». Jetzt hast du die Balkontür erreicht, und sie hört unten nichts mehr, weil du stillstehst. Du öffnest die Balkontür, um zu lüften, und dir ist extrem bewusst, dass deine Freundin, wenn du jetzt ins Arbeitszimmer zurückgehst, weiss, dass du ins Arbeitszimmer gehst.

Kürzlich hat sie dir erzählt, dass sie ihrer besten Freundin anvertraut hat, dass ihr jetzt zusammen seid. «Sie hat mich gefragt, wo du wohnst, und ich hab gesagt: «Er wohnt auf meinem Kopf!»» Sie findet es lustig, nein, sogar schön, beruhigend, deine Schritte zu hören. Sie weiss, wann du werktags ins Bett gehst: «Immer um halb eins gehst du ins Bett. Ich bin dann manchmal noch wach und höre dich.» Seit sie das gesagt hat, gehst du um halb eins auf Zehenspitzen in dein Schlafzimmer. Sie hat einen harten Job, täglicher Überlebenskampf, du willst sie nicht wecken, falls sie schon schläft. Im Schlafzimmer knarrt der Boden besonders bru-

» Fortsetzung auf Seite 72

»» Fortsetzung von Seite 71

tal. Kann sein, dass im Ersten Weltkrieg hier mal einer sein Tafelsilber und einen bildhübschen weiblichen Deserteur versteckt hat, der Boden unter den Brettern scheint jedenfalls hohl zu sein. Beim Drübergehen macht es «Quiii! Quaaa! Quiii! Quaaa!», selbst wenn du auf Zehenspitzen gehst und mit angehaltenem Atem. Es ist nicht nur, dass du deine Freundin nicht wecken willst – du willst vor allem nicht, dass sie weiss, dass du jetzt ins Bett gehst.

Du überlegst dir ernsthaft, von der Schlafzimmertür zum Bett ein Drahtseil zu spannen. Dann könntest du dich vom Flur aus am Seil über den Schlafzimmerboden zum Bett hangeln wie Indiana Jones. Deine Freundin würde dann nur hören, dass du durch den Flur zur Schlafzimmertür gehst, aber dort würde sich deine Spur verlieren, und sie würde nie erfahren, ob du in dieser Nacht in deinem Bett geschlafen hast oder nicht. Bei diesem Gedanken empfindest du ein Gefühl totaler Freiheit.

Am nächsten Tag, während eines Schäferstündchens bei ihr unten, fragt sie: «Was hast du eigentlich gestern Abend in der Küche fallen lassen?» Du hast gestern das Brotmesser fallen lassen, und selbst das hat sie gehört! Wahrscheinlich hört sie durchs Abflussrohr, das eure Badezimmer miteinander verbindet, sogar, wenn du beim Zähneputzen furzt! Jetzt reicht es dir, und du sagst: «Hör mal, Schatz, wir müssen reden.» Du willst ihr sagen, dass euer Nichtzusammenwohnen dich einengt. Dass du beim Leben in zwei Wohnungen das Gefühl zu grosser Nähe hast. Aber du merkst: Es wäre schwierig, ihr das zu erklären. Und es gibt ja auch noch eine andere Lösung für dein Problem. Also räusperst du dich und sagst: «Schatz, ich finde, wir sollten zusammenziehen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Autochthoner Supertoskaner

Von Peter Rüedi

Das Weingut Riecine in Gaiole in Chianti ist insofern eine Kuriosität, als ein Brite in den siebziger Jahren seine Wiederbelebung initiierte. Das Terrain ist uraltes Rebgebiet, das vor Jahrtausenden schon die Etrusker kultiviert hatten. Aber erst 1971 kaufte John Dunkley die ersten eineinhalb Hektaren von dem berühmten Kloster Badia a Coltibuono, seinerseits ein mythischer Schwerpunkt des neuen Chianti. Lag den Briten ursprünglich das Bordelais seit dem Hundertjährigen Krieg naturgemäss näher (unzählige renommierte Namen der Bordeaux-Nomenklatura zeugen davon, von Château Smith Haut Lafitte bis Château Talbot), ist die Leidenschaft von Mister Dunkley für die toskanische Ursorte Sangiovese doch eher ungewöhnlich. Auch als er sich zu einem veritablen eigenen «Supertuscan» entschloss, hielt er der autochthonen Sorte die Treue.

Der Wein mit dem sprechenden Namen «La Gioia» kommt, anders als alle anderen Supertuscans, ohne jedes Minimum eines Bordeaux-Satzes (Cabernet Sauvignon, Caber-

net Franc, Merlot, Malbec) aus. Es ist ein staunenswert konzentrierter und dichter, dennoch frischer, hundertprozentiger Sangiovese (tatsächlich werden dem Most nach der Methode des französischen «Saignée» je nach Jahrgang 10 bis 15 Prozent entzogen). Von Dunkley, dem seit 1991 als hauseigener Önologe der Schotte Sean O'Callaghan zur Seite steht (neben renommierten italienischen *winemakern* als Beratern, zuerst Carlo Ferrini, heute Alessandro Campatelli), ist der Satz überliefert: «Sobald Baron Philippe de Rothschild beginnt, Sangiovese zu pflanzen, lasse ich mich zum Cabernet Sauvignon bekehren.»

Mit Fingerspitzengefühl

Der reinsortige Sangiovese als Supertuscan ist eine grosse Ausnahme (wenn wir einmal von den grossen Brunello di Montalcino absehen, die die Bezeichnung aber niemals auf sich beziehen würden). In der Regel versteht man darunter vorab in der nördlichen Maremma ab den siebziger Jahren gezogene Weine, die einem Bordeaux-Ideal nahekommen, was die Traubensorten wie was den Ausbau in Barriques betrifft. Nicht so La Gioia von Riecine, der als purer Sangiovese (beim Chianti die Norm) in der Tat eine reine Freude ist, ein grosses, intensives Vergnügen. Die nur zwanzig Hektoliter pro Hektare (eine extreme Mengenbeschränkung!) werden lang mazeriert (bis vierzig Tage), mit Fingerspitzengefühl in neuem und gebrauchtem Holz ausgebaut – der Wein beeindruckt durch eine tolle Aromatik (dunkle Frucht, Brombeeren, Kirschen, schwarze Johannisbeeren, am Ende etwas Tabak und Kakao) und wirkt trotz der Konzentration doch nie überinszeniert.

Riecine: La Gioia. Toscana IGT 2012. 13,5%. Weibel Weine, Thun. Fr. 48.90. www.weibelweine.ch

DIE WELTWOCH

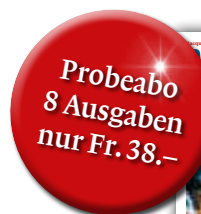
Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Leben auf der Ladefläche

Der Toyota Hilux ist der Geländewagen für besondere Ansprüche und für Leute mit Sinn für die Geschichte. *Von David Schnapp*

Es braucht einiges, bis Autos zu Legenden werden. Zunächst müssen sie über längere Zeit produziert werden, und dann sollten sie natürlich besondere Leistungen erbracht haben. Meist geschieht dies in den Kategorien «Abenteuer» oder «Sport», gemeint sind deshalb Fahrzeugmodelle wie die Corvette von Chevrolet, der 911er von Porsche, der Defender von Land Rover oder der Hilux von Toyota.

Toyota Hilux Sol Premium

Hubraum: 2393 ccm
 Leistung: 150 PS/110 kW,
 Höchstgeschwindigkeit: 170 km/h
 Preis: Fr. 42 000.–,
 Testauto: Fr. 48 870.–



Der Hilux von Toyota wird seit 1968 als Pickup, als Geländewagen mit Ladebrücke, produziert, unseren roten Testwagen mit grossformatigem «4x4»-Schriftzug und Doppelkabine könnte man auch als etwas überdimensioniertes Familienauto oder als Zugfahrzeug für einen Wohnwagen im Zivilleben einsetzen, und dieser repräsentiert bereits die achte Generation. Bei Wikipedia steht, er werde vorwiegend als «Nutzfahrzeug für Bauern, Handwerker, Forstarbeiter oder auf Baustellen» eingesetzt. Aber der Hilux (von *high luxury*) hat eben auch die Aura der Legende.

«Top Gear» sei Dank

Zu verdanken hat er das unter anderem «Top Gear», der vormals besten Autosendung der Welt. 2007 fuhren die Moderatoren James May und Jeremy Clarkson als erste Menschen überhaupt mit zwei Hilux zum nördlichen Magnetpol. Natürlich mit einem ganzen Team und stark modifizierten Fahrzeugen, aber es ist heute noch ein überzeugender Werbespot für

ein Auto, das nicht zuletzt dank einfacher Technik wie Blattfedern zu den robustesten seiner Art gehört. Unter dem Titel «Killing a Toyota» versuchte Clarkson in einer späteren Sendung, einen Hilux zu zerstören. Er fuhr eine Treppe hinunter, seitlich gegen eine Mauer, frontal gegen einen Baum, und er parkierte den Wagen am Meer und wartete auf die Flut. Weder fünf Stunden im Salzwasser noch das Fallenlassen eines Wohnwagens aus einigen Metern Höhe auf den Hilux konnten diesen «töten» – und auch nicht eine Abrissbirne oder Feuer. Mit diesen Bildern im Kopf steigen wir in den Toyota, dessen Innenleben so rustikal aussieht, wie das Äussere wirkt, auch wenn mittlerweile ein feiner Touchscreen in der Mittelkonsole hängt. Aber der Drehschalter für den Allradantrieb und das Untersetzungsgetriebe ist so grobschlächtig, dass man grösstmögliches Vertrauen zur Technik fasst.

Der Hilux enttäuscht dieses Vertrauen nicht. Selbst als Langstreckenfahrzeug gibt er sich gemächlich, die 150 PS und 400 Nm aus dem 4-Zylinder-Reihendieselmotor sind nicht üppig, sondern auf viel Kraft bei tiefen Drehzahlen ausgelegt. Und falls man nicht halbe Bäume transportieren will, dient die riesige Ladefläche mit der schweren Klappe als Spielplatz für Kinder, die der Hilux durch seine unverwüstliche Erscheinung gleichermassen fasziniert wie ihre Eltern, die «Top Gear» gesehen haben.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich über die Unsitte ärgern, immer häufiger in Geschäften mit einem kollegialen Du angesprochen zu werden?

Andreas Schweizer, Zürich

Ja, das darf man. Schweizer tun sich zwar grundsätzlich leichter mit dem Duzen als Deutsche – am Arbeitsplatz, in der Freizeit, beim Wandern. Aber sie folgen dabei genauen Regeln. Das wahllose Geduze in Geschäften hingegen ist nur tölpel- und rüpelhaft. Es ist ein hässlicher Import: Deutsche, die versuchen, locker zu sein. *Wolfgang Koydl*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Nein, was hier abgelaufen ist, lässt kein Hinterfragen und keine Entschuldigung zu.» *Hans Christian Müller*

«Entlastung light»

Nr. 51/52 – «Tanz auf dem Hochseil»; René Zeller über die Politik der FDP

Es ehrt die *Weltwoche*, wenn sie mit Bezug auf die himmeltraurige «Umsetzung» von Artikel 121a BV für die FDP noch einige Kohlen aus dem Feuer holen will. Doch eine «Entlastung light» ist auch hier ganz einfach nicht möglich. Nach der Gesprächsverweigerung der EU-Exponenten hätte der Bundesrat schon 2014 eine harte Umsetzung des Volkswillens in Aussicht stellen und dem Parlament eine solche beantragen müssen, zumal aus Brüssel eine Gefährdung der Bilateralen nie in Aussicht gestellt worden ist. Es ist anzunehmen, dass Herr Juncker persönlich um Verhandlungen gebeten hätte. Nein, was hier abgelaufen ist, lässt kein Hinterfragen und keine Entschuldigung zu.

Hans Christian Müller, Zürich

Volksmisachtungsparlament

Nr. 51/52 – «Neue Gelüste»; Florian Schwab über Forderungen aus Brüssel

Nun ist es also so weit: Die EU schaut der Schweiz genau auf die Finger dabei, wie sie die Masseneinwanderungsinitiative umsetzt! Aber die EU ist immer noch nicht zufrieden. Das ist ja auch nicht nötig, mit unserem Volksmisachtungsparlament und unserem devoten Bundesrat, dem die EU wichtiger ist als das eigene Volk. Der Gipfel ist aber, dass sich unsere Volksvertreter (ich meine Volkstreter im wörtlichen Sinn) ohne Not herumkommandieren und befehligen lassen. Hätte man einen Blocher, Köppel oder Amstutz für die Verhandlungen nach Brüssel geschickt, hätte die EU heute Respekt vor der Schweiz. *Marcel Weber, St. Ursen*

Dickes Halleluja

Nr. 51/52 – «Über Religion»; Editorial von Roger Köppel

Da hat sich ein Verleger an das Thema Religion gewagt. Mutig, wie man es von der *Weltwoche* nicht anders erwartet. Eine echte Predigt ist daraus geworden, die nicht nur in die Weihnachtszeit passt, sondern zu jedem Tag des Jahres. Wenn die Priester unserer Landeskirchen ihren Gläubigen und Religiösen eine ebenso klare Message zusprechen würden, wären auch die Kirchenbänke wieder besser besetzt.

Karl Erne, Unterentfelden

Roger Köppels Gedanken über Religion verdienen ein dickes Halleluja. Mit einfachen, tiefsinnigen Worten entlarvt er den religiösen Wahn, sich durch gute Leistungen den Himmel erkau-

fen zu können. Denn Gott ist kein kosmischer Erbsenzähler, der zum Zeitvertreib jedes Gebet und jeden Kirchenbesuch positiv in der himmlischen Bilanz verbucht. *Werner Pfleger, Aadorf*

Die katholische Kirche hat 1500 Jahre gebraucht, bis sie am Tiefpunkt ihrer Verirrung die ersten sogenannten Ketzer durch die Inquisition verbrannte. Der von Köppel gelobte Calvin wartete in Genf nur wenige Jahre, bis er in seiner Gottesstadt Andersdenkende öffentlich hinrichten liess. Am Ende möchte Köppel den Glauben von der religiösen Verseuchung befreien. Welche Verseuchung meint er? Ich habe den Eindruck, dass der Chefredaktor – auch wenn er die Reformatoren bezieht – bei diesem Editorial im Alten Testament steckengeblieben ist. *Beat Meister, Hochdorf*

Geniale Vorschläge

Nr. 51/52 – «Ausserordentliche Gelegenheit»; Henry Kissinger über Donald Trump

So doof Trump in gewissen seiner früheren Aussprüche erschienen ist, die von seinen Gegnern im Wahlkampf ausgeschlachtet und von unzähligen Schreibern weltweit kolportiert worden sind, so intelligent scheint mir bisher das zu sein, was er, mindestens in der Aussenpolitik, tatsächlich tut. Es ist eine ausserordentlich gute Idee von Trump, sich den Rat Kissingers anzuhören, ich halte dessen Vorschläge für genial. Trump handelt politisch wesentlich klüger als die Klatschtante, gegen die er angetreten ist. *Friedrich Külling, Hünibach*

Strategische Ausrichtung verloren

Nr. 51/52 – «Links schwenkt! Marsch»; Oswald Rohner über die «neue FDP»

Seit den Zeiten von Präsident Franz Steinegger hat die Partei völlig die strategische Ausrichtung verloren. Als Alt-Parteisekretär der FDP von Kanton und Stadt Zürich ist es mir völlig unverständlich, wieso man sich aus lauter Abscheu vor der SVP lieber mit der Levrat-SP verbindet, als bürgerliche Politik zu betreiben. Eigentlich müsste das neue kommunistische DDR-Programm der SP Schweiz zur Zwangselektüre jedes FDP-Politikers, insbesondere der Herren Müller (AG) und Fluri (SO), werden.

Thomas Schmidhauser, Luzern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14		15					16				
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29		30				31		32
33				34	35		36					37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51												52		
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Bei der Wanderung buchstäblich unumgänglich
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Die Glückliche, sagten zumindest die alten Römer. 7 Es bewegt sich in geheimen Tiefen. 12 Jordanien: Die Stadt am Golf mit gleichem Namen. 15 Unsern Philip stört es nicht, dass er zu kurz kommt. 16 Darunter schliefen schon Neandertaler. 17 Farbpigment, das der Schmuckträger oft auch kennt. 18 Gruppen-Mix aus Kunst und Sport in einem Wort. 19 Lucio, den Cantautore aus Bologna, vermissen wir. 20 Kind, so dann mag man es. 22 Nicht ZDF, solches TV aus der Türkei. 23 Diesen Einsatz müssen Pokerspieler zuerst mal bringen. 25 Medizinisch knapp formulierte Magersucht. 27 Was er gut kann: projizieren. 30 Kein Schweizer Samichlaus, dafür aber ein schwedischer Nikolaus. 33 Initialen oben am Kreuz Christi. 34 Global gesehen die grösste Exklave. 37 Schrei, nicht der von Munch, sondern vielleicht von Luc Besson. 39 Die Diode verfügt über zwei Anschlüsse, nur ein brauchen wir hier. 40 Bald hierhin, bald dorthin, zum Beispiel laufen. 42 Tierische Lichtquelle von einst. 45 Ganz und gar unbeugsam. 47 Erst Grossfürstin von Kiew, danach Heilige. 48 Winzige Schlingen, die mit den Haken. 50 Süsse Dinger, zumindest was ihr Produkt betrifft. 51 Klingt ganz nach dringend sein. 52 Loge, und wie sie zum Geistlichen wird. 53 Indigene Völker, philippinisch. 54 Kontinentale Landmasse.

Senkrecht — 1 Das Halali bedeutet ihr ritualisiertes Ende. 2 Mit solch einem Pelz kann man nicht viel anfangen. 3 Doppelter Genuss: Energie- und Fantasiespender. 4 Das US-Untnehmen animiert zum hineinbeissen. 5 Sprache und Schrift passen zu jenem Land. 6 Steht vor ihr und macht sie nicht fassbar. 8 Dieser Süsswassersee: der tiefste und älteste der Erde. 9 Richters Kleidungsstück, etwas verrückt. 10 Das Herz ist nur ohne Seele eines. 11 So ein Hammel, aus rückwärtiger Perspektive. 13 Da ist er jemandem geplatzt. 14 Der Frauenheld, wie er sich in Guy de Maupassants Roman zeigt. 21 Beim einen sorgt sie für Entspannung, beim andern für Empörung. 24 Machen Sie jetzt, aber in falscher Reihenfolge. 26 Kokospalme auf Polynesisch meint jenes Atoll im Pazifischen Ozean. 27 Auf Beamtendeutsch ein Landschaftsbestandteil. 28 Binnengewässer, doch eher Wüste als Wasser. 29 Unter dem Schenkel wird man fündig. 31 Heckendorn, Schwarzdorn, oder dann so. 32 Klangvolle Begleiterin altgriechischer Dichtung (i statt y). 35 Von Nutzen sein, ideell oder materiell. 36 Südosteuropäer, Binnenstaatler. 38 Wie ein Regen niedergehen. 41 Der Schweizer Circus lässt bei Tessinern Berge erahnen. 43 Gutenberg läutete eine ein. 44 Er ersetzt die Hefe, sie auch. 46 Hagen, da denken wir doch ansie, diesingt. 49 Überwachung ganz im Sinne der USA.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 498

	G	E	G	E	N	D		M		S	K	R	A	M			
S	A	I	E	M			R	A	A	B		E	I	R	E		
K	O	E	B	I			A	N	G	R	E	I	F	E	R		
Y	V	E	R	H			U	N	G	E	R	N		N	E		
F	G	E	R		A		F	I	S	R	E	G	E	N			
U							M	I	M	E		L	O	S	U	N	G
H	I	S	S	O	N	E			W	A	R	F	E				U
	N	E	U	N			R	I	E	U		A	R	M	E		
F	E	R	T	I	G	U	N	G			U	L	N	A			
R	E	I	T	E	N			D	E	U	T	I	I	C	H		
I		T	E	R	U	L	A			L	A	S	C	H			
Ü	B	E	R		S			W	I	T	H		A	T	I		

Waagrecht — 1 GEGEND 7 SKRAM 12 SALEM 13 RAAB 16 EIRE (Eier) 17 KOEBI 18 ANGREIFER 20 VERHUNGERN 22 (Ei-)NE 23 EGER (Eiger) 25 EISREGEN 27 MIME 29 LOSUNG 30 BISSONE 33 WARFE (Waffe) 34 NEUN 35 RIEU 37 ARME 39 FERTIGUNG 41 ULNA (lat.-anat. f. Elle) 42 REITEN 43 DEUTLICH 45 FERULA 46 LASCH 47 OBER 48 WITH (engl. f. bei) 49 ATI (tia, span. f. Tante)

Senkrecht — 1 GAO 2 ELEVE 3 GEBER 4 EMIR 5 DRAU 6 MAGGI 8 KEINESFALLS 9 RIF (kurz f. Ruhe in Frieden) 10 ARENEN 11 MEREINGUE 12 SKYE 14 ANNEE (franz. f. année, weibl. im Gegensatz zu an, männl.) 15 BRESLAU 19 (404) ERROR (weit verbreitete Fehlermeldung im Internet) 21 HAIN 24 GUINEE 26 GUERNICA 27 MONIER 28 MERU 31 SERIFE (Querstriche am oberen und unteren Ende von Buchstaben) 32 SUTTER 33 WEGE 36 INDAW 38 MACHT 39 FRIO (span. f. kalt) 40 GNUS 41 UTAH 44 (P-)ULT

Lösungswort — SAISONARBEIT

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



B 220 d 4MATIC «Swiss Star», 2143 cm³, 177 PS (130 kW), Barkaufpreis: CHF 37 130.- (Fahrzeugwert CHF 48 755.- abzüglich CHF 11 625.- Preisvorteil), 5,0 l/100 km, (Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km), 131 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 134 g CO₂/km), CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 1,92%, 1. grosse Rate: CHF 9550.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 229.-. Exklusive Ratenabsicherung PPI. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Gültig bei teilnehmenden Händlern. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Angebot gültig bis 31.1.2017. Immatriculation bis 30.4.2017. Abgebildetes Modell: B 220 d 4MATIC «Swiss Star» inkl. Sonderausstattungen («Swiss Star», AMG Line, Night-Paket, Abstands-Pilot DISTRONIC), Barkaufpreis: CHF 41 854.-, 5,0 l/100 km, (Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km), 131 g CO₂/km, CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 1,92%, 1. grosse Rate: CHF 10 300.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 269.-. Angebot gültig bis 31.1.2017. Immatriculation bis 30.4.2017. Unverbindliche Preisempfehlung. Änderungen vorbehalten.

Die B-Klasse 4MATIC mit bis zu 23 % Preisvorteil.

Ganz egal, ob Sie in der B-Klasse alleine oder mit Ihrer ganzen Familie unterwegs sind – stilvoll reisen Sie immer. Und auch Nässe und Schnee bringen Sie nicht aus der Ruhe. Denn mit dem Allradantrieb 4MATIC steht Ihnen selbst bei widrigen Bedingungen ein kompetenter Partner zur Seite. So geniessen Sie in dem Sports Tourer nicht nur maximalen Komfort, sondern auch höchste Sicherheit.

www.mercedes-benz.ch/4MATIC

Mercedes-Benz
Das Beste oder nichts.

